GREGOR STEIN

TURM DER GERECHTIGKEIT

Novellen und Erzählungen

GREGOR STEIN

Turm der Gerechtigkeit

NOVELLEN
UND ERZÄHLUNGEN

1983

Verlag „De Frëndeskrees", Luxemburg

© 1983 by „De Frëndeskrees", Luxemburg-Strassen
Druck der Sankt-Paulus-Druckerei A.G., Luxemburg

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Der Prozeß des Pythagoras	7
Das Gewissen des Königs	29
Die Entdeckung des Giano Coricio	51
Mörder Unmut	95
Blut der Freiheit	131
Turm der Gerechtigkeit	177
Die Chopinsche Tonpeitsche	229
Mordsferien in der Haute-Savoie	237
Eine schlichte Heiratsgeschichte	281
Jakob Blinkleins tragisches Schicksal	319

DER PROZESS DES PYTHAGORAS

Die Halle des Gerichtstempels hallte wider von den Reden und Aufschreien Derer, die den Gang der Verhandlungen mißbilligten und erzürnt waren über die plötzliche Unterbrechung, welche nach den langen und überzeugenden Anklagereden wider jede Gepflogenheit vom Obersten der Richter beantragt und, nach einigen peinlichen Augenblicken des halben Zauderns und des heimlichen Zuflüsterns, von den Geschworenen gebilligt worden war.

Die unerwartete Pause verhieß, nach der Meinung aller Hörer, eine Wendung in der Prozedur, mit der am wenigsten die Sybariten, deren Anführer gewaltsam nach vorne drängten, sich abzufinden gesonnen waren, während die offensichtlich enttäuschten Krotoniaten in den ersten Reihen deutlich zu erkennen gaben, daß die wirklich überraschende Cäsur in den richterlichen Auseinandersetzungen nicht nach ihren Intentionen war.

Die überlauten Anschuldigungen des Kallikles, der mit einer ungeheuchelten Ergriffenheit die staatsgefährdenden Lehren und die stadtbedrohenden Handlungen des Pythagoras hervorgehoben und zur gleichen Zeit den geistigen Stimmungen der Allgemeinheit einen explosiven Hintergrund in der Formulierung harter Forderungen gesichert hatte, waren von einer derart zündenden Kraft gewesen, daß die meisten Lauscher sich bedenkenlos bereit gefunden hatten, gleich in einem chorischen Refrain den Hinrichtungstod des alten Weisen zu verlangen.

Dieser stand, fast unbeweglich wie ein meisterliches Steinbild, in der Mitte des Vorraumes, blickte dauernd geradeaus, als ob der Lärm des Volkes ungehört an ihm verschäumen müßte, sah nicht einmal abwärts nach Theano, seiner bleichgewordenen Frau, die kein Auge von ihm wandte, weil sie unentwegt nach einem Gruß aus seinen Zügen gierte, und schien durch die Offenheiten des besonnten

Säulengangs hinüber zu schauen in die letzte Bläue des Himmels, dessen Ausläufer sich, in einer gedämpften Dunstigkeit, mit allen blauen Fließungen des Meeres vermählten.

Erst dann kehrte er in die nahe Wirklichkeit zurück, als der Oberste der Richter in die Hände klatschte, dem Redewirrwarr durch die vorgehobenen Arme Einhalt gebot, die Stille eine Weile wirken ließ und schließlich den einstimmig gefaßten Beschluß des Tribunals verkündete:

Es sei, bis jetzt, wohl nicht der Brauch gewesen, den Angeklagten durch das Mittel einer Freundesstimme für sich selber werben zu lassen, um auf solche Weise die erdrückenden Behauptungen der Ankläger zu entkräften zu suchen. Hier aber, in dem ersten ungewöhnlichen Falle, dürfe doch eine Ausnahme gestattet werden, da Pythagoras unstreitig eine geschichtliche Sondererscheinung darstelle und auf Grund des Ruhmes, der ihn ebenso belaste wie die Schuld am Untergange einer Civitas wie Sybaris, auch eine außerordentliche Behandlung verdiene. Es habe deshalb der hohe Gerichtshof beschlossen, den eindringlichen Bitten des gegenwärtigen Zamolxis nachzukommen, ihm, anstelle des geschlagenen Meisters, welcher unverständlicher Weise nur dem Schweigen Ausdruck gebe, ohne weiteres das Wort zu erteilen und in Geduld, wenn auch nicht sonderliche Wunder der Beredsamkeit erwartend, die Argumente eines gewißlich auszuweisenden Fremdlings anzuhören. Die Bürger sollten, allen prinzipiellen Bedenken zum Trotz, das gute Beispiel ihrer Richter nachahmen und der unbezwingbaren Unrast noch ein sehr geringes Opfer zugestehen. Zamolxis möge also vortreten und der Wahrheit, nur der Wahrheit, nichts anderm als der Wahrheit jene Ehre zuwenden, welche ihr gebühre!

Bevor der Aufgerufene hinüberschreiten konnte in den freien Mittenraum, um dort, fast Arm an Arm mit dem Beschuldigten, mehr in der lassen Haltung des Belasteten als in der leichten Körperstraffung des Entlastenden, sich ruhig aufzustellen, riefen etliche der stark erregten Sybariten einen Zwischenfall hervor, der ohne Zweifel auch die ruhigsten der einheimischen Krotoniaten hingerissen hätte, wenn nicht unverhofft Theano aufgestanden wäre, um, königlich gemessenen Schritts, beinahe feierlich wie eine Priesterin, gleich hinter

Zamolxis in die Arena der Verfemten einzutreten und neben ihrem wachgewordenen Manne still und lächelnd zu erstarren.

Die Ungewöhnlichkeit ihrer Erscheinung und die Ungewohntheit ihrer Tat verschlugen auch den lautesten Schreiern so die Sprache, daß der Aufruhr schon im ersten Anlauf abgedrosselt wurde. In einem Nu war alles Toben ausgelöscht, die Männer standen da und staunten, und die miterschrockenen Richter selber wußten für die Dauer mehrerer Herzschläge nicht, ob sie den bravourösen Gestus loben oder das Vergehen wider die geheiligte Ordnung ihres Dienstes tadeln sollten. Also schwiegen sie und duldeten den gewagten Akt der jungen Frau, die ihre Schönheit mit ins Spiel warf, um dem mutigen Schüler ihres Gatten die retterische Arbeit zu erleichtern und vielleicht die Abwendung des schlimmsten Unheils durch die wohl in Rechnung gestellte Wirkung ihrer Anmut zu ermöglichen.

Zamolxis erkannte rasch den Vorteil, den ihm dieses frauliche Wagnis verschaffte, verneigte sich in Ehrfurcht vor Theano, bevor er die gleiche Hauptbewegung vor den unbeweglich gewordenen Richtern wiederholte, wandte die schwerfällige Gestalt, so daß er halb den harrenden Geschworenen und halb den atemlosen Hörern zugerichtet war, und rief dann, feueriger als Kallikles, in die versammelten Gruppen hinein:

„Bürger des großgriechischen Reiches, Gegner und Bekämpfer einer unsterblichen Lehre, Freunde, trotz allem, der Gerechtigkeit und Richter eines schuldlosen Greises, erlaubt mir, einem ganz geringen Schüler jenes Angeklagten, den die kommenden Generationen bis ans Ende der Zeiten freisprechen werden, daß ich vor euch rede, wie das Herz mich treibt, da der Geist mich bewegt, bevor ihr meinen schwachen Sätzen die Stärke euerer vorgefaßten Meinung entgegensetzt!

Ja, ich weiß, daß ich, fast in Frechheit, euere Ungeduld herausfordere, indem ich euerm Zorne eine Rache vorenthalte, nach der er uneindämmbar schreit, seitdem ihr drüben das heilige Institut des Pythagoras vernichtet, seine Bewohner, welche unsere Freunde waren, erschlagen und seine tiefsten Geheimnisse bis zum Entsetzen entweiht habt. Ich weiß, daß ich euern Unmut siebzigmal vermehre,

wenn ich hier, wo unsere Sache zu Gericht steht, euere fürchterlichen Taten der vergangenen Tage noch einmal beschwöre.

Doch es sei drum, Bürger, und es gehe um mein eigenes Heil nicht weniger als um das größere des Lehrers, der euch offensichtlich übersieht, um nicht der himmelschreienden Sünde ins verzerrte Antlitz blicken zu müssen! Noch trägt er den Schreck von euern wilden Ausschreitungen in der Seele, und mir selber brennt das Blut noch an den fünfzig Körperwunden, die ihr mir vor sechsunddreißig Stunden geschlagen habt. Wohl vermag ich diese leicht zu vergessen und in Reinheit das Entsetzen zu verdrängen, welches unsern heißgeliebten Meister heimgesucht hat, wenn ich euch und mich, in einer und der gleichen Unbarmherzigkeit, vor das Gesetz der Wahrheit und vor die Forderung des Rechtes stelle.

Was aber bin ich, euch entgegen, daß ich solches ungerufen unternehme, wo ihr selber doch, wie Kallikles, der Jüngere, so wohlberedt bewiesen hat, die göttliche Verfassung und die höhere Justiz zu Unterlagen dieses ungeheuerlichen Prozesses gemacht habt?

Nun wohl, ich bin nicht mehr als ein verachteter Gete, einer aus dem viel gescholtenen Volk der Daker, den dennoch der größte Weise des Jahrtausends, das die Götter uns, den Sterblichen, bewilligt haben, aus der tiefsten Wildheit erlöst, zu seinem geliebten Sklaven gemacht und dadurch mit dem Ehrenmal der Weisheit gezeichnet hat. Daß ich denken kann, hat er allein bewirkt, und daß ich rede, wie ein wahrer Grieche vor dem Ohre seiner höchsten und unsichtbarsten Richter reden soll, ist nur die Folge seiner Gaben, durch die er mich den freundlichen Göttern gewonnen, dem geheimsten Wissen geschenkt und in der geläuterten Tugend befreit hat, um mich, wohl gegen seinen, doch mit meinem Willen, für die Zeit und für die Ewigkeit zu seinem ersten Diener zu erheben.

Ich war, ihr wißt es wohl, mit Gold und Silber überreich beladen, zu den Geten heimgekehrt, um dort mit einem Male wie ein Gott verehrt zu werden und in allen völkischen Zusammenkünften die unversiegbaren Borne meines Geistes ausfließen zu lassen über jene Brüder, die ihr fort und fort Barbaren nennt. Allein so groß war nicht die Verehrung, die ich in der fernen Heimat genoß, daß sie nicht verblaßt wäre vor dem Danke, den ich dem großen Pythagoras

schuldete, sobald die Welt, in der er, immer Gutes schaffend, wirkte, seinen Ruhm zu schmälern und seine Verdienste als das Gegenteil zu schildern unternahm.

Als mir die Kunde überbracht wurde, daß die Bürger dieser Stadt ihn heimlich zu verfolgen begannen, floh ich Jene, die mich halten und vergöttern wollten, und verpflichtete mich ganz dem Einen, der allein die Glorie des Divinen verdient.

Gewiß, ich kenne die Bedeutung eueres Murmelns, das versucht, die Heiligkeit des Weisen hier zu leugnen und den Frevel eueres Richtspruchs zu vergessen in der Allgewalt des Ressentimentes, aus dem allein ihr gegen unsere Bestrebungen zu den Waffen griffet. Nein, es ist nicht Götterliebe, die euch angetrieben, und nicht Leidenschaft zum Staate euerer Wahl, die euch die Fackeln der Zerstörung in die Hand gezwungen hat, es ist allein die nachtragende Gesinnung, die noch immer nicht hat verwinden können, daß ihr auch im Politischen von den herrlicheren Lehren dieses Meisters überwunden worden seid.

Was anders hat er euch denn angetan, als daß er die unendlichen Schätze seiner Seele euch zur Verfügung stellte und das Wunder fertig brachte, die Reichtümer seines Intellektes zur Voraussetzung eines wachsenden Vermögens auch im Wirklichen zu machen? Das aber ist, was ihr nicht ertragen konntet: die Alltagsglückung ohne Ende, welcher das Allerschwerste leicht und gleich Triumph zum angenehmen Stundenspielchen wurde.

Er strahlte stets und überstrahlte alles in der Fülle einer inneren Leuchtung, die euch tausendfältig zu erleuchten wußte. Ihr aber widerstandet, weil sein Erfolg den Neid und nicht die Liebe in euch wach schlug. Ihr verwarfet ihn, als auch die Himmlischen ihm jede Gunst bezeugten. Und ihr bekämpftet ihn mit den Waffen der Heimtücke, sobald er, als der Auserwählte dieser Frau, den schöneren Lohn für seine Geistesgaben sich errungen hatte.

Wohl, das sind Erwägungen, die Kallikles zu unterschlagen wußte, weil sie im Gewebe seiner bedrohlichen Ausführungen gestört und dem ergrauten Pythagoras eher Größe der Gesinnung als Niedrigkeit der Beweggründe zuerkannt hätten. Ich möchte damit

nicht behauptet haben, euerm öffentlichen Ankläger sei die eine oder die andere nachweisbare Unwahrheit unterlaufen, nein, der Redner, den ihr vorgeschickt habt, um einen Unsterblichen zu Fall zu bringen, ist ein erstaunlicher Logiker, ein unbestechlicher Feind der Lüge und ein bewundernswerter Sprachschöpfer, der durchaus verdiente, ein überragender Schüler Dessen genannt zu werden, den er in eurem Namen hier beschuldigen muß.

Es ist eine gewaltige, ja, es ist eine furchtbare Aufgabe, die er übernommen hat. Nur er konnte sie übernehmen und also erfüllen, daß nicht in alle Zukunft hinein die Verachtung der Philosophen und Gelehrten seinen Namen wie einen Fluchklang behandeln wird. Denn noch in seiner Gegnerschaft ist ihm der Gegner ehrwürdig erschienen und selbst im Feuer der Beredsamkeit hat er die Würde des Alters, nach der Väter Sitte, heilig gehalten. Allein er hat auch, das Meiste sagend, Manches nicht gesagt und gerade das verschwiegen, was den Beschuldigten zum mindesten vor dem Giftbecher bewahren könnte.

Und hier, ihr Bürger, wirkt die Unterschlagung einiger Fakten grausamer als der Schlag, den ihr dem weisesten der Weisen zugedacht habt. Denn seine Taten werden nur verständlich aus der Rückschau auf sein Leben und seine Gedanken liebenswert im Zusammenhang mit den geistigen und mit den körperlichen Abenteuern von früher. Bevor ihr die Fragen des Kallikles beantwortet: Was ist dieser Mann? Wie hat er sich versündigt an den Gesetzen dieses Staates?, müßt ihr etliche Vorfragen untersuchen und müßt ihr bestanden haben vor dem Ernste, den sie fordern, wenn sie aufklingen: Wo kommt dieser Große her? Wie ist er geworden? Und was hat er gewollt?

Ich bin vor euch und neben Kallikles nichts anderes als ein geringer Fremdling, den die Liebe zur Gerechtigkeit und die Leidenschaft zur Wahrheit angetrieben haben, euere wertvollste Persönlichkeit vor euerer eigenen Zerstörungswut zu schützen. Vielleicht ist dieses Unterfangen wahnwitzig in einem Augenblick, wo euere Geister übersieden unter der Glut einer politischen Besessenheit und euere innersten Sichtsinne geblendet sind von den Nachsprühungen der Feuersbrünste, die ihr drüben hervorgerufen habt. Nennt es, wie ihr wollt, und heißt mich selber einen Frechling, der das Gastrecht

freventlich verletze! Längst bin ich bereit, dem allerschlimmsten Scherbengerichte zum Opfer zu fallen, wenn mir nur gelingen kann, euch abzuhalten von einem Vergehen, das die Götter rächen würden an dem ganzen Volke.

Nur aus diesem Grunde beschwöre ich euch, ehrwürdige Vertreter der Gesamtheit, schont den ausgezeichneten Schüler des unvergeßlichen Hermodamas von Samos! Laßt sein Blut nicht über euch und über eure Kinder kommen und erwägt an seinen Lehren allein den Sinn und das Ziel seiner herrlichen Handlungen! Vergesset, o vergeßt vor allem nicht die entsetzlichen Tage des Polykrates, da der Tyrann den geistigen Mord der Besten plante, indem er nicht zulassen wollte, daß die begnadeten Bürger außer Landes gingen, um in der Ferne an sämtlichen Quellen des Wissens zu trinken, heimzukehren und die Reichtümer ihrer Weisheit einzusetzen, damit die Stärke des Vaterlandes zugleich mit dem Ruhme der Nation vermehrt würde!

Wer war es, der als Erster durch die entschlossene Tat gegen die Gewalt zu protestieren wagte? Dieser da, den ihr, gewaltsamer noch als Polykrates, um Ehre und Leben bringen möchtet!

Doch nicht mehr, ihr seht es, als der blinde Eifer des Tyrannen, vermag die Wut eueres Hasses ihn zu beugen. Denn zu vieles hat er mitgemacht, seitdem das Schicksal ihn dem Leid geboren und zu genialen Taten auch berufen hat.

Wie ist es damals gewesen, als er auf Lesbos beim Pherekydes, in Milet bei Thales und bei Anaximander ausgelernt hatte und dennoch in sich den Drang verspürte, seinen Geist an andern Orten nach dem Ursinn des Daseins spüren zu lassen? Wer hätte, gleich ihm, gewagt, hinüber nach dem rätselhaften Ägypten zu fahren, um wider den Willen der Priester, wenn auch mit den Empfehlungen hochmächtiger Freunde, in Memphis die Geheimnisse der Hieroglyphen zu enthüllen und, dank einer unzerstörbaren Ausdauer, einzudringen in die dunkelsten Mysterien eines theokratischen Systems, aus dem er ungeheuere Bereicherungen der Seele zu Gusten seiner eigenen Landsleute erfuhr? Seid ihr denn alle, Richter hier und Hörer dort, so stumpf in der Erinnerung geworden, daß ihr nicht mehr wissen könnt, wie hart das Los ihn drunten hat treffen müssen, als er, mitsamt den neugewonnenen Freunden, in Gefangenschaft geriet und

Jahre lang in Babylon das Joch der Knechtschaft trug, um doch sich, meisterhaft und herrisch, immer zum Gewinn der Heimatmenschen, einzuarbeiten in die Wissenschaft des Zoroaster und am Ende, heimgekehrt aus diesen Furchtbarkeiten ohne Zahl, die herrlichsten Erfahrungen zu euerem Besten auszuwerten?

Vielleicht hat die gute Fügung durch die Glorie der Stadt, die ihm allein zu verdanken ist, euch um das freudsame Gedächtnis gebracht, welches immerzu bereit sein will, die Wohltaten der Größeren in der Geschichte zu verherrlichen. Ich dürfte aber, um das Vergangene zu neuem Glanze zu erwecken, die bessere Gesinnung Derer von Samos und von Kreta, von Sparta und von Elis, von Delphi und von Syrakus, von Agrigent und von Tarent anrufen, damit von dorther, durch die Münder aller Nicht-Krotoniaten, laut und übermütig das Wunder dieses Mannes verkündet würde. Ich hätte ohne Schwierigkeiten Tausende herbeirufen können, und Tausende wären unverweilt gekommen, um hier, im Angesichte der Vergeßlichen und der Undankbaren, eine verletzte Ehre wiederherzustellen und ein Loblied erschallen zu lassen, das wohl die Erhabenheit des Pythagoras in alle Weiten vermeldet, aber zugleich auch die Niedrigkeit dieser Bürger, wenn nicht die Schande euerer Stadt für alle Zeiten festgehalten hätte.

So sehr jedoch ist mir des Angeklagten Wunsch bekannt, auf keinen Fall den guten Ruf der Kroton-Siedlung zu gefährden, um ihn, den Einzelnen, zu retten, daß ich auch diese Möglichkeit nicht einmal erwogen habe. Denn ich weiß, daß diese selbe Stadt, die sich an ihrem größten Philosophen zu vergreifen wagt, auch Hunderte von Männern besitzt, auf die noch immer die Wahrheit, auf welche pausenlos die Gerechtigkeit sich stützen darf. Sie rede ich an, wenn ich den heiklen Fall des Pythagoras, entgegen der Meinung des hinreißend wirkenden Kallikles, als die entsetzliche Folge eines Irrtums oder als die unerwartete Auswirkung eines Versehens vorstelle. Ihnen sage ich, als Zugewanderter, der die Stätte ihres Wirkens liebte wie den eigenen Geburtsort: Wie war es damals, als der Angeklagte hier zum ersten Male auftrat und euch alle dergewalt bezwang durch die unwiderstehliche Wucht seiner Ideen und durch das unbegreifliche Feuer seiner Darlegung, daß ihr mit Tränen in den Augen standet und noch weitere Offenbarungen erflehtet? Bat er, der kam und redete, so

hier wie anderswo, begnadete und gehen wollte, hier wie anderswo, um ein Asyl?

Nein, ihr selber bestürmtet ihn solange, bis er blieb, obschon die Nachbarstädte sich nach seiner guten Botschaft sehnten. Er blieb und lehrte im Palast des Milo so, daß mit einem Male der gesamte Kreis der Städte, die das beglückte Zentrum Kroton nah und ferner umschlossen, euch beneideten wie nie zuvor eine Siedlung in diesen Gegenden Groß-Griechenlands beneidet worden ist.

Strömten nicht von allen Seiten dorische Kolonisten, Männer der Wissenschaften und Verehrer der Weisheit, Priester und Laien, Edle und Feldherren, Seefahrer und Kaufleute durch die Straßen drüben, über welchen jetzt, da nur die Leere und das Schweigen sie erfüllen, das unbekannte, aber schon in seinen Anfängen zu ahnende Unheil lauert?

Jawohl, ihr verkündet mit Stolz den Gästen aus dem Mutterlande wie den Zugewanderten aus den Kolonien, daß ein außerordentlicher Liebling der Götter hier, bei euch, den Sohn des Eratokles, den Arzt Brontinus, Vater dieser erschütterten Frau, und noch fünfzig andere ihresgleichen aus dem gesamten Imperium in den okkulten Wissenschaften unterrichtet und euere engere Heimat an die Spitze aller Städte gehoben habe.

Euere Besten fanden sich in seinen Lehrstunden ein und hörten voller Bewunderung die Kunde von den nie zuvor geahnten Grundsätzen, nach welchen jeder wahre Staat im Namen der Freiheit und der Gerechtigkeit zu führen sei.

Freilich gelangten nicht Alle, die sich um ihn drängten, aus dem ersten Stadium der Aufklärung in den letzten der Initiation, das die Läuterung des Geschöpfes in einer priesterlichen Gesinnung zu vollenden weiß. Und hier, ehrwürdige Richter, setzten die heimlichen Gegner des erfolgreichen Pythagoras, die kleinlichen Geister aus der Tiefe und die engherzigen Streber im Gefolge aller Großen, die unzulänglichen Fanatiker und die ewigen Korruptoren der Gesellschaft, jene hungrigen Hyänen des Volkes, die nur dann im Vollen zu schwelgen vermögen, wenn die mörderische Unordnung ihre Opfer hekatombenweise erzeugt, mit einem Male an, um von untenher die Zierde der Nation zu fällen.

Ich nenne, da ich nirgendwo zum beiläufigen Ankläger werden möchte, keinen Namen. Dennoch weiß ich, daß euch allen in diesem Augenblick die führenden Gesellen der Verschwörung vor dem Geiste stehen und daß ihr, wie vor Tagen noch, die aufreizenden Worte in den Ohren nachschallen hört:

„Setzt ihnen Eselsohren auf, den närrischen Schweigern, auf daß sie doch, als stumme Auditoren, wahrnehmen können, was die Götter ihnen zuzuflüstern haben! Gebt ihnen Schweinernes zu essen, damit sie, wenn sie endlich zu diskutieren anfangen, neben den geistigen auch die körperlichen Fakultäten gestärkt haben werden! Drescht sie siebentausendmal, auf daß sie, als gewitzte Mathematiker, auch schließlich Sehnsucht nach den streichelnden Händen ihrer Geliebten empfinden! Und laßt sie hübsch der Reihe nach, als Hohepriester, erst das eigene Blut vergießen und sodann mit Rotwein ihre ausgelaufenen Adern füllen! Wenn ihr selber Hunger habt und keine Unze Gold, euch auf den Märkten Nahrung zu verschaffen, so hebt den Thaumaturgen in Person aufs Lager und schneidet euch von seinem goldenen Schenkel einen Batzen ab! Habt nicht Furcht, denn alle Götter, die sich rächen könnten, zürnen Denen, die so unbedenklich an den Himmlischen und an deren Schutzbefohlenen sich vergehen, daß sie noch im stärksten Ansturm mit euch selber wider diese sein werden! Denn Jener da, den sie den Meister heißen, arbeitet unentwegt und insgeheim am Untergang des Reiches, das wir lieben."

Das ist gesagt und wiederholt, geschrieben und ausgeschrieen worden, als euere Brüder noch aus den abgelegensten Städten, die Stadtoberen wie die Provinzbeherrscher, vor Pythagoras erschienen und mit den nachdrücklichsten Werbeworten Rat und Beistand erflehten. Habt ihr in kurzer Zeit auch wirklich viel vergessen, so doch bestimmt die Tage nicht, an denen ihr selber, die ihr hier versammelt seid, die Führung euerer eigenen Stadtgeschäfte ihm auferlegen wolltet und fast erbost die Ablehnung aus seinem Munde zur Kenntnis nahmet, um euch dann aber spitzbübisch zu freuen, als ihr hörtet, daß er noch energischer die Leiterrolle in den andern Städten zurückgewiesen hatte.

Ich darf, ihn kennend bis auf den untersten Grund des Geistes, nicht behaupten, alles, was den Staat betreffe, dämpfe stets sein

allgemeines Interesse für die Vorgänge der Um- und der Außenwelt, o nein, es fesselt ihn des Lebens Weite wie des Lebens Ausdruck noch im geringsten Ausläufer jener Akte, welche im besonderen die Polis angehen. Allein er versucht, die Besserung des Ganzen weniger handelnd als denkend zu erstreben. Er gebiert die Idee und formuliert das Prinzip; wir aber sollen seine erkannten Grundsätze mit unsern eigenen Mitteln zu verwirklichen trachten.

So war seine Haltung, und das allein wollte er erfüllen.

Allerdings erwies sich bald, daß alle Magistratspersonen, die ihn ständig auszuhorchen wagten, fest und fester in den geheimnisvollen Bann des Intellektes gerieten, welcher, in sich gehend und sich selbst durchschauend, in Klarheit auch die sichersten Wege zum gesegneten Morgen sah. Denkend und redend zugleich, legte er die verborgensten Gedanken vor den gepackten Aedilen bloß, die heimkehrten, wiederkamen, zurückgingen und ihre Städte zu führen vermeinten gemäß den Erkenntnissen dieses genialen Lehrers, um vielleicht mit leichter Zunge vor ihren befremdeten Untertanen zu erklären, Pythagoras habe sie geheißen, in den dorischen Stadtschaften das salvierende System der aristokratischen Leitung zu verallgemeinern und in Zukunft nur noch auf der unterschütterlichen Grundlage der sakral betonten Theokratie zu herrschen.

Es seien an die Spitze einer fortschrittlichen Bürgerschaft nicht nur die Allerbesten zu stellen, sondern, allen Andern voran, die Eingeweihten, die, nach den vorzüglichen Erziehungsmethoden des Weisen von Kroton, allein die Fähigkeit besitzen dürften, jeder beliebigen Gemeinschaft sozusagen unfehlbar vorzustehen. Regieren könne niemals das Privilegium eines Einzelnen und noch weniger das Vorrecht einer ungebildeten Masse sein. Nur dort dürfe das Glück der Völker als gesichert gelten, wo die Weisen, die den Priestern ähnelten, das Szepter fest in Händen hielten und sich gegenseitig verbündeten, um ihr göttergefälliges Regnum gegen die periodischen Aufstände des verführten Pöbels zu verteidigen.

Es wäre äußerst leicht gewesen, ehrwürdige Richter, diese halben Wahrheiten, die schon ganze Lügen waren, durch eine einzige publike Proklamation des Pythagoras zu entkräften. Allein der Philosoph, der Gerüchten kein Gehör und dem Unsinn nie Beach-

tung schenkt, verfolgte nur das eine große Lebensziel: die Lehre zu vollenden, welche für das Ganze die höchstmögliche Sicherheit und für den Einzelnen, den Ärmsten wie den Einsamsten, die ersehnte Glücksvermehrung erlaubte, ohne daß die Freiheit litt, die Wahrheit eingeschränkt und die Gerechtigkeit verletzt wurde.

Ich selber bin überzeugt, daß ihm vergönnt gewesen wäre, diesen herrlichen Ideenaufbau nicht nur in Schriften festzuhalten, sondern auch durch die wohlwollende Vermittlung seiner Freunde zu erproben, wenn nicht plötzlich die Ereignisse mit Blutwellen alle Pläne überschwemmt und mit Haßwogen sämtliche Vorhaben ausgelöscht hätten.

Mit einer unsagbaren Trauer und mit einer herzaufwühlenden Pein, ihr aufgebrachten Sybariten, beschwöre ich erneut die entsetzlichen Geschehnisse, welche immer noch unsere Gegenwart mit der Überlast einer Tragik beschweren, der ihr jetzt, verblendet und fast sinnlos, eine fürchterliche Ausweiterung, zum einzigen Schrecken und zum schwärzesten Fluche aller kommenden Jahrhunderte, verleihen möchtet. Doch ich unterdrücke meine Trauer, soweit ich das im Angesicht des freventlich geschändeten Freundes vermag, und gebiete meiner geistigen Pein zum mindesten, wenn auch die körperliche nicht schwinden will, um vor euch Allen, erhobenen Hauptes, offenen Blicks und reinen Herzens, für die Wahrheit, aber für die ganze Wahrheit einzutreten.

Ihr sagt es deutlich, Bürger einer halbzerstörten Stadt: Pythagoras hat Teil an der Vernichtung von Sybaris, so wie ich selber mit dem einen und dem andern Krotoniaten daran Anteil habe! Wenn eine solche Implikation die erste und stärkste Ursache einer Schuld ist, dann, ehrwürdige Bürger von Kroton, tragen wir wohl Alle die gleiche Last. Das aber wollen wir, die eingestandene Schuld noch lauter bekennend, nicht vergessen, daß unser eigenes Vergehen nur die Folge eines furchtbaren Verbrechens und daß der Kulpabilität, zu der wir eines Sinnes stehen, eine höllischere vorausgegangen ist, die in keiner Weise uns belasten kann.

Nein, ich will mich keiner offenen Empörung ausliefern, sondern kühl und nüchtern, mit der ausgewachsenen Ruhe Dessen, der mich in die verborgensten Geheimnisse der Selbstzucht und der nackten

Faktbetrachtung eingeführt hat, die Dinge wieder herstellen, wie sie damals gewesen sind. Und so frage ich zuerst: Wer war es, der in Sybaris ganz unverhofft mit einer Zahl gedungener Verbrecher gegen die Behörden vorging, im mißbrauchten Namen des ahnungslosen Volkes noch die jämmerlichste Hefe der Menschheit um seine Zeichen scharte und die überrumpelten Leiter der Polis aus den Ämtern, aus den Straßen und aus den Mauern trieb? Stand dieser Scherge wohl im Solde des Pythagoras?

Ihr ruft es richtig: Nein, es war ein ruchloser Abenteuerer, den der bedenklichste Ehrgeiz gestachelt hatte! Pythagoras jedoch empfing, als rechter Vater, jene ausgewiesenen Väter einer Gemeinschaft, die sich, wider ihren Willen, unverantwortlichen Gesellen ausgeliefert fand, nahm sie auf in seine Schule und gab ihnen den Trost des Wissenden, beredete mit ihnen das weitere Geschick ihrer ochlokratisch gelenkten Heimatstadt und ließ sich durch die stürmischsten Bitten so erweichen, daß er versprach, die Rettung der Sybariten durch den Einsatz seiner besten Kräfte einzuleiten.

Er schickte, mit dem Einverständnis aller Krotoniaten, Abgesandte nach der tyrannisierten Siedlung, vertraute, wie jeder ehrliche Grieche, auf die unbedingte Heilighaltung des Gastrechtes und mußte mit seinen Freunden, die, wie er, erstarrten, bald erfahren, daß die sakrosankten Parlamentäre drüben grausam ermordet worden waren.

Von dieser Stunde an hatte er nicht mehr das Recht der Bestimmung in seiner alleinigen Gewalt. Ihr wißt, Bürger dieser Stadt, wie euch der Eifer, der gerechte, hinriß, wie ihr weinend die Vergeltung fordertet und wie, mit unserm teuren Milo an der Spitze, gleich ein Heer hinauszog, welches das Verbrechen durch einen raschen Sieg zu sühnen wußte.

Und wie belohntet ihr danach den alten Freund der Sybariten? Ihr schenktet ihm spontan jene herrlichen Gärten, in denen später das strahlende Gebäude erstand, das heute, ach, in Schutt und Asche liegt, weil eifernde Schwätzer, sinistre Überlebende aus der Schar der Umstürzler, rächerische Halunken, die auf Umwegen über Leichen ihre höheren und einträglicheren Posten erjagen möchten, plötzlich besser zu überzeugen wissen als der Reine, dem die Welt des Geistes

untertan gewesen ist, soweit die Grenzen eueres unzerstörbaren Reiches gehen.

Hier wäre mir leicht, eine Verschwörung anzuprangern, die aus der Gosse sich erhebt, um einen Götterliebling zu bekleckern. Noch leichter ließe sich die Unbeständigkeit eueres Lebens als eine infernalisch wirkende Charakterschwäche ins Licht heben. Ich verzichte darauf. Ich verzichte darauf, weil ich den Menschen kenne und weil ich in euch selber, die ihr menschlich fallen und auch männlich euch erheben könnt, das menschlichste Vertrauen setze. Vor euch mag wenig jetzt mein Urteil gelten, welches nichts vor der Geschichte gilt; allein in spreche doch, vor unsern Göttern, meine Überzeugung aus: reiner sind noch keines Weisen Absichten gewesen als die des Pythagoras, fürchterlicher sind noch keine schurkischen Anschläge gelungen als diese gegen Pythagoras!

Ihr, ehrwürdige Richter, seid zur Wahl berufen, die euch selber durch den Spruch nachkommender Generationen richten wird: Seid ihr für die Lauterkeit seiner Bestrebungen, so sprecht ihr ihm, trotz Kallikles, die Freiheit und das Weiterwirken zu! Doch werdet ihr zum Werkzeug einer finsteren Gesellschaft, so tötet ihr in ihm die Wahrheit und die Freiheit, das Recht und die Weisheit, den Ruhm und die Ehre eueres Staates!

Furchtbares schwebt über euch. Jagt es oder ruft es! Ihr habt das Wort, euer ist die Tat."

Dieses sagend, verbeugte er sich vor den Richtern, wandte sich und wiederholte die Bewegung vor Theano, die, mit einem Male aufweinend, in seine Arme stürzte, streichelte ihr, mit einer reichlich ungelenken Hand, die dunklen Haare zurück, richtete sie wieder langsam auf und legte wortlos ihre Linke in die Rechte des unbewegt gebliebenen Pythagoras, neben welchen er sich hinstellte, um mit scharfen Blicken dann die Menge zu umfassen.

Die Menschen waren merkwürdig ruhig geworden; eine jähe Stille schnitt fast schmerzend in die Zeit, die Richter schauten ziellos geradeaus, und die Zuschauer hatten plötzlich jede Leidenschaft verloren. Oder flog sie heimlich eine andere an, die wuchs, sobald sie Laut zu geben und Ruf zu werden wünschte, nachem ein scheues Wort sie angeschlagen hatte?

Irgendwo im Hintergrunde sprang ein Ton empor: Pythagoras!

Ein Echo mußte Antwort geben: Ja, Pythagoras!

An diesem Klange stärkte sich ein anderer, welcher einfach forderte: Unser ist er!

Und ein Widerhall verlangte stürmisch: Unser bleibt er!

Dann verdoppelte sich der Schrei, und dieser neue riß zwei weitere Stimmen hin, die ihrerseits, in einem Nu, so viele aus der Stummheit erlösten, daß mit einem Mal die starrgewordene Masse fließend wurde und ein einziger Hall den Raum erfüllte:

Gebt ihn frei! Wir wollen, daß er lebe, um der Stadt die schönste Glorie zu sein! Laßt ihn, denn er hat uns den Reichtum des Ruhms und die Schätze des Wissens geschenkt!

Theanos Wangen waren allmählich purpurn geworden, und die stechendere Röte hatte ihre Augen verlassen. Schon wollte sich der Wandel ihres Antlitzes in einem Lächeln der Freude vollenden, als unverhofft die Rosigkeit ihrer Züge einer eisigen Welle erlag. Denn unvermittelt wurden die Rufe der Krotoniaten überherrscht vom skandierten Chorgeschrei der Sybariten:

Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!

Im selben Augenblick erhob sich Kallikles, trat jugendlichen Schrittes vor, erhob die beiden Arme, fand ohne weiteres das Schweigen, das er begehrte, und verkündete mit der melodischen Stimme des geschulten und berechnenden Redners:

„Erlauchte Richter, liebe Mitbürger und verehrte Gäste unserer Stadt, die ihr zu Recht den Worten des Zamolxis die verdiente Anerkennung zollt, gestattet eurem Diener noch jene Erwiderung, die das Gesetz ihm zuspricht!

Nicht wider euer Gefühl zu reden, ist meine Absicht, wenn auch meine Pflicht, nicht zuzulassen, daß die manifeste Schuld mit einem Mal im Seidenmantel der Unschuld vor den Augen der betrogenen Bürger wandele. Stellt sich, vor den feinempfindenden Geschöpfen, die Aburteilung eines schlichten Menschen als eine äußerst schwere Aufgabe vor, so kann die Verdammung eines unsterblich genannten und unvergänglich geglaubten Weisen uns mit allen Qualen des

Zweifels und mit sämtlichen Schmerzen der Unentschlossenheit bedenken. Ich verstehe, mehr als jeder Andere, die Not, in der ihr jetzt den Ruhm des Angeklagten gegen ein unmeßbares Vergehen abwiegt.

Bevor ihr aber euch entscheidet, muß ich, manchmal wider euch, die absolute Objektivität beschwören. Was ihr hier zu untersuchen habt, ist nicht ein Fehler des Pythagoras, sondern die Versündigung eines namenlos zu machenden Menschen an den heiligen Gesetzen des Staates. Zamolxis hat euch den Weisen geschildert und euern natürlichen Stolz zum Bundesgenossen seiner Ausführungen gemacht; ich weise hin auf einen Schuldigen und möchte noch einmal die Unberührtheit eueres klaren Geistes anrufen.

So streiche ich denn an den packenden Worten des Verteidigers auch den letzten Schmuck und hebe nur die kalten Tatsachen hervor. So lasse ich, aus höheren Erwägungen, die Taten und die Schönheitswirkung der Theano vergessen, um euch hinzustellen vor das Faktum, daß auch andere Verbrecher sich auf strahlende Gattinnen berufen könnten, um die Richter durch das Leid der Mitbetroffenen zu beeinflussen. Theano mag wie eine Göttin dulden, ihre Gestalt hat nicht, nicht hat die geheimnisvolle Ausstrahlung ihres Körpers Raum und Gewicht auf der Waage der Justitia, die einzig und allein für Pythagoras erhoben worden ist. Tausendmal und mehr muß draußen das Humane siegen; hier jedoch sitzt der Verstand am Richtertisch und läßt, durch meinen Mund, die Tatsachen reden.

Ist, ich frage euch, nicht dieser Mann, dem ihr das Bürgerrecht verliehen habt, der Gründer einer Sekte gewesen, die das Sekret zur Pflicht, das Symbol zum undurchsichtigen Sprachmittel, die Verschwörung gegen das Volk zur Aufgabe und die Vernichtung aller demokratischen Aspirationen zum Lebensziel gemacht hat? Hat er nicht dauernd, unterm Deckmantel der Wissenschaft, die hochmütigsten Mitglieder der Gemeinschaft um sich versammelt, um mit ihnen die Herrschaft etlicher Oligarchen zu begründen, zu diesen Zwecken selbst die religiösen Sehnsüchte der Anhänger zu mißbrauchen und dennoch, in einer fortgesetzten Profanation, die Götter selber zu verraten? Ja, dürft ihr, treue Verehrer der Himmlischen, ihn nicht vor aller Welt des Frevels anklagen, neue Gottheiten aus der Fremde, aus

Ägypten und aus Kleinasien, hier eingeführt und durch die ständigste und auch verderblichste Einwirkung auf die besten Köpfe unserer Jugend die mystischen Grundlagen des geliebten Staates unterhöhlt zu haben?

Ich gebe den Göttern, was ihnen zukommt, und überlasse euch, die ihr das gleiche nach den alten Lehren unserer wahren Väter tut, die Angelegenheit als den geringsten meiner Anklagepunkte, da die Überfülle seiner geheimen Absichten sich unverkennbar dort enthüllt hat, wo die Sybariten furchtbar die Gewalttätigkeit seiner Weltanschauung als eine unbarmherzige Äußerung seiner politischen Ambitionen erfahren mußten.

Zamolxis hat euch den Kampf um Sybaris geschildert, so wie der Eingeweihte, seinem Schwur getreu, die Hinter- und die Untergründe verbergen mußte. Mir aber möget ihr gestatten, meine Freunde, da ich nicht die Vorschule des Schweigens durchlaufen, nicht die lichtlosen Zellen der Konspiration besucht und nicht das Autos epha – Er, der Führer, hat gesagt – zur Richtlinie meines Handelns gemacht habe, daß ich hart und scharf erkennen lasse, was die Einen schon verloren hat und euch, sofern ihr nicht dagegen Front macht, einst verlieren wird. Ich bin, wie ihr, ein Kind des Volkes, das zu lange schon die Fuchtel eines geistig und sozial stagnierenden Klüngels ertragen hat, als daß es weiterhin, in einer tierischen Sichbescheidung, die Vormacht überheblicher Aristokraten hinnehmen wollte. Ich bin zugleich, wie ihr, so fortgeschritten in der Bildung, daß ich den Versuch schon, mich mit dem Abschaum der Masse zu identifizieren, als einen Angriff auf meine Bürgerehre betrachte und bereit bin, bis zum äußersten, die Ehrlichkeit meines Handelns und die Lauterkeit meiner Gesinnung gegen jeden Vertreter der regierenden Kaste zu verteidigen.

So weise ich denn unzweideutig das zurück, was der kluge Zamolxis gegen uns, die ausgesprochenen Führer der Opposition, in halben Andeutungen zum Ausdruck gebracht hat. Nicht die Männer sind als Verbrecher anzuprangern, die den innersten Sehnsüchten des Volkes, nach den Maßen des Fortschritts und im Gesetze der natürlichen Entwicklung, die äußere Verwirklichung zu schenken sich bestreben, sondern jene Andern, die mit allen Mitteln der

staatlichen und der geistigen Macht versuchen, möglichst alle Klassen, bis auf die eigene enge Kaste, vom Genuß der höheren Einsichten und der besseren Lebensbedingungen auszuschließen.

Unsere Freunde, hochverehrte Richter, haben nie den Terror zu ihrer Waffe machen wollen, sondern eine Waffe geschmiedet – die der Einigkeit –, um sich gegen das geheime Schreckensregime der Gewalthaber zu erheben. Das ist die Wahrheit, die ich hier bekennen muß, und es ist die Wahrheit, die auch schließlich gegen die Sekte des Pythagoras gänzlich triumphieren wird. Es gehört wohl zu ihrem Wesen, liebe Hörer, auch von uns die Anerkennung zu verlangen, daß dieser Angeklagte ein genialer Mensch und vielleicht ein unsterblicher Denker sei.

Ich selber vermag seine Größe nicht zu schildern, wie sein bevorzugter Freund es soeben getan hat, allein ich mag auch nicht den Lobpreisungen nachstehen, die vor einer geringen Weile den Pythagoras als die Glorie des griechischen Imperiums haben in Erscheinung treten lassen: er ist tatsächlich, was Zamolxis über ihn ausgesagt hat, und er ist es in einem stärkeren Umfang, als das schwache Menschenwort erkennen lassen möchte! Wie jeder Staunende bin ich bereit, schon jetzt die Palme des Ruhmes um seine Stirne zu flechten und ihm die Ehrenstelle im Olymp zu sichern, welche seiner denkerischen majestas zugestanden werden muß.

Doch meine Pflicht ist nicht weniger, die erschreckende Weite seiner Schuld hervorzuheben und diese vor euch wachsen zu lassen an der überragenden Stärke seiner Begabung. Denn diese haben ihm die Götter gegeben, auf daß er sie verwende zum besonderen Heile seiner Brüder. Je tiefer er schaute, umso höher stieg die Verantwortung seines Geistes vor den Unbegnadeten, und je klarer er erkannte, umso nachhaltiger war er gezwungen, die Fülle seines Wissens mitzuteilen jener Allgemeinheit, die von ihrer Elite gerade das Schönere und das Edlere erwartet.

Er aber hat sich eingeengt in einen auserlesenen Kreis von undefinierbaren Anhängern und sich damit abgeschlossen gegen die Gesamtheit jener Bürger, für deren Wohl, im physischen wie im psychischen Sinne, er, der Seher, er, der Wissende, und er, der von der Gottheit auserkorene Vater, in erster Linie verantwortlich ist.

Wer aber sind die Beschenkten gewesen, mit denen er sogar die erhabensten Schätze des Intellektes und die unbezahlbaren Güter der Seele geteilt hat? Einfache Menschen aus den unscheinbarsten Schichten der Bürgerschaft? Hungernde Geister aus der Mitte der schaffenden Bevölkerung? Nein, o nein! Es sind die Führenden und die Fortunierten, die Obersten und die Mächtigsten gewesen, die vor seiner Wirksamkeit bereits die Fülle der stofflichen, der psychischen und der intellektuellen Güter besaßen. Sie hat er umschmeichelt, sie allein umworben, sie auch gewonnen und hineingezogen in das geheimnisvolle Spiel des Ehrgeizes, der ad infinitum seine Herrschaft über uns erhalten möchte, um sie mit jedem neuen Lustrum um eine weitere Gewalteinheit tyrannischer zu gestalten.

Er, der gesandt worden ist, um den Bedrückten oder den Unterdrückten, um den Leidenden und den Strebenden die Hoffnung auf die schönere Zukunft zu vergrößern, hat uns in einer götterlästernden Weise die Aussicht auf eine Umwälzung zu unsern Gunsten verbaut und zu diesen Zwecken, meine Freunde, nicht einmal vor der Anwendung brutalster Mittel zurückgebebt.

Jenes hätte ich und hättet ihr ihm noch verzeihen können, wenn auch die Himmlischen selber eines Tags an ihm das fürchterliche Vergessen rächen werden, aber dieses Vergehen gegen die Gemeinschaft ist so unerhört, daß es zu allen Herzen wie zu allen Wolken empor um Vergeltung schreit.

Ich bin nur eine Stimme dieses gellenden Rufes und ich weiß, daß, vorm erlauchten Greise, viele Hemmungen in mir die Totalität des Ausbruchs dämpfen. Wirkt das in diesem Augenblick auch gegen die Wahrheit, so bestätigt es sich doch im gleichen Maße für die Milde in der Gerechtigkeit. Das soll es, denn ich habe Grauenhafteres nachzutragen.

Wenn Zamolxis, in der werbenden Art seiner Darstellung, die edlen Kämpfer aus dem Volke der Sybariten, die Vertreter der lautersten Demokratie und die entschlossensten Verteidiger der Freiheit hinstellt als gekaufte Söldner einer wahnwitzigen Clique von Strebern, so sagt er auf Umwegen aus, daß wir, die Partei der Volksbündler, welche in Kroton dasselbe Ziel mit den gleichen

Mitteln verfolgt, nichts anderes umfassen kann als den allerschlimmsten Auswurf der Bürgerschaft.

Still, meine Freunde! Hört mich ruhig weiter an, ihr Männer! Ich habe schon das Wort zurückgewiesen, ich will es nicht wiederholen, denn wir haben unsern Stolz, den nicht einmal dieser Ausfall zu vermindern weiß. Jawohl, ihr seid im Recht, wenn ihr euch weiterhin politisch betätigt nach den Grundsätzen der hingerichteten Sybariten. Daß die Parlamentäre drüben von unverantwortlichen Gesellen, die nicht das geringste mit den herrschenden Mächten gemein hatten, ermordet worden sind, kann nicht den Machthabern zur Last gelegt werden, umso weniger, ihr Richter, als die Umstände dieses ungeheuerlichen Frevels, welche mir in vielem schon verdächtig erscheinen, dank der überstürzten Dazwischenkunft unseres Heeres für immer unaufklärbar bleiben werden.

Aber eins steht unverrückbar fest, ihr Männer Krotons: daß nach dem Sturze die Tyrannen von Sybaris sich an Pythagoras gewandt haben, daß dieser seinen Busenfreund mit einem furchtbaren Auftrage, von dem weder ihr noch wir das mindeste zu ahnen vermochten, nach der Nachbarsiedlung geschickt hat, daß Milo dann getreulich die Vorkämpfer der demokratischen Bewegung hat ausrotten, die Stadt zerstören, die Volksgenossen versklaven und das Besitztum verteilen lassen.

Und Pythagoras selber?

Nun, er wurde mit den herrlichsten Gärten bedacht, um darin dann gleich die Hochschule der Tyrannei zu errichten, die euere Brüder, in einer heroischen Erhebung, kürzlich eingerissen haben, damit auch hier die Sonne der Freiheit uns endlich ganz beglücke.

Und diese, meine Volksgenossen, ist uns wertvoller als das eine oder das andere Menschenleben aus dem retizenten Haufen der Aristokratie, das bei der Wucht des Aufstandes hat ausgelöscht werden müssen. Doch um sie wirklich zu erfüllen, müßt ihr dort euch sichern, wo die Bedrohung, durch den Geist zuerst und dann auch durch die Taten, ihre Quelle hat. Hier und heute hat das Glück euch zu den Hütern eueres eigenen Reichtums erhoben. Die einzige Frage, die ich stellen darf, ist diese: seid ihr würdig eueres schwer

errungenen Vorteils oder wollt ihr, als zu weiche Führer eueres eigenen Geschicks, das Ganze neuerdings in Gefahr kommen lassen? Ich will sie nicht für euch beantworten und dennoch diese kurze Replik mit einer wichtigen Sentenz beschließen: Nur der verdient als Herr die Macht des Herrschers, der ihr im rechten Augenblick auch hart zu dienen weiß und über alle menschlichen Erwägungen hinweg die Forderung, selbst die brutalste, der Idee erfüllt!"

Zwischen dem letzten Wort des Sprechers und dem ausbrechenden Sturme der Zustimmung gab es keine Pause. Kallikles schwieg, und die Zuhörer schrien. Machtlos hob und senkte der oberste Richter die Arme. Pythagoras hatte die alte Haltung beibehalten, Zamolxis sich jäh an die Schulter des Freundes gelehnt und Theano beide Hände über die Brust gekreuzt. Sie nur blickte angstvoll auf die Richter hin, die sich einander zubeugten und sich gegenseitig ins Ohr flüsterten, ohne wahrzunehmen, daß sich die Aufregung allmählich fing und staute in den Rufen:

Den Tod für den Volksverderber! Sprecht ihn schuldig! Kein Erbarmen!

Erst nach einer längeren Weile überkam die Spannung auch die ärgsten Aufwiegler, die Schreie legten sich, und viermal hundert Augen suchten die Mienen der Richter zu ergründen. Aber die Richter verhandelten unhörbar weiter, die Stille schwoll an, die Stummheit wuchs gewaltig über allem empor, Theano fing an zu zittern, während Zamolxis leise auf Pythagoras einzureden begann. Dann erhob sich plötzlich der Urteilsverkünder und erklärte schallend:

„Der Angeklagte ist des Landes zu verweisen, zugleich mit dem, der hier zu seinen Gunsten sich erhoben habe. Des weiteren . . ."

Noch ehe Theanos Seufzer und der Hall ihres Hinsturzes sowie der Schritt des vorhastenden Zamolxis verklungen waren, noch ehe der Richter neuerdings die Zunge heben konnte, um den Spruch zu vollenden, war Pythagoras beredt geworden. In der tonlichen Fas-

sung entsprachen seine Worte der jähen Straffung des Körpers, als er ausrief:

„Wehe der Freiheit, die sich solche Verteidiger hält! Der Tag wird kommen, wo sie Zwang und Bestialität in einem sein und doch den Ehrennamen tragen wird, der heute hier beschworen worden ist. Kein Geist und kein Genie wird sie alsdann, zur Rettung der Gemarterten, wiederherzustellen vermögen, weil die Prügelkinder des Volkes nur mehr glauben können an den Ungeist, der, für sie, gelehrte, ach, geleerte Phrasen gegen das Vernünftige formulieren wird. Schon schäme ich mich, hier bei euch ein Weiser gewesen zu sein und danke für den Spruch, der in der Welt die Flucht der Gnade vor der Hetze des Wider- und des Wahnsinns einleiten wird. Ade, Verblendete, an deren Innenlicht ich leider vergebens geglaubt hatte!"

DAS GEWISSEN DES KÖNIGS

Für eine Weile setzte, als der König mit einem Ruck sein Pferd am Eingang des Städtchens anhielt und dadurch sein Gefolge zum Stillstande zwang, das Platschen der Hufe im Märzenschnee aus, in welchen unaufhaltsam ein Rieselregen niederging. Die Düsterkeit der nachmittägigen Landschaft, über die bereits das Abenddunkel dahinwehte, schien sich im Antlitz Dessen zu spiegeln, der von Trier aus den Umweg über Echternach gewagt hatte, auf daß er im Willibrordusheiligtum des heimgegangenen Großonkels gedächte und, wenn möglich, die Leidsucht seiner Seele durch den Glanz eines gesegneten Lichtes verscheuchte. Allein die Dinge, welche schon am Ufer der Sauer qualvermehrend auf ihn einwirken wollten, ließen die Spuren seiner inneren Not im frühzeitig gefurchten Antlitz so scharf sich auszeichnen, daß die Begleitmänner sich gleichfalls angetrieben fühlten, die Furchtbarkeit im Vorübergang des schwarzen Todes aus dem Jahre dreizehnhundertneunundvierzig an den öd gewordenen Wohnstätten wie an den verfallenen Hütten zu ermessen. Die Zeit von fünf Jahren hatte nicht vermocht, das heimliche Grauen zu vertreiben, welches immer noch Gewalt genug besaß, um die Lebenden fernzuhalten von dem Orte, an dem die Pest, als unumschränkte Herrscherin, ihr dauerndes Heim zu besitzen schien, obschon doch hundert Meter weiter, inmitten hoher Festungsmauern freilich, Menschen jeden Alters sicht- und hörbar sich des Daseins freuten, weil sie hinter den ungreifbaren Schutzwänden der Zeit und des Raumes sich auf immer sicher wähnten.

König Karl seufzte vernehmlich auf, machte mit der Linken eine wegwerfende Bewegung, flüsterte einige Worte vor sich hin, von denen das Gefolge weder den Sinn noch die Sprache verstehen konnte, und spornte so unverhofft sein Pferd an, daß dieses, schmerzvoll aufwiehernd, vorsatzte, galoppierend durch das Tor

verschwand und, zum zweiten Mal erschreckend, seitwärts sprang, sobald die vielstimmigen Rufe einer sich gemeinsam entspannenden Menschenmenge hörbar wurden. Als die nachfolgenden Ritter ihren Herrn auf dem engen Freiplatze wieder eingeholt hatten, mußten sie wie so oft schon in allen andern Städten zwischen Prag und Luxemburg, zu Zeugen jener länglichen, zwar wohlgemeinten, aber noch im unterscheidenden Merkmal ermüdenden Empfangszeremonien werden, welche Karl hier umso gelassener hinnahm, je stärker er in den improvisierten Ansprachen ebenso wie in den spontanen Herzensausbrüchen des erregten Volkes die Lauterkeit der Empfindungen und die Ehrlichkeit der Freudbekundungen verspüren durfte. Immerhin atmete auch er auf, sobald er im Festsaale der Abtei dem vom Protokoll gewollten Zwange des aufmerkenden Landesfürsten entsagen konnte, um sich unter den Rittern und den Geistlichen als ein freier Mann vor erlösten Mannen zu geben.

Nun waren die Momente der Entspannung leider nur von einer kurzen Dauer, weil der neugewählte Abt, Johann von Neuville, weder sich noch seinen Mitbrüdern die Gelegenheit entgehen ließ; dem hohen Gaste, als dem mächtigsten Kronenträger des europäischen Festlandes, in einer lateinischen Anrede nach Gebühr zu huldigen. Er versäumte nicht, auf die unermeßlichen Verdienste des einige Tage zuvor verstorbenen Erzbischofes Balduin von Trier hinzuweisen und im gleichen Atemzuge die erstaunlichen Taten des schon länger dahingeschiedenen Aspelters hervorzuheben, der zum ersten Male die personale Brücke zwischen Luxemburg und Böhmen geschlagen habe, um dann aus des Reiches Mitte heraus zugleich mit seinem Trierer Landsmanne dem heimatlichen Herrscherhause zu Kaiserruhm und zu Allzeitenglorie zu verhelfen. Zwar sei durch den tragischen Tod des Großvaters in Italien und durch den heldenhaften Untergang des Vaters in der Schlacht von Crécy diese Glorie recht teuer erkauft worden, allein in Karl IV., dem erhabenen Enkel und mächtigen Sohne zweier unvergeßlicher Größen, könne die Vorsehung nichts anderes als eine derartige Ballung der Kühnheit und der Einsicht vornehmen, daß von ihren Folgen sowohl die stoffliche wie auch die geistige Welt in einem wunderbaren Maße zu profitieren wüßten. Es seien überhaupt der Wunder manche in seinem abenteuerlichen Leben vorgekommen, seitdem sich der junge Graf und der

frühere Lehrer in Avignon getroffen und mit Prophezeiungen begrüßt hätten, von denen die erste sich längst erfüllt habe, da der Lehrer zur päpstlichen Würde berufen worden sei, so daß an der letztteiligen Erfüllung der zweiten nicht länger gezweifelt werden dürfe, da die politischen Ereignisse, im Reiche wie in Italien und in Avignon, auf eine baldige Fahrt zur Krönung nach Rom hinzudeuten schienen. Der sehr beredte Abt verfehlte nicht, am Schlusse seiner Allokution auf die Briefe des poeta laureatus Petrarca anzuspielen, welcher, so wie Dante den Großvater, Heinrich VII., erwartet habe, seine herrlichsten Gesänge Dem bereithielte, der das Heilige Römische Reich Deutscher Nation mit dem byzantinischen also zu vermählen unternähme, daß die Einheit des Kontinentes in seiner höchsten Wirksamkeit zur Geltung kommen müßte. Ja, zur Verwunderung seiner Zuhörer trug er den Endsatz des ersten Petrarca-Briefes wörtlich mit einer solchen Begeisterung vor, daß Jedermann den Ruf der Stadt Rom nach dem „Gemahl" und das Werben Italiens um den Kaiser zu hören vermeinte, nach dessen „Füßen" sich die ferne Erde sehne, weil ihn, „die fröhlichen Hügel und die Flüsse erwarteten und weil die Städte und die Festungen seiner harrten, denn er sei der Einzige, welchem der allmächtige Gott die weiteste Glorie zukommen ließe:

„Roma sponsum, sospitatorem suam vocat Italia et tuis pedibus tangi cupit. Exspectant te laeti colles ac flumina, exspectant urbes et oppida, exspectant bonorum agmina. Et si te nil aliud urgeret nisi quod malis nunquam satis distulisse, bonis nunquam satis festinasse videberis, sat causae est, ut his gaudium, illis poenam vel, si resipiscere maluerint, veniam laturus acceleres. Solus enim es, cui Deus omnipotens interrupti consilii mei dilatam gloriam reservavit."

Den König schien weniger die schmeichelhafte Aussage des Abtes als die Tatsache zu fesseln, daß der Inhalt eines persönlichen Schreibens, dessen Original in der Prager Kanzlei ruhte, einem bis dahin nie gesehenen Einwohner seines Stammlandes bekannt war, obwohl er selber keineswegs auf die Verbreitung des Petrarcaschen Ergusses gehalten hatte. Als aber Johann von Neuville zuerst mit einem Lächeln antwortete und dann, nach einer längeren Weile, zur Erklärung gebracht werden konnte, daß der italienische Dichter

sämtliche Mittel der Vervielfältigung, vor allem durch freundlich gesinnte Klosterleute, einzusetzen wüßte, um seine Meisterwerke allüberall ins öffentliche Wissenslicht zu stellen, da heiterte sich das Antlitz des Herrschers in einem solchen Maße auf, daß eine Welle der Fröhlichkeit durch den Raum flutete und die Fremden wie die Einheimischen, die an wohlgedeckten Tafeln Platz nahmen, zu vergnügten Schmausern und zu lachenden Trinkern machte.

Unvermittelt aber, so um die zehnte Stunde, fuhr durch den lärmerfüllten Raum eine andere Macht, der gegeben war, in einem Nu den Schwall der Laute auszulöschen und im jähen Schweigen, in der plötzlich erzwungenen Stille das Wirken einer unsagbaren Stimmung hervorzurufen, so als habe unverhofft, mitten im allgemeinen Jubel, die Erinnerung des Königs an die Bilder der Vernichtung durch die Pest sämtliche Gemüter ineinesgewoben, um sie dann der gleichen dunklen Ahnung aufzutun. Und genau in dem Augenblick, als der Einschnitt der Lautlosigkeit in das Gelärme peinlich zu werden begann, wurden von außenher Stimmen laut, die näher kamen, sich im Vorraume verstärkten und erst vergingen, als der Mönch Arnaldus, mit allen Zeichen der Hast und der Bestürzung, auf den Abt zuging und diesen, durch eine kurze Zuflüsterung, in Bewegung brachte, so daß sich König Karl nach der Ursache des sichtbaren Schrecks erkundigte. Johann von Neuville erklärte in einer Weise, daß alle Tischgäste seine Meldung vernehmen konnten: auf dem Stadtplatze sei es zu einem Auflauf der Einwohner und zu etlichen Handgreiflichkeiten gekommen, als ein unbekannter Mann, in der Sprache des Landes, wenn auch mit dem Akzente eines langjährigen Reisläufers, eigentümliche Bemerkungen gegen den König gemacht habe. Wohl hätten die Stadtbehörden versucht, seinen kräftig sprudelnden Redequell einzudämmen, allein er sei daraufhin nur noch ausfälliger geworden und habe am Ende fertiggebracht, daß etliche der gemeinen Leute und sogar Vertreter der Zünfte geneigt gewesen seien, sich auf seine Seite zu stellen. Die Haltung des Pöbels habe allmählich ein bedrohliches Aussehen gewonnen, so daß die Stadtschöffen sich zum Eingreifen genötigt gesehen hätten, ohne freilich die Masse der Schreier rasch genug durchstoßen zu können, um den sonderbaren Fremdling in Gewahr zu nehmen. Dieser sei nämlich, nachdem der Protestlerhaufen hatte aufgelöst werden können, spur-

los verschwunden gewesen. Die Folgen seiner aufrührerischen Agitation jedoch müßten als so gefährlich bezeichnet werden, daß die Vorsteher der Stadt sich gezwungen sähen, ihren höchsten Herrn auf das Treiben des geheimnisvollen Aufwieglers aufmerksam zu machen. Die Männer hielten sich im Vorraume bereit, um, wenn nötig, dem Landesherrscher Rede und Antwort zu stehen.

König Karl, welcher anfangs die Stirne gerunzelt hatte, ließ sein Gesicht wieder im Scheine eines gedämpften Frohsinns erglänzen, als er sagte, solche Ankündigungen stellten für ihn nichts Neues dar, da die Zahl und die Ausmaße der Bedrohungen, welche seinem Leibe und seinem Leben galten, im Verhältnis zu der Zunahme seiner Macht und seiner Herrlichkeit wohl kaum gestiegen seien; nicht weniger als zweimal habe man ihn vergiften wollen, und mehrmals seien Häscher und Verräter gedungen worden, um sich des mächtig, ja, des allzu mächtig werdenden Mannes zu entledigen. Immerhin sei gut, die neuesten Absichten seiner Gegner aus den öffentlichen Äußerungen eines unvorsichtig gewordenen Helfershelfers zu erkennen, und darum bäte er um eine Aussprache mit den Stadtersten.

Als die Schöffen Johannes, Sohn Henschos, Johannes, Sohn des Johannes Volinpletz, Rudolf, Sohn Gozos, Franko, Sohn des Emmerich, Thilmann Jost und Heinrich Zick, geführt von Arnaldus, dem Sohne des verstorbenen Ritters Goffinet von Weiler zum Turm, und Theodor von Eltz, dem Elimosinar der Abtei, den Saal betraten, wirkten sie keineswegs wie Bürger unter Hofleuten, sondern wie Persönlichkeiten, die sich ihrer Werte bewußt sind, unter ihresgleichen noch dort, wo sie vor dem König Stellung bezogen und gelassen den Akt der Vorstellung, welchen Theodor von Eltz leitete, über sich ergehen ließen. Zur Frage des Königs, was denn die Zusammenrottung der Stadtmenschen zu so später Stunde habe bedeuten können, gab der Sohn Henschos unverzüglich die Erklärung, daß nicht die Einwohner des Städtchens für das kuriose Ereignis zu belangen seien, da der nie zuvor gesehene Zuwanderer, ohne Auftrag und ohne Zutun der Behörde, die in der Regel äußerst ruhigen und niemals zu Exzessen neigenden Echternacher aufgefordert habe, an einer zusätzlichen Manifestation zu Ehren des Herrschers teilzunehmen. Wohl hätten Colinus Bosse, Johann, der Kumper, und Walter Ysenmenger

versucht, ohne andere Befugnisse als diejenigen, welche als Eingaben des eigenen gesunden Menschenverstandes Geltung haben, das Zusammenkommen auf dem öffentlichen Platze zu verhindern, allein die Ordnungsferventen seien, besonders durch das witz- und humorvolle Dazwischentreten Thilos, des Faßbinders, in ihrem Vorhaben umso leichter gestört worden, als die Untertanen des Königs durch die unverhoffte Ankunft der großen Ritterschar froher gestimmt gewesen und leichter im Sinn geworden waren. Dann, als der Fremdling zu reden begonnen habe, seien sie allerdings nachdenklich geworden, obwohl sie anfänglich den einschmeichelnden Worten des Unbekannten nicht hätten widerstehen können, weil dieser, auf ihre Alltagsverhältnisse anspielend und den Gegensatz zwischen Armen und Reichen, zwischen Arbeitern und Geldhortern, zwischen Christen und Juden nachdrücklich betonend, einen sofortigen Wandel zum Besseren als das kommende Ergebnis ihres festgewollten und unerschütterlich durchgeführten Aufstandes vorgespiegelt habe. Seine Äußerungen seien zwar nicht im direkten Sinne majestätsbeleidigend gewesen, doch habe untrügbar jene Note durchgeklungen, die im Tone der Leidenschaft noch dem Hasse gegen Thron und Ritterschaft zu opfern vermöge. Den ausbrechenden Protesten der Bevölkerung gegenüber sei er, in seinem Geiste ebenso wenig erschüttert wie in seiner körperlichen Haltung, der überlegene Lächler geblieben, welcher den Zeitpunkt der Beruhigung habe abwarten können, um sofort mit der Wucht seiner rednerischen Besessenheit neue Aspekte der zukünftigen Gesellschaftsordnung aufleuchten zu lassen. Schließlich hätten die laut und lauter werdenden Widerreden der Versammelten, unter denen sich eben der Faßbinder Thilo, neben Juliana, der Witwe Peter Sarazins, am auffälligsten bemerkbar gemacht habe, eine unwiderstehliche Bewegung ausgelöst, in welcher Knüffe und Hiebe gefallen seien, die jedoch den eigentlichen Anstifter nicht getroffen hätten, weil im Tumulte ihm die Flucht aus dem Strom der Menschen und wahrscheinlich aus der Stadt gelungen sei. Da der seltsame Prediger mehrmals gegen die Juden ausfällig geworden sei und offensichtlich versucht habe, einen Umschwung in der freiheitlichen Gesinnung der Echternacher herbeizuführen und demnach gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs zu handeln, sei anzunehmen, daß es sich um einen

nachgeborenen Judenschläger, wenn nicht um einen vormals flüchtig gegangenen Geißler handele, obschon nicht zu verstehen sei, weshalb einer dieser fanatischen Gesellen vier oder fünf Jahre nach dem eigentlichen Sturme gegen die Juden und die Pfaffen in jenem Teile Europas aufzutreten wage, welcher dank dem königlichen Schutze und dank auch der besonnenen Haltung der Einwohner von den furchtbaren Ausschreitungen verschont geblieben sei. Immerhin dürfe die Vermutung nicht abgewiesen werden, daß die eigentümliche Ruhe des luxemburgischen Volkes etliche Rädelsführer zu einer nachträglichen Aktion geradezu herausgefordert habe, weshalb sich die Notwendigkeit zum Ergreifen außerordentlicher Schutzmaßnahmen aufzudrängen scheine. Sie, die Schöffen Echternachs, seien jedenfalls entschlossen, sich trotz der Nachricht vom Verschwinden des unbekannten Aufwieglers solchermaßen vorzusehen, daß sie später in keiner Weise überrascht werden könnten. Nur möchten sie, bevor sie die letzten und wichtigsten Entscheidungen träfen, die Ansicht ihres Allerhöchsten Schutzherrn hören und sich, gegebenenfalls, von Ihm und von Seiner Begleitung beraten lassen.

Bevor noch einer der erlauchten Gäste auf die klar und einfach vorgetragenen Erwägungen hatte antworten können, kam vom unteren Teil der Tafel der laute Ruf eines anscheinend stark erregten Tischgenossen: das alles deute mehr auf eine Gefahr für den König als auf eine Bedrohung der Kleriker oder zweier Juden hin, die in Echternach zuhause seien, es müsse deshalb alles vorbereitet werden, was für die Sicherheit des Landesfürsten vonnöten sei!

König Karl blickte verdunkelten und durchfurchten Gesichtes auf den vorlauten Sprecher hin, ließ sich vom Abte Johann von Neuville den Namen des Mannes verraten, der seiner eigenen Äußerung zuvorgekommen war, und mußte dann mit einem Male lächeln, als er erfahren hatte, daß da Peter, der Rektor der Pfarrkirche, als ein vom Weine leicht zu beschwingender Kleriker sich neuerdings sowohl an den Ermahnungen des Papstes Clemens VI. wie auch an den Aufforderungen des Erzbischofes Balduin zur Mäßigkeit im Trinken vergangen habe. In seiner Erwiderung jedoch ging der König von der Befürchtung des Rektors, auf welchen Ludwig, der Dekan, ernsthaft einredete, aus, indem er zum zweiten Male die Gefahren hervorhob,

denen er mit Gottes Hilfe glücklich entronnen sei. Er habe niemals angenommen, daß seine zahlreichen Feinde auf weitere Anschläge verzichten würden, allein es sei ihm nicht im entferntesten in den Sinn gekommen, irgendeinen Vertreter seines Stammvolkes königsmörderischer Absichten zu zeihen. Wohl hätten die verantwortlichen Schöffen der Abteistadt recht, wenn sie vorsichtigerweise Schutzmaßnahmen zugunsten dieser oder jener Bürger ergriffen; ihn selber aber dürften sie ruhig außer acht lassen, da seine Begleiter stark und zahlreich genug seien, um ihn gegen den offensten wie gegen den heimlichsten Feind zu verteidigen. Allerdings beunruhige ihn das Gebaren eines nichtzustellenden Wanderers, welcher sehr wahrscheinlich in andern Regionen des Reiches eine durch ihre Lehren entsetzliche Flagellantenschule durchlaufen habe und nun versuchen könne, einen grauenhaften und in ihren Folgen unübersehbaren Auftrag zu erfüllen. Aus diesem Grunde erlasse er, hier und jetzt, den allüberall zu verbreitenden Befehl, daß der näher zu kennzeichnende Fremdling, wo immer er auch auftreten möge, gefangen zu nehmen und den Richtern auszuliefern sei.

Sodann hob der König, allen Versammelten eine ruhige Nacht und einen erquickenden Schlaf wünschend, die Tafel auf und zog sich, vom Abte begleitet, in eines der höher gelegenen Abteigemächer zurück.

Und es geschah, daß die Nacht nicht ruhig und daß der Schlaf nicht erquickend für die Bewohner des Sauerstädtchens war, daß zwei Stunden nach Mitternacht ein Schreien durch die Straßen ging, das sich fortsetzte und vermehrte, je länger die jäh erwachten Menschen lauschten, bis mit einem Male sich Trompetenstöße und Glockenklänge in das anwachsende Lärmen mischten und die hallenden Tritte laufender Menschen hörbar wurden. Schon wollte König Karl das Lager verlassen, um vom Fenster aus den Grund des nächtlichen Durcheinanderlärmens zu erspüren, als heftig an seine Zimmertüre gepocht wurde und, auf seinen Erlaubensruf hin, der Abt die Meldung überbrachte, an eines der Judenhäuser habe Einer Feuer gelegt, und nur im letzten Augenblick sei den von den Schöffen bestellten Sonderwächtern gelungen, die ahnungslosen Schläfer in Sicherheit zu bringen und den größeren, wohl auch wertvolleren Teil

des Gebäudes zu retten. Die Spuren der Brandlegung seien derart handgreiflich, daß die Meinung sich aufdränge, der Verbrecher habe absichtlich die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich hinlenken wollen, um durch die Art und Weise seines Vorgehens deutlich, ja erschreckend deutlich für die Entschiedenheit seiner Weltanschauung zu manifestieren. Daraus ergebe sich doch zweifellos, daß nur der merkwürdige Aufwiegler, von dem sie am Vorabend gesprochen hätten, seine Hand im Spiele haben könne. Und es ergebe sich nicht minder klar, daß der Mann vor nichts zurückscheue, um seine ruchlosen Pläne zu verwirklichen.

Früh am neuen Tage begab sich der König, nachdem er den letzten Teil der Nacht schlaflos verbracht hatte, mit seinem Gefolge in das Willibrordusheiligtum, wo Johann von Neuville nicht nur des toten Erzbischofes Balduin gedachte, sondern auch, für ein sicheres Geleite des Königs, den Beistand des Himmels erflehte. Beim Verlassen des Städtchens mußten die Ritter eines Sinnes feststellen, daß sich im Verlaufe von zwanzig Stunden die Stimmung der Einwohner vollständig gewandelt hatte, da der vortägigen Ausgelassenheit eine auffallende Bedrücktheit gefolgt war, so daß die Heil- und Vivatrufe, welche die versammelten Menschen doch nicht hatten unterdrücken wollen, nur mehr wie ein schwächliches Echo des turbulenten Empfanges zu wirken schienen. Die Folge dieses Umschwungs, als Nachwirkung eigentümlicher Begebenheiten, lastete gleicherweise auf den Reitern, die wohl eine halbe Stunde lang schweigend und ohne sonderliche Eile durch die Wälder zogen, welche sich von den Echternacher Höhen aus in der Richtung nach Luxemburg hin verliefen. Als aber unvermutet ein stürmischer Reiter hinter ihnen auftauchte, hielten sie verwundert an, da sie in dem Ankömmling einen der Echternacher Schöffen wiedererkannten, der vor dem König aus dem Sattel sprang und im Auftrage des Abtes wie auch seiner Amtsmitbrüder zu vermelden hatte, daß der eigentliche Brandstifter in der Person eines Eingeborenen habe gestellt werden können. Weiter reitend, durften sie mit dem Herrscher einer plötzlich aufkommenden Zufriedenheit darüber Ausdruck geben, daß nicht der trotzige Unbekannte das Fanal seines brennenden Geistes und seiner flammenden Seele als ein Anzeichen seiner fortdauernden Verfolgungsbereitschaft hinterlassen habe. Aus dieser Tatsache dürfe wohl

geschlossen werden, daß die braven Bürger der Sauersiedlung gewaltsam übertrieben hätten und daß die kommenden Dinge nach andern Normen als nach denen eines unzurechnungsfähigen Gesellen laufen würden.

Je weiter sie sich dann von dem Orte ihrer letzten Übernachtung entfernten, umso sichtbarer erlag der seelische Zustand des Königs einer neuen Veränderung, vor allem dort, wo die Reisigen, mittwegs zwischen Echternach und Luxemburg ungefähr, durch ärmlich aussehende und halb verlassene Dörfer zogen, deren Aussehen dem Gemüte des Herrschers unabweisbar dunkle und quälende Bilder aufzwang. Nichts ahnten die heiter plaudernden Begleiter von dem, was im Herzen ihres Herrn aus der Vergangenheit heraufbeschworen wurde. Denn König Karl mußte, von den zurückgelassenen Spuren des schwarzen Todes auf eigene Erlebnisse schließend, mit einem Male seiner Schwester Jutta gedenken, die den französischen Namen Bonne in seinem ursprünglichen Sinne vollkommen erfüllt hatte und königlicher durch ihre unsagbare Herzenshaltung als unter dem Glanze einer Krone durch das allzu kurze Leben geschritten war. Und die heimgegangene Jutta rief unwiderstehlich, da die Beiden das gleiche Mal der Pest empfangen hatten, die unvergeßliche Tochter Margareta und rief, von dieser aus, zwei andere tote Frauen, die erste Gemahlin Bianca, und die zweite, Anna, von denen nicht zu sagen war, ob der gleiche apokalyptische Reiter auch sie berührt habe, wiewohl die Stimme des Volkes diese Möglichkeit als ein Faktum vorzustellen beliebte. Indem er versuchte, das aufgekommene Leid mit der selten versagenden Hilfe täglich gelesener und innig gebeteter Horensprüche zu verdrängen, kam er allmählich aus dem Reiche der Toten in das Land der Lebenden zurück, in welchem er mit einer Freude, deren süße Gewalt er sich keineswegs verhehlte, das strahlende Bild seiner sehr jugendlichen dritten Frau, Anna von Schweidnitz und Jauer, so scharf und so nahe zu schauen glaubte, daß ihn eine Sehnsucht überkam, vor deren Eindringlichkeit er durch einen unverhofft hervorgerufenen Galopp zu fliehen versuchte.

Eine Weile schien die frohe Stimmung seines Herzens nicht nur ihn selber, sondern auch seinen hellen Renner zu beflügeln, denn mit einer Leichtigkeit ohne gleichen nahm das Pferd die Hindernisse, die

sein Herr, anstatt ihnen auszuweichen, mit dem Fleiße des Übermutes aufzusuchen schien, bis das Tier in einen leichten Trott zurückfiel, als habe es mit einem Male eine zusätzliche Last zu tragen. Sobald der König sich der Verlangsamung bewußt wurde, versetzte ihm die Tatsache einen Schlag, der umso stärker wirkte, je mehr der Empfänger das Gefühl gewann, daß er vor sich die Bürde seines toten Sohnes Wenzel hielt. Nun zügelte er den Laufeifer seines Pferdes, ließ es im Schritte den breiten Heerweg gehen und unterhielt sich innerlich mit einer Macht, die er nicht zu deuten wußte, obwohl sie mehr und mehr ihm einzureden schien, daß er in der von Tragik umspannten Runde seiner ferneren und seiner näheren Familienmitglieder ebenfalls ein Gezeichneter sei und daß der Echternacher Prediger als ein Abgesandter des unliebsam sich äußernden Schicksals erkannt werden müsse.

Es war ihm über alle Maßen lieb, als er durch das Tal der Alzette ritt, die Türme seines väterlichen Schlosses aufsteigen zu sehen, deren Spitzen ihm, noch durch die näßliche Dunstigkeit des Tages, zuzuwinken schienen, während die hohen, nicht weniger als drei Täler überherrschenden Mauern Schutz und Geborgenheit wie nie zuvor verhießen.

Etliche Stunden später mußte er dann feststellen, daß seine Empfindungen ihn getäuscht hatten, da die undurchschaubare Unruhe, welcher er seit Tagen ausgeliefert war, ihn so auffällig durch die Räume wandern ließ, daß sein Bruder Wenzel sich nach der Ursache der Unstätheit erkundigen mußte. Obwohl der König nicht fähig war, den raschen Wandel seiner inneren Zustände auszudeuten, betonte er doch das jähe Aufkommen scheinbar grundloser Ängste, gegen welche sämtliche Vernunftgründe machtlos seien. Herzog Wenzel bewies durch seine Reaktion, daß er von einer andern Faktur als sein Stiefbruder war, da er auflachte und mit seiner dröhnenden Stimme zu bedenken gab, daß doch Der nicht klagen dürfe, der wie eine unvergängliche Leuchtung durch die Zeit und durch die Geschichte ziehe. Eine Weile schien es, als habe Karl nicht vor, sich gegen diese billige Ausstellung eines Glorienscheines zu verwahren, doch dann winkte er mit einer müden Handbewegung ab, indem er

sagte, daß nicht einmal die hellstsichtigen Menschen imstande seien, den Schatten zu sehen, welcher fort und fort der sogenannten Leuchtung einen tragischen Hintergrund zu sichern pflege.

Wohl brachten am nächsten Tage Unterhaltungen und Aussprachen mit den Herren von Pittingen, Berward, Brandenburg, Simmern, Zolver, Fels und Meysemburg sowie mit dem Abte von Münster solche Ablenkungen, daß der König das, was er seine seelische Krankheit nannte, zu vergessen vermochte, während die Diskussionen mit den Schöffen der Stadt Luxemburg über die Einkünfte des Bannbusches und über den Ertrag des sogenannten Elsässer Rechtes ihn liebsam erregten und seine Stimmung einem Zustande der Heiterkeit anzunähern erlaubten, in welchem er erstaunlich schnell die Verhandlung mit Bartholomäus von Strassen über eine sehr dringend benötigte Geldanleihe zum Abschluß brachte. Allein gegen Abend überraschte ihn der Truchseß mit der Meldung, daß sich in der Nähe der Sankt-Jost-Kapelle, am Judentor und in der großen Halle, ja, sogar im Dunbuschel Seltsames zutrage, da gewisse Volksteile sich, man wisse nicht, nach welchen Gesetzen, anzusammeln wagten, um dann gemeinsam in Rufen und in Schreien ausfällig zu werden. Zwar habe der Zweck dieser Manifestationen noch nicht ermittelt werden können, allein man dürfe annehmen, daß hinter der Menge eine Leitgewalt agiere, über welche die verantwortlichen Organe Erkundigungen einzuziehen sich bemühten.

König Karl nahm die Nachricht wortlos entgegen, wandte sich weg und suchte die Erinnerung an das Echternacher Erlebnis gewaltsam abzuweisen, um nicht erneut durch die mutmaßliche Agitation eines ungreifbaren Gegners im Innern aufgewühlt zu werden. Die Meldungen, welche dann, von berechnenden Denunziatoren zuerst und bald darauf von eigens ernannten Aufpassern, in einer stets beschleunigten Folge nach dem Schlosse gebracht wurden, ließen gleich erkennen, daß die Bewegung, von einem klugen Kopfe ausgelöst, die Zeichen eines Aufruhrs von untenher mit sämtlichen Begleiterscheinungen eines umstürzlerischen Unternehmens trug, gegen dessen plötzliches Auftreten sämtliche Gründe der Vernunft, der Überlieferung und der Naturlage zu sprechen schienen. Herzog Wenzel zeigte sich ratlos, obwohl er innerlich die bedrohlich

aussehenden Dinge mit dem Auftauchen des Stiefbruders in einen ursächlichen Zusammenhang zu bringen unternahm und deshalb nach außenhin den Anschein des Mannes zu erwecken trachtete, der in schwierigen Dingen sich auf das weniger fehlbare Urteil des Königs zu verlassen gesonnen war. Zeugen der jeweiligen Unterredungen schien, als trüge er mit einer besonderen und kaum verhaltenen Genugtuung die Anwürfe vor, in welchen das gemeine Volk den hohen Gast aus Prag als Pfaffenkönig zu verschreien wagte. Bedenklicher freilich wurde er selber in dem Augenblick, als ihm zugetragen werden mußte, daß einer der Haupthetzer, nach einem begeisternd und aufpulvernd wirkenden Appell an die historischen Erinnerungen der Zuhörer, verhaftet worden sei, weil seine Ausführungen einen Taumel der Lust in der Entschlossenheit zu zerstörerischen Taten hervorgerufen hätten. Denn im Einzelnen habe er verkündet: es sei der unwandelbare Wille Gottes, daß Kaiser Friedrich II. wiederkomme, und wenn er in tausend Stücke zerrissen, ja zu Staub verbrannt würde; habe er dann seinen Thron erneut bestiegen, so werde er arme Mädchen reichen Männern vermählen und umgekehrt, allen Bedrückten und Beraubten gegen ihre Bedränger Schutz gewähren und ihnen zu ihrem Rechte verhelfen, Mönche und Nonnen verheiraten, die Geistlichen so heftig verfolgen, daß sie eiligst ihre Tonsuren mit dem ersten Besten – und wenn es mit Ochsenmist sein müßte – bedecken würden, endlich die Orden, welche einst die päpstlichen Bannbullen verkündigt hätten, besonders die Minoriten, aus dem Lande jagen, dann mit einem starken Heere über das Meer fahren und auf dem Ölberge das Kaisertum niederlegen.

Wiewohl der König und der Herzog ebenso wie ihre Mannen die alte Sage kannten, verwirrte sie der Glaube, den ihr Vortrag fand, so daß sie gemeinsam berieten, auf welche Weise wohl am sichersten die Ruhe in den aufgeregten Gemütern der Untertanen wiederherzustellen sei. Allein die Vielzahl der vorgeschlagenen Mittel, welche von der Brandschatzung bis zur Religiosenpredigt reichten, hatte zur Folge, daß nichts entschieden wurde, sondern daß sich die Aussprache in einer Reihe von Mutmaßungen über den Stand und über die Herkunft des eingekerkerten Volksaufwieglers verlief. Als die Meinung des Münsterabtes, daß es sich wahrscheinlich um einen entsprungenen und flüchtig gegangenen Klostermann handele, der nun aus der

fernen Welt zurückkomme, um in der engeren Heimat seine Irrlehre zu verwirklichen, verließ König Karl den Kreis der gepackten Durcheinandersprecher, wandelte finsterblickend durch den äußeren Festungsgang und hielt an einem Vorsprung, in sich selbst versunken, solange an, bis ihn die Stimme des Herzogs aus unfröhlichen Sinnereien riß.

Nun war der Prager das Gegenteil eines heiteren Plauderers, da er, den Worten des Herzogs entgegen, den einen Gefangenen als den furchterregenden Teil eines ganzen Sturmes zu erkennen gesonnen war, der, von irgendwoher, durch die Zeit brausen würde, um das dürr und morsch gewordene Herrschergeäst von den Völkerbäumen zu reißen. Schon fange er an seiner Sendung so zu zweifeln an, daß er weniger als je zu wissen vermöge, ob er sich mit der einen deutschen Krone zu begnügen oder ob er auch noch nach der andern zu langen habe. Eine entsetzliche Nacht ohne Schlaf stehe ihm wahrscheinlich bevor, und darum sei es Zeit für ihn, den kommenden Qualen jetzt schon die weitreichenden Tröstlichkeiten der lateinischen Gebete entgegenzusetzen. Merkwürdig über alle Maßen erscheine ihm, noch hinter ihrer Betrüblichkeit, die Tatsache, daß er sich nicht heimisch zu fühlen vermöge in der Atmosphäre seines eigentlichen Stammlandes, von dem er sich, mächtiger mit jeder neuen Stunde, nach Prag zurücksehne, obwohl er wisse, daß er drüben, im Osten, unaufhörlich dem Drange seines Herzens erläge, an den Ufern der Alzette Ruhe für den Geist und Stille für die Seele zu suchen. Keiner könne ahnen, nicht einmal der Bruder, welche Gewichte er mit der Krone, durch die Krone, zu tragen übernommen habe und mit welchen Empfindungen voller Düsterkeit das Amt ihn zu belasten pflege. Schon bebe er zurück vor dem, was die Nacht ihm zuwälzen werde, – nein, er wolle weder den Zuspruch eines Blutsverwandten, der nach andern Gesetzen geführt werde als er selber, noch die Gesellschaft eines Ordensmannes, dem erstarrte Theologenformeln ohne die geringste spirituelle Anstrengung von den Lippen tröpfelten: er sei am fruchtbarsten im Leiden wie im Denken, in der Erfahrung wie in der innerlichen Reife, wenn ihm allein die tägliche Furcht zu überwinden gelänge.

Doch Herzog Wenzel erfuhr am nächsten Morgen nicht, wie der Stiefbruder seine Stunden der Einsamkeit verbracht hatte, da die

Ereignisse des neuen Tages sich von der elften Stunde an zu überstürzen schienen, indem sie die beiden Herrscher in einem Wirbel von Neuigkeiten, Gefühlen, Besprechungen und Entscheidungen außer Atem zu setzen versuchten. Denn es kam die Meldung, daß der verhaftete Fremde einer langwierigen Folterung unterworfen worden sei, aber weder durch Schläge noch durch Gliedverrenkungen zum Geständnis habe gezwungen werden können, von wo er herstamme, welchen Erdteil er verlassen habe, um in Luxemburg sein hochverräterisches Treiben zu beginnen, welche Mitverschwörer er zu benennen wisse, welchen Zielen er zustrebe und aus welchen Gründen er den König zu erniedrigen unternehme. Und es wurde dem König verraten, daß der Gefolterte, dessen Tätigkeit als Führer der gemeinen Leute die ganze Nacht und den frühen Morgen über vielfältige und undurchsichtige Manifestationen hervorgerufen habe, zum Tode verurteilt worden sei und auf den Urteilsspruch nicht anders als durch ein höhnisches Lachen im Angesichte des Richters habe reagieren wollen. Wahrscheinlich werde er untergehen, ohne daß die Öffentlichkeit erführe, was er angestiftet habe und zu welchen Auswirkungen sein gewaltsames Hinscheiden verleiten könne.

Der Herzog war ebenso erschrocken wie verblüfft, als König Karl, mit belegter Stimme und abgewandten Angesichtes, den Wunsch äußerte, dem Verurteilten gegenübergestellt zu werden, damit er, als allerhöchster Landesherr, den gefährlichen Starrkopf vielleicht doch noch zu einem Bekenntnis ante mortem verführe. Seine Einwände entsprangen weniger den Quellen eines angeschlagenen Ehrgeizes, der seine landesväterlichen Kompetenzbereiche zu decken unternahm, als der natürlichen Überlegung, daß die Unterhaltung mit dem Opfer einer sehr rapiden Justiz die Empfindungen des zukünftigen Kaiserkronenträgers wohl kaum ins Hellere zu kehren vermöchte und also eher das Gegenteil einer entlastenden Aufheiterung zur Folge haben dürfte. Allein die Argumente des Königs erwiesen sich, weil ein harter Wille sie zu halten unternahm, von einer solchen Stärke, daß der Herzog den Auftrag erteilte, den der Stiefbruder mehr gefordert als erwünscht hatte, obschon dieser, ebenso sicht- wie fühlbar, der Konfrontation eine gewisse Furcht entgegentrug.

Es war nicht zum ersten Male, daß König Karl vor einem Menschen stand, den die Henker oder die Soldaten übel zugerichtet hatten, allein es überkam ihn, nach dem ersten Schreckensschlage, eine unverdrängbare Übelkeit, als er in das verstriemte Antlitz eines hageren und hartblickenden Mannes blickte, in dessen weit geöffneten Augen ein unheimlich anmutendes Feuer glühte. Zwei Helfer der Justiz mußten den Geschlagenen stützen, dessen Haltung aber so war, daß er die beiden Begleiter zu heben und zu führen schien. Spiegelten sich auch die Qualwellen, welche den schmächtigen Körper durchbrannten, als blitzartig auftretende und ebenso verschwindende Zuckungen in seinem Gesichte, so ließ er doch nicht ab, den König anzustarren und dabei den Blicken eine Macht zu geben, die den Betrachter derart beunruhigte, daß er sich hinsetzte, eine herrische Bewegung mit der Rechten machte und, fast schreiend laut, zu reden anfing:

„Wie ist dein Name?"

Der Verurteilte hielt den Kopf, als wolle er in die Frage hinablauschen, warf dann das Haupt zurück und entgegnete, ohne physische Anstrengung, schien es, wenn auch der Schmerz hinter den Worten nachschwang:

„Ich habe viele Namen."

Dem König gab es einen Stoß; doch faßte er sich rasch und rief dann, mäßiger im Tone als zuvor:

„Nenn mir einen einzigen!"

Zwischen dieser Aufforderung und der Replik des Angesprochenen gab es keine Pause:

„Für dich, der du dich König glaubst, dürfte ich Vox populi heißen oder auch die Stimme der Welt, wenn nicht gar die Stimme deines Gewissens."

Nicht der König protestierte gegen die herabsetzende Art der Erwiderung, sondern der Herzog, dessen Ausfall König Karl jedoch zuvorkam:

„Du scheinst mich nicht sonderlich zu lieben?"

„Stellst du, als Persönlichkeit die Frage, so muß ich sagen, daß ich dich weder liebe noch hasse. Meinst du aber den Verkörperer eines politischen Systems, so darf ich behaupten, daß ich der erbittertste Feind aller monarchischen Auswüchse bin."

„So glaubst du dich auserkoren, um an mir eine höhere Mission zu erfüllen?"

„An dir, doch nicht an dir allein."

„Und welches ist dein Auftrag?"

„Ich habe mehrere, ja, ich habe viele! Zuerst und vor allem andern den, dich feierlich zu grüßen!"

„Zu grüßen? Von wem?"

„Von Cola di Rienzo, deinem ehemaligen Gefangenen, den du, wahrlich königlichen Sinnes, nach Avignon verschachert hast. Nicht durch deinen Willen hat er nach Rom zurückkehren dürfen, aber durch deinen Willen wird er voraussichtlich dort zerrissen werden."

König Karl erhob sich jählings, hielt dann mitten im Aufsprunge an, wollte reden, schwieg, kehrte langsam in die Sitzhaltung zurück und sagte schließlich:

„Ein verrückter Fanatiker, welchem ich nichts Übles wünschen mag!"

Und der Fremde fügte eiligst hinzu:

„Dem du aber nicht zu trauen scheinst, da er sich vor dir als Abkömmling deines Großvaters Heinrich aufzuführen begehrte!"

„Wer wird über diese Mär nicht lachen wollen?"

„Du! Und nur aus diesem Grunde wirst du ihn vernichten lassen, so wie du meinen andern Auftraggeber, den sogenannten falschen Waldemar, hast fallen lassen."

„Einen Usurpator!"

„Von dem du alles wußtest, bevor du ihn zu unterstützen beliebtest. Freilich, als deine Macht mit seiner Hilfe sich vervielfacht hatte, machtest du aus ihm einen Flüchtling, der zu meinem Weggenossen wurde."

„Und du hast noch ähnliche Grüße zu bestellen?"

„Ja, ich habe sie: hundert, tausend, wenn nicht hunderttausend, sofern ich alle Verfolgten und Geschundenen, alle Geschlagenen und Betrogenen zusammenzähle, die du, erbarmungsloser als der wütendste Tribun, auf deine kalte Weise ausgebeutet hast!"

„Nenn mir nur einige!"

„Wieviele Juden, welche elendiglich im Feuer umkamen, damit du dich und deine Freunde an ihrem Vermögen ergötzen und bereichern konntest, soll ich dir namentlich aufzählen? Wo gewährtest du, Schirmherr der Juden, nur ein einziges Mal deinen Schutz gegenüber den neuen Barbaren, die ihre Schulden dadurch tilgten, daß sie ihre Geldgeber ausrotteten? Wie ist das mit dem Judenregal und deinem priesterlichen Onkel in Trier gewesen? Was hast du vor, um deinen Schwiegervater, den Herzog von Schweidnitz, zur Herausgabe zweier Juden zu bewegen, die von seinen Häschern entführt worden sind? Ja, wie gedenkst du den Herrn von Useldingen zur Rechenschaft zu ziehen, weil er mehrere Stadtbürger gefangen genommen hat? Siehst du, ich grüße dich von all diesen Leidenden, als ihr Stellvertreter, der dich wieder an den höheren Wert des Menschen zu erinnern wagt."

Das feindselig klingende Murmeln der Zuhörer ballte sich mit einem Male so, daß der Herzog Das zum Ausdruck bringen mußte, was sie alle bewegte. So trat er plötzlich vor, zeigte auf den Gefesselten hin und rief dem Bruder zu:

„Nicht länger soll der Verbrecher so dreist und tollkühn vorgehen dürfen. Wir möchten nicht, daß der König des Unmenschentums bezichtigt werde, nachdem er dem neuerblühenden Humanismus in Prag eine Lehr- und Lernheimat geschaffen hat."

Der Gefangene ließ sich durchaus nicht einschüchtern, im Gegenteil, der jählings auftretende Widerstand gab ihm die Kraft, sich hochzurecken, und den Mut, seine Gedanken laut und deutlich zu fassen:

„O, ich weiß, ich weiß, daß eine großartig wirkende Universität gegründet worden ist, die den Menschen weiter und reiner machen könnte. Allein es handelt sich dort nicht um jedes Geschöpf, sondern

nur um eine Auslese und bei dieser bestenfalls um eine geistige Rückführung zu Vergil und Homer. Doch zählen müßte der ganze Mensch in jedem Individuum als eine potentielle Macht zum Guten. Petrarca mag eine köstliche Blüte des vierzehnten Jahrhunderts sein, allein, er lebt mit allen schöpferischen Sinnen in der Vergangenheit. Hier und heute müßte er den Idealmenschen schaffen, der ein absolutes Ganzwerden des guten Alten mit dem besten Neuen darstellte. Vor ihm und durch ihn wäre jedes Unrecht unmöglich, und die Menschheit, wenigstens diese christliche abendländische, dürfte im inneren wie im äußeren Frieden prächtig gedeihen. In diesem Imperium aber bist du eine schwache Kreatur!"

„Bei meiner Macht?"

„Was ist Macht? Nur Derjenige weiß mit unbegreiflichen Kräften in die Zeit zu wirken, welcher auf die eigenen Wünsche zu verzichten vermag. Du wirst wohl kaum die Gnadenstunde erkennen, in der du deine Glorie für immer, weil allen Untertanen die Herrlichkeiten der inneren und der äußeren Nichtgefährdung würdest gewonnen haben."

„Bin ich nicht dabei, gerade das zu versuchen?"

„Gewiß, das bist du. Doch du spürst am eigenen Unbefriedigtsein, daß deine Versuche fehlschlugen."

„Wie willst du das erkennen können?"

„Indem ich dich betrachte, nicht mit dem körperlichen, sondern mit dem geistigen Auge."

„Und was entdeckst du?"

„Deine Schwermut, König!"

Die Reaktion des Herrschers war unerwartet, da er sich mühsam emporrichtete und wortlos hin und her zu wandern begann, bis er, nach einer längeren Pause, vor dem Widersprecher die Stellung des höheren Mannes einnahm, der von oben nach unten zu reden gewohnt war:

„Wie sollst du die Zustände meines Geistes und meiner Seele zu ergründen wissen, wenn du nur minutenlang in meiner Nähe hast weilen dürfen?"

Der Angesprochene schien ein Lächeln zu versuchen, da die Qualenzüge seines Gesichtes sich für eine kurze Weile entspannten und in der Erweichung einen Schimmer gewannen, der noch die Häßlichkeiten zu verschönen unternahm. Dann erwiderte der Mann, und auch seine Stimme hat einen sanfteren Klang:

„Ich bin dir näher, als du glaubst, da mich deine Taten wie deine Nichttaten, deine Nichttaten wie deine Untaten dauernd mit dir selber, mit der Beschaffenheit deines Herzens, wenn du willst, in Verbindung halten. Darum ist mir sehr genau dein fortwährendes Pendeln zwischen zwei Polen bekannt: zwischen dem Osten und dem Westen, zwischen Prag und Paris, zwischen der Fremde, die deine Heimat, und zwischen der Heimat, die dir fremd geworden ist; zwischen dem Dichbescheiden auf die deutsche Königskrone und dem Erwerb der römischen Insignien zugleich mit der reaktivierten Kaiserwürde; zwischen dem Adel, der zu vergehen droht, und dem Bürgertum, das nach vorne drängt; zwischen dem klassischen Altertum mit seinen Verstorbenheiten und der Neuzeit, die sich, wenn nötig, gewaltsam durchsetzen wird; zwischen dem zur Phrase erstarrten Humanismus von ehedem und dem wahren Menschentum in der echten Menschlichkeit nach christlichen Kategorien; zwischen der gloriosen Rittertat und dem Erfolg durch diplomatische Verhandlungstricks; zwischen der Härte des absoluten Herrschers und der Mildherzigkeit des Katholiken, der nicht immer zu unterdrücken ist; zwischen dem Glauben an die politische Macht und der Macht des Glaubens an das Mit- oder Vorwirken der göttlichen Vorsehung; zwischen der Freude am Aufstieg und der Furcht vor dem möglichen Fall; zwischen der Lust am Leben und der Angst vor dem Tode, der schon mehrmals an dir, aber nicht an deinen Nächsten vorübergegangen ist."

Das Wort traf den König irgendwo an einer unverharschten Wunde. Er fuhr zurück und nahm seine Wanderung wieder auf, obschon der unbekannte Sprecher nicht zu reden aufhörte:

„Siehst du, in diesem endlosen Schwanken zwischen Zweien, in dieser Unrast der Gefühle, die sich widersprechen, um sich gegenseitig zu jagen, zu verneinen oder zu bejahen, wird dein Geist umdüstert. Du stehst, wo du gehen müßtest, und du eilst, wenn die

Kontemplation eine bessere Lösung erbrächte. Und sämtliche Folgen deines Wirkens verlieren ihre scharfen Konturen in der Dunstsphäre der Zweideutigkeit. Du fühlst es und du leidest daran, du weißt es und du tust nichts, um dich eindeutig zu betätigen. Schwermut, König, Schwermut ohne Ende wird dein Los sein, sofern du dich nicht umzustellen vermagst."

Es wirkte wie der Aufschrei eines mitten im eigenen Qualenherd getroffenen Mannes, als der König von der andern Seite des Saales aus zu rufen wagte:

„Ja, was soll ich tun, um dieser furchtbaren, endlos wiederkehrenden Schwermut zu entgehen?"

Der Gefangene antwortete so, daß sein Wort und seine Haltung die gleiche Innenruhe zu verkörpern schienen:

„Dich Einem zuwenden, Mensch werden, als König handeln und dem Neuen sowohl im Reiche des Geistes wie auch in der Domäne des gesellschaftlichen Zusammenlebens breite Zugangswege errichten!"

Der König schwieg, und alle Zuhörer enthielten sich der Äußerung selbst dann, als der Gefolterte noch gegen den Willen seiner lebenden Stützen sich am Boden niederließ, um mit gekreuzten Armen vor sich hinzublicken. Sie versagten sich sogar das laute Reden, als König Karl den Herzog am Arm ergriff und durch einen Zug, dem nicht zu widerstehen war, in den Nebenraum geleitete. Doch dann, als die beiden Herrscher, nach einer viertelstündigen Abwesenheit, neuerdings den Saal betraten, erschraken sie merklich bei der Verkündung des Herzogs, daß der Fremdling, auf die eindringlichen Bitten des Königs hin, begnadigt sei und ohne weiteres das Burgschloß verlassen dürfe.

Der Gefangene ließ sich hochheben und von den Fesseln befreien, schwankte vor den König hin, der ihn mit der Miene Dessen erwartete, der einer feierlichen Dankesbezeugung sicher war, und mußte dann mit einer unnennbaren Verwunderung die Erklärung des erlösten Mannes entgegennehmen:

„Sieh mich an, o König, und vergiß mich nicht, denn ich stelle hier den gepeitschten und erniedrigten Teil der Menschheit dar, die du zu

führen und zu formen hast. Ich bleibe, auch wenn ich fern zu sein scheine, der Stachel in deinem Gewissen. Dieses hast du durch deine Fürsprache ein wenig beschwichtigen wollen. Allein durch deine Tat ist nichts geändert worden zwischen dir und mir. Denn ich hätte auch im Tode immerzu als Dorn in deinem Innern gewirkt. Noch hast du Zeit, den Lauf der Dinge ins Bessere zu kehren. Verzeih, wenn ich dir nicht Lebewohl sage, sondern, meines Amtes eingedenk, Auf Wiedersehen!"

Als der Fremde hinweggehumpelt war, gab sich der König einen Ruck, der wie das sichtbare Zeichen eines seelischen Entschlusses wirkte, und eilte, mit jugendlichen Schritten fast, nach andern Räumen hinüber, welche plötzlich zu Heimstätten neuer und besserer Entscheidungen zu werden schienen.

DIE ENTDECKUNG DES GIANO CORICIO

Jahrelang im Banne jener einzigartigen Gestalt stehend, welche, dem allgemeinen Zuge ihrer besten Landsleute folgend, in einer der Weltstädte den luxemburgischen Traum von der Größe des inneren Reiches verwirklichte;

an allen Quellen nach den unscheinbarsten Einzelheiten aus ihrem Leben forschend und so in ihrem kunstbegeisterten Römer-Dasein die Erfüllung einer unserer heimatlichen Sehnsüchte erkennend,

habe ich, mit der Laune des Verliebten und mit der Schöpferlust des Hingerissenen, den Freund aller Renaissancegelehrten, den „Mann des reinen Herzens", wie Erasmus von Rotterdam ihn zu nennen liebte, den berühmten und dennoch unbekannten

JOHANN GORITZ,

der Luxemburg in der Geschichte des Humanismus einen Ehrenplatz für alle Zeiten zu sichern wußte, in seiner Furchtlosigkeit wie in seiner Bescheidenheit, in seiner geistigen Überlegenheit wie in seiner seelischen Klarheit vor den Augen seiner unwissenden Nachkommen beschwören wollen, damit, in diesen Tagen der vergehenden Menschlichkeit, seine Haltung als die wesenhafte unseres Volkes neuerkannt werde, und, vielleicht, aus andern Humanisten und aus andern humanen Geschöpfen unseres Erdreiches hinüberwirke in die bedrohte Gegenwart der Welt.

Wenn in der Erzählung auch das Hauptfaktum Wirklichkeit gewesen ist, wenn sogar die angeführten Personen einst gelebt und agiert haben, so ist doch das Meiste, dort vor allem, wo es sich auf Giano Coricio, unsern Johann von Koerich, bezieht und Schilderung innerster Zustände sein möchte, nur die Folge eines Phantasiespieles, das kein anderes Ziel zu kennen vorgibt, als die Macht des Helden so

lebendig werden zu lassen, daß sie jeden spätgeborenen Bruder zur Wiederholung seiner Taten anfeuern und diesen oder jenen Gelehrten zur Gestaltung eines Werkes verleiten könnte, das uns endlich den Koericher als die herrlichste Schöpfung unseres Bodens näher brächte.

Denn Keiner ist, wie jener, Ausdruck unserer Eigenart, und in keinem Schicksal spiegelt sich überwältigender, in der Schönheit wie in der Tragik, die Geschichte unseres kleinen Volkes wider als in ihm, dessen dramatische Bewegtheit hinter der poetischen Ruhe wir dauernd übersehen.

Einige Tage, nachdem sein hoher Herr, Papst Leo X., von einer schweren und ziemlich undurchsichtigen Krankheit halbwegs genesen und also wieder imstande war, die lang vernachlässigten und noch verworrener gewordenen Staatsgeschäfte etwas emsiger zu betreiben, kehrte Giano Coricio abgespannt und müde in seine Vigna am Forum Trajanum zurück.

Es ging auf den Abend zu, in dessen mittsommerlichen Verhaltenheit die Dinge sich gewandelt zeigten, vor allem die Gebäude und die Säulen, welche noch die unbestimmbaren Lasten des Altertums zu tragen schienen und nun, da die Stille der ersten Nachtzeit ihnen zur geheimnisvollen Stütze geworden war, beruhigt und ergeben in die Höhe nach den letzten Lichtwellen griffen. Giano Coricio, welcher gleichfalls, auf geschrägten Schultern, alle Bürden eines langen und ereignisschweren Lebens an der unversiegbaren und, ach, getrübten Quelle des Christentums gehoben und gemeistert hatte, ohne allzu oft die zusätzlichen Gewichte des Heimwehs nach der herberen Luft seiner luxemburgischen Heimat mitzuschleppen, fühlte sich erleichtert in der wachsenden Unschwere der Umgebung. Je weiter er das Dunkel vortasten und die steinerne Welt umspülen und mühelos in sich eintrinken sah, umso mehr versank in ihm der Nachgeschmack an alle Schwierigkeiten eines Amtes, das nicht nur vom Franzosenkönige, Franz I., sondern immer noch, und trotz den Niederlagen von Urbino, Sinigaglia, Pesaro und Maiuolo, von Francesco Maria della Rovere und vom Kirchenfürsten selber unerträglich gemacht wurde. Er ließ, nicht eigentlich durch das lässige Spiel des eigenen Willens, den Verstand ein wenig annächten und zugleich den Sinnen jene

Wachheit geben, welche sie zu Fangzentren jeder Weihe bestellte und ihnen das Schöne tiefer zu genießen und die Stimmung der Stunde herzlicher zu empfangen erlaubte. Seine Gedanken, diese unermüdlichen Spürmächte eines Prälatenintellektes, der den Päpsten klare und bestimmte Regeln auszuarbeiten und die politischen Knoten eines unruhigen Kirchenstaates zu lösen hatte, gaben jede Schärfe auf und wandelten sich uneingestanden in Gefühle um, die süchtig ohne Ziel und fürchtig ohne Ursache waren.

Wenn auch die Umwelt keinen Laut gab, da in diesem Augenblick der Lärm des Stadtviertels hinweggefegt und die Ruhelosigkeit des Forum Trajanum ausgewischt zu sein schienen, so klang, in ungenau betonten Intervallen, doch bald diese Satz- und bald jene Worterinnerung in seinem Geiste an. Einmal war es ein Ruf aus dem Wäldertale seines Landes, das im Echo tausendfältig fortzudauern wünschte, und dann ein Vers Vergils, der die Feierlichkeit des Abends aus der Mitte gerade dieser Stunde besang. Giano Coricio, der damals, als seine Kinderschreie durch die rätselhafte Lauschung eines antwortgebenden Haines mächtiger in ihm nachgetönt, während die Vergil'schen Dichtungen zum ersten Male seine Seele aufgerissen hatten, noch einfach der Johannes von Koerich gewesen war, welcher eben mit der latinisierten Form Coricius zu liebeln angefangen hatte, ging mit rückwärtsgewandtem Geiste, schon fast in der Innenhaltung seiner Jugendzeit, dem prachtvollen Retiro vor der Trajanssäule entgegen und rememorierte seine geliebten Klassiker, nicht etwa mit jener Gewalt, welche das widerspenstige Gedächtnis einer Beute beraubt, um sie nach dem Redefest zurückzugeben, sondern aus der Fülle einer Begnadung heraus, die das Aufgenommene zum Besitztum hatte werden lassen und es dann zum Quellen brachte unter dem sanften Druck der kleinsten frohen Laune.

Erst nach einer längeren Weile stellte der Schreitende seine innere Wandlung fest. Sie überraschte ihn nicht sonderlich, da er aus tausend ähnlichen Erlebnissen wußte, wie in der Nähe seiner Vigna das Dasein viel von allen Furchtbarkeiten verlor, um sich Vertrauen, Größe, Schönheit, Liebe und Leidenschaft durch die dauernde Beschäftigung mit den Künsten zu sichern. Zwischen dem Papstpalaste und dem Eigenheime erlebte er unweigerlich die ewigselbe

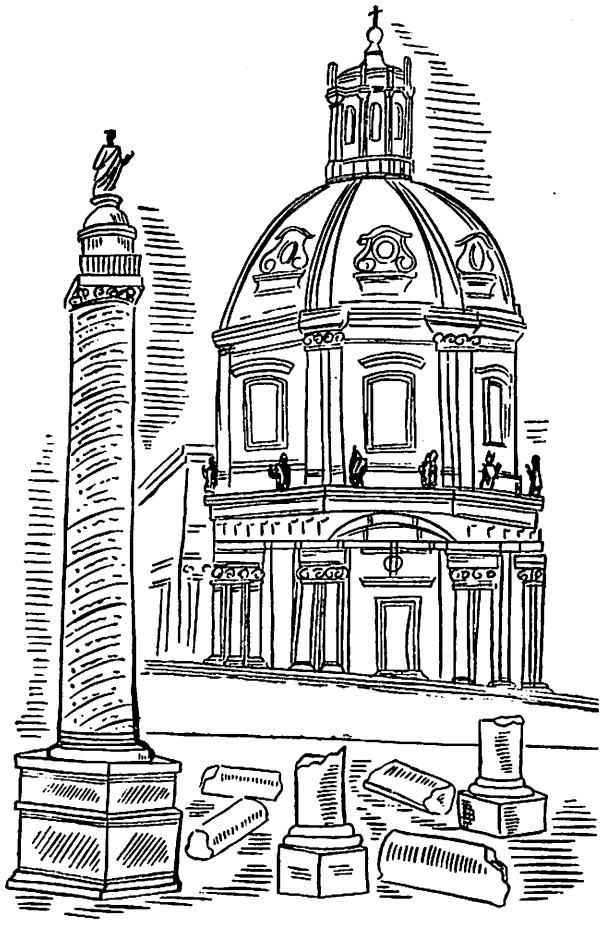
Entwicklung seiner seelischen Zustände: der Ärger kam zur Ruhe, die Ruhe wurde Lichtheit, und wenn er eintrat in die bild- und marmorgeschmückte Wohnung am alten römischen Kaiserplatze, fand er sich durchheitert vor seinen strahlenden Schätzen im Kreise bekannter und beschützter Sänger, Bildhauer, Gelehrten, Musiker und Bücherschreiber aus sämtlichen Ländern Europas wieder.

Es wunderte ihn durchaus nicht, daß die Stille zersprang, als ihm das Haus in der Vigna entgegenleuchtete. Wohl war es nur ein undurchhörbares Lärmen, welches aus dem Heime auf ihn zukam, erst wie ein vielfältiges Rufen, Lachen und Durcheinanderdeklamieren, dann wie ein Beifallsklatschen und Prositwünschen, allein Giano Coricio, der den Gang beschleunigt hatte, wußte gleich die laute Feier zu deuten und sich selber, jäh erschreckend, einer großen Vergeßlichkeit zu zeihen. Der Entwurf zum Staatsvertrage mit Lorenzo de' Medici, dem zukünftigen Herrscher von Urbino, hatte ihn, wenn auch nicht das Hausfest um Sankt Anna selber, so doch die Anfangsstunde eines gästereichen Empfanges übersehen lassen.

Nun hastete er, die Folgen seiner Verfehlung erwägend, so rasch, daß er, um den Treppenvorsprung biegend, auf einen Mann stieß, der, mit vorgeschobenen Beinen und mit verschränkten Armen an den Quadern lehnend, die offene Eingangspforte betrachtete. Giano Coricio entschuldigte sich in der freundlichen und wortfülligen Art des Gelehrten, der sich aus Zerstreutheit dreifach im Fehler glaubt, und setzte seinen Lauf fort. Was der Angesprochene zur Antwort gab, verstand er nicht; wohl aber fiel ihm der eigenartige Ton des Redenden auf und, als er die Treppenhöhe gewonnen hatte und sich noch einmal winkend umwandte, das helle Schulterkleid des Unbekannten.

Die Bestürzung, welche ihn befallen hatte, als er sich der Verspätung bewußt geworden war, wich einer offensichtlichen Erleichterung, sobald er die Vigna betrat und die ungezwungene Unterhaltung seiner Gäste feststellte.

Die Eingeladenen standen, saßen oder wandelten, je nach der Laune des Augenblicks oder auch dem Drange ihrer unterschiedlichen Temperamente gehorchend, im weiten Vorgarten, indes die



Diener des freigebigen Hausherrn aus bäuchigen Krügen der Gesellschaft auserwählter Dichter, Künstler, Wissenschaftler und Beamten einschenkten, was sie begehrte. Die festliche Stimmung entsprach, in ihrer Lautstärke wie in ihrem Frohsinn, ganz der Köstlichkeit und durchaus dem Feuer der Getränke, denn die Reden zwischen zweien oder mehreren Teilnehmern nahmen allgemach den Grad der Hitzigkeit und die Flammen eines inneren Entbranntseins an, welche bald den Auseinandersetzungen die Lebhaftigkeit eines allgemeinen Disputes sichern mußten.

Giano Coricio konnte sich den einzelnen Gruppen nähern, ohne im geringsten jene Aufmerksamkeit zu finden, die sowohl seinem Range eines päpstlichen Beraters wie auch seiner Stellung eines berühmten Mäzens und Gastgebers zukamen. Doch die Art und Weise, wie er vorging, um in der Haltung eines längst begrüßten und sich selber überlassenen Freundes durch die Reihen zu schreiten, diesem Bekannten freundlich zuzunicken und jenem andern, wie von ungefähr, ein Wort der Mäßigung ins überbordende Gespräch zu werfen, zeigte seine Absicht an, den Versammelten die späte Ankunft bestgehend zu verheimlichen, ihre Fröhlichkeit zu stärken und die Zusammenkunft in einer gemütlichen Form zum fruchtbaren Ansporne für alle präsenten Größen auszuweiten.

Keiner der Anwesenden schien ein sonderliches Auge für den dahinschlendernden Greis und seinen heimlich erwogenen Plan zu besitzen. Die List wäre ohne Zweifel vollständig gelungen, wenn nicht ein Diener plötzlich allzu laut dem ferneren Gefährten ihres Herren Ankunft angemeldet hätte. Nun brach mit einem Schlage das diffuse Lärmen ab und wurde zu einem einzigen Hallo der Überraschung, das dem Ankömmling nicht nur als Ton im Aufschrei, sondern auch als menschliche Woge entgegenbrandete, um ihn sofort zur Mitte eines kleinen Wirbels zu machen.

Die Begrüßung, welche von der Gästeschar mit einer auffallenden Herzlichkeit vorgenommen wurde, fand bei Giano Coricio eine differenzierte Erwiderung. Er umarmte nämlich Sansovino ebenso wie Raffael, den Schöpfer der Sankt Anna Selbdritt und den Maler des mächtigen Propheten Isaias, und hieß den Hymnenschreiber Zaccaria Ferreri gleich dem Regularkanonikus Marco Girolamo Vida doppelhändig willkommen. Bei Angelo Colocci, dem reichen Villenbesitzer aus den Sallustischen Gärten, änderte sich seine Offenheit in eine fühlbare Verschlossenheit um, die ihrerseits einer angenehm berührenden Freundlichkeit zu weichen schien, als der treuherzige Aldo Manuzio, der Verleger griechischer und lateinischer Klassiker, seine männliche Verehrung aussprach. Nicht unterdrücken konnte er eine wohl lachend vorgebrachte, doch wirklich ernstgemeinte Anspielung auf die schöne Morosina und ihre verfänglichen Reize, nachdem der spöttelnde Bembo in einigen Sätzen ciceronischer Prägung den

kunstbegeisterten Hausherrn angeredet hatte. Sadoleto aber, der priesterliche Poet und weise Diplomat, wurde wie ein lieber Sohn, Giano Lascari, der Hellenist, wie ein Bruder, und Blosio Palladio, der heitere Verseschmied, wie ein älterer Bekannter empfangen. Nur bei den Vertrauten des Papstes, Serapica und Giulio de' Biancchi, versuchte er, ohne freilich diese Reverenz zu betonen, eine Verneigung des Oberkörpers, während er, die Gänge entlang schreitend und den überdachten Raum durchquerend, allen andern Gästen liebenswürdig zuwinkte. Mit einem huldvollen Lächeln bedachte er die höheren Beamten aus den päpstlichen Palästen. Dann ließ er sich, im Schein der angesteckten Fackeln, als erster nieder und lud, durch eine beschwörende Bewegung der Hände, sämtliche Männer ein, an den reichgedeckten Tischen, welche von der windoffenen Halle ins Freie reichten, zwanglos Platz zu nehmen.

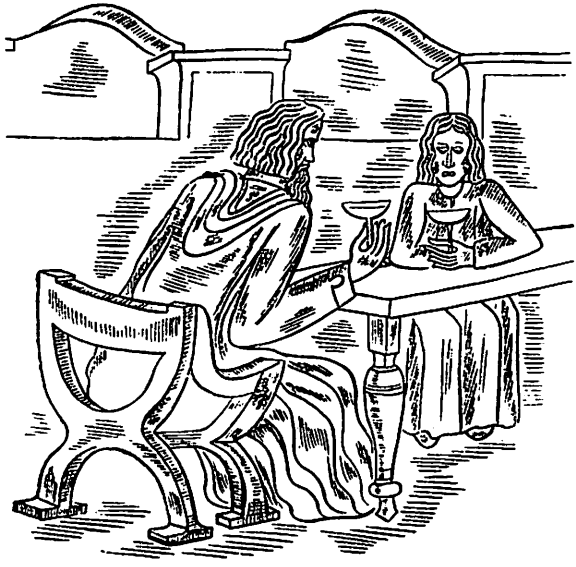
Das war nicht ganz nach dem Sinne des angeheiterten Bembo, der das Festmahl mit einem Geistesschmause seiner Art zu eröffnen und

zugleich dem Giano Coricio den Dank der Betreuten zu übermitteln wünschte. Er schwang sich sehr gewandt auf seinen Sessel empor und trug mit weicher Stimme Verse vor, die vielleicht für einen Hausprälaten des Papstes allzu heidnisch klangen, allein von der gefesselten Zuhörerschaft mit einer genießerischen Stille hingenommen wurden.

Auch Giano Coricio spürte sich angesprochen von der unleugbaren Poesie eines Meisters, der die Sprache der alten Römer fast wie Ovid beherrschte. Er gab, gleich allen Andern, seinen Beifall kund und diskutierte, als die kalten Speisen ihrer Bestimmung zugeführt wurden, mit seinen Nachbarn Sansovino und Manuzio so lange über das Gedicht des verhätschelten Musensohnes seiner Tage, bis eine Stimme in der Nähe ihn aufhorchen ließ, sodaß er, hinüberblickend, etwas weiter unten an der Tafel das helle Schulterkleid des Unbekannten sah, mit welchem er am Eingang der Vigna zusammengestoßen war und der nun mit Serapica, dem päpstlichen Vertrauten, ein eindringliches Zwiegespräch zu führen schien.

In diesem Augenblick begann Coricios Unterhaltung mit den beiden Nachbarn fahrig zu werden, da er innerlich an einem Rätsel werkte, dessen Lösung ihm nur schwer gelingen wollte. Er sann über die Herkunft des Gesichtes nach, das ihm fremd erschien, und bemühte sich mit allen Mitteln der Erinnerung, irgendwo den einen Punkt zu finden, um den Faden des Geschehens abzuwickeln, der ihn irgendwo an diesen Mann zu binden vermöchte. Mehrmals überprüfte er die Doppelreihe seiner Gäste, die da zweifach schmausten, indem sie den auserlesenen Köstlichkeiten für den Gaumen und den rednerischen Feinsinnigkeiten für den Geist zusprachen und bei diesem Tun nicht wahrnahmen, wie ihr Gönner mit gefurchter Stirne sämtliche Gestalten reihum betrachtete.

Denn Giano Coricio, den die Gegenwart eines Unbekannten umsomehr beschäftigte, je weniger er imstande war, die Züge des Fremden mit einem faßbaren Ereignis aus dem gemeinsamen Leben in Beziehung zu bringen, verbiß sich in die Aufgabe, auch dieses Gastes Namen aus eigener Kraft zurückzurufen ins Gedächtnis, das, wie er allmählich zu befürchten anfing, plötzlich Lücken zeigte und der sicheren Kontrollgewalt des Intellektes zu entgleiten drohte. Der Gedanke aber, dieser eifernde Sprecher, der in Serapica den geduldig-



sten aller Zuhörer fand, könnte ohne Einladung, nur vom Zufall geführt oder von einer Absicht getrieben, in sein Besitztum eingedrungen sein, kam ihm keinen Augenblick lang in den Sinn. Viel eher beugte er sich, wenn auch mit einer verhohlenen Wehmut, der Erkenntnis, daß die Vergeßlichkeit sich, als stumme Zeugin seines Alters, jetzt zum zweiten Male bemerkbar machte, in jener raschen Wiederholung, die ihn stutzen und diesen Abend weniger glücklich als die früheren ertragen ließ.

Am Ende, als er fühlte, daß Sansovino und Manuzio mit offenem Erstaunen zu ihm aufblickten, flüchtete er mit einer halbüberzeugten Empfindung in den Trost, der Unbekannte sei als Mitgast von dem einen oder anderen Freunde eingeschmuggelt worden und warte nur die Stunde ab, um sich der Gunst des Hausherrn zu empfehlen. Auch dieser Versuch der Selbstüberzeugung rief die Ruhe nicht, die ihm doch sonst zueigen war, sodaß er, mit verhüllter Stimme, erst den Bildhauer und dann den Verleger auf den Nebenmann des päpstlichen Vertrauten aufmerksam machte und aus ihrem Munde die alles erklärenden Angaben zu hören wünschte, um sich dann befriedigt ihren ausgesponnenen Gesprächen über die Ausgrabungen in der

Altstadt hinzugeben. Allein die beiden Lieblinge mußten ihren Meister enttäuschen und, im Nu die Zerstreutheit des väterlichen Beschützers verstehend, sich gegenseitig einen plötzlichen Argwohn einreden, der zur unberechneten Folge eine Stockung des Gespräches hatte, die sich seltsam fortpflanzte, da die Horchung des einen Partners gleich die Stummheit des andern auslöste, bis plötzlich das Schweigen nackt im Abend stand und Giano Coricio die Augen aller Gäste erwartungsvoll auf sich gerichtet sah.

Bevor die Pause peinlich wirken konnte, hatte der humanistische Patriarch sich gefaßt und schon erhoben zu einer gedämpften Ansprache, in der die Abgeklärtheit seines Wesens wie ein mildes Lächeln, herbstlich sanft und gütig, durch die Worte brach, um in einer ungewöhnlichen Wärme die Gemüter jener feuerigen Südländer, welche begeistert zuhörten, unbegreiflicher und dennoch ergreifender Weise zu besänftigen. Fast atemlos lauschten sie dem in sich eingekehrten Sprecher, als er den Großen aus dem Norden, Erasmus von Rotterdam, erwähnte und des flehentlichen Briefes gedachte, in dem der Autor der „Silva carminum" des römisch-luxemburgischen Freundes Beistand erbat, damit der Heilige Vater verzeihlicheren Sinns die Ordensflucht des Niederländers überprüfe und ihm die Fortwirkung in der Welt zum größeren Segen des Glaubens gestatte. Mit der gleichen Spannung nahmen sie die Kunde auf von Bernhard, dem Dominikaner aus der Heimat des Gastgebers, und genossen feierlich die funkelnden Sätze des unbekannten Literaten, der die Schönheiten der Kirche Christi in Perioden faßte, welche wie die schönsten Perlen aus den Schriften der alten und verehrten Klassiker wirkten.

Es zeigte sich, daß der Geist, der den feiernden Römern in Zitaten dargeboten wurde, die gleiche Berauschung wie der aufgetragene Wein erzeugen konnte, da die Männer redselig wurden an den fremden Worten, die sie wiederholten und abwandelten, umformten und ausweiteten, bis sie alle, vom ruhigen Giano Coricio bis zum flackernden Bembo, so durcheinandersprachen und derart aufeinander einredeten, daß die Schweigsamkeit des Unbekannten nicht nur den Tischersten, sonden auch den andern Kommensalen auffallen mußte.

Giano Coricio, der bereits während seiner Ansprache die stechenden, beinahe durchbohrenden Blicke des Fremdlings auf sich hatte ruhen spüren, wurde nun, als die Freunde sich erhoben, um in Gruppen ihre Auseinandersetzungen fortzuführen, von einer geheimen Macht, die vielleicht nichts anderes als eine unwiderstehliche Neugierde war, zum allein dahinwandelnden Serapica getrieben, den er eine Weile begleitete, mit einigen Worten fesselte, dann am Kleid erfaßte und zum Stehen zwang, um offen seine Frage nach der Herkunft des sonderbaren Tischgenossen vorzutragen.

Als er aber feststellen mußte, daß der Angeredete zu erschrecken schien, nur seine Unwissenheit beschwor und rasch den Abschied nahm, blieb Coricio verblüfft zurück, senkte nachdenklich das Haupt, wandte sich nach einer Weile um, den Fremden selber aufzusuchen, und erkannte bald, daß dieser inzwischen verschwunden war.

Es wäre ohne Zweifel eine Übertreibung für Den gewesen, der nach der Flucht des Fremden behauptet hätte, Giano Coricio sei in Furcht oder in Unruhe, in Nachdenklichkeit oder in Grübelei zurückgeblieben, um sich das plötzliche Auftauchen eines sonderbaren Menschen, sein aufdringliches Benehmen und seine lebhafte Unterredung mit dem päpstlichen Vertrauten anders als ein Spiel des Zufalls zu erklären oder gar den Versuch zu unternehmen, diesem unbedeutenden Ereignis ohne nachhaltige Folgen den Charakter einer bedrohlichen Tatsache zu sichern. Nicht weniger freilich liefe der Wahrheit zuwider, seinen Zustand nach dem Feste als eine ungetrübte Zufriedenheit vorzustellen, die des Zwischenfalls nicht mehr gedacht, sondern alles, was dem Abend Schönheit, Stimmung, Glanz und Größe verliehen hatte, als lauter nachwirkende Freuden in sich hätte verdämmern lassen.

Ein Zwang ohne eigentliche Gewalt verlangte, daß er längere Zeit den Dingen nachsinnen und so in allen Biegungen der Gefühle und der Gedanken auf den Unbekannten stoßen mußte, dessen Gegenwart ihn nachträglich genau so seltsam wie zuvor berührte. Er floh die Überlegung, was denn eigentlich das Ziel des ungeladenen Gastes gewesen sei, und kam doch immer wieder, gegen den Strom des eigenen Willens ankämpfend, auf die verborgenen Absichten des

Mannes mit dem hellen Schulterkleide zurück. Die Ungewißheit, welche seinen halben Mutmaßungen das Gepräge gab, machte ihn unruhiger als die Unwissenheit des Geistes, der vor direkten Nachforschungen zurückschrak. So legte er sein Unbehagen, das sich nie als solches eingestehen wollte, zum Schlafe nieder und sank, nach Stunden erst, der schwingenden Stille, welche Rom umfangen hielt, wie eine schwere Masse ohne Sinn und ohne Leben zu Grunde.

* * *

Am andern Morgen hatte nicht nur die Außenwelt, sondern auch die Innenwelt des Giano Coricio ein gewandeltes Aussehen: alles war in Licht und in Glut getaucht, der Sommer briet über dem steinernen Meere, und die Sorge brütete in der Kanzlei des päpstlichen Beraters. Über Borghese Petrucci, den abgesetzten Tyrannen aus Siena, waren neue Meldungen gekommen, die in verschiedenen Berichten die eine und dieselbe Erkenntnis vermittelten, daß der Verbannte auf Rache sann und schon dabei war, seine dunklen Pläne zu verwirklichen. Nicht nur Siena, die verlorene Herrscherstadt, sondern Rom mit der Engelsburg selber schienen bereits die sicheren Beuten seiner unmäßigen Begierden zu sein. Mit welchen Mitteln er sich durchzusetzen gedachte, war noch unersichtlich, allein seine bewegte Vergangenheit bürgte für einen Aufstandsversuch mit allen gewalttätigen Begleiterscheinungen.

Besorgniserregender als sämtliche Hinweise auf die Ausbrüche einer zornigen Natur, wie Borghese Petrucci sie verkörperte, waren die Andeutungen über die heimlichen Machenschaften seines Bruders Alfonso, des verweltlichten Kardinals und geldsüchtigen Kirchenfürsten, der mit eiseskalten Sinnen seine unbekannten, doch gefährlichen Ziele erstrebte und gewißlich mit dem racheheißen Sienesen in einer Richtung zusammenwirkte. Mit einem Gefühle des Mißtrauens empfing Giano Coricio die Nachricht, daß Alfonso Petrucci Rom verlassen und in Latium das Haus der Colonna aufgesucht habe, um dort für eine längere Zeit seinen Aufenthalt zu nehmen. Diese Entfernung aus der Nähe des päpstlichen Palastes hatte jedenfalls ihre Bedeutung; sie gewann an Unheimlichkeit, je dichter die einzelnen Aussagen der Boten über die Tätigkeit des Kardinals sich vereinigten

zu einem erschreckenden Verdachte. Vor allem seine mehrfach wiederholten Äußerungen: Einer müsse als Befreier des Kollegiums der Kardinäle auftreten und endlich die römischen Angelegenheiten ordnen nach den Regeln der Gerechtigkeit, er selber fühle sich berufen, eine mächtigere Rolle in diesem Läuterungskampfe zu führen, doch nur der Ältere der Würdenträger könne ausersehen sein, die Dreierkrone auf sein Haupt zu heben, redeten so deutlich für seine rebellierenden Pläne, daß es klug zu sein schien, von nun an sämtliche Schritte des herrschfreudigen Flüchtlings zu überwachen und die geheimen Verbindungen zwischen ihm, dem gestürzten Bruder und allen suspekten Mitverschworenen aufzudecken.

Das Amt des Luxemburgers war nicht, in diesem Sinne Befehle zu erteilen oder gar mit guten Räten aufzuwarten, da der römische Polizeimeister ein scharfsichtiger Geselle zu sein schien, der auf die geringste Anspielung wirksam reagierte und sofort zu entscheiden wußte, in welchen Himmelsrichtungen das bessere Wild zu jagen sei. Seine Häscher galten als die besten Europas, seine Beziehungen reichten, wie man munkelte, bis in die höchsten Kreise hinein, und

seinen Listen erlagen auf die Dauer selbst die geschicktesten Verbrecher des Staates.

Allein in diesem Falle schienen auch seine ersten Männer zu versagen: Alfonso Petrucci lag als Fuchs im Bau, Borghese feierte Feste, und Briefe, die sie austauschten, schienen ohne Wert für die Späher zu sein. Schon war der Polizeimeister bereit, seine Leute auf neue Fährten zu setzen, als ihm der Schutzengel aller Fänger, der sogenannte Zufall, nun doch durch eine Äußerung Coricios zu Hilfe kam. Giano Coricio fand, im achten Monat nach der Feier in der Vigna am Forum Trajanum, den Unbekannten von früher wieder: der Mann wanderte, um die Mittagszeit eines bewölkten Märztages, an seiner Kanzlei vorbei und redete mit Nachdruck auf einen Begleiter ein, in dem der aufmerksame Luxemburger Marc Antonio Nino, den Sekretär des Kardinals Petrucci, erkannte.

Von dem, was in der Folge sowohl um den Fremden gespielt als auch vor Marc Antonio Nino verborgen wurde, obschon sein Tun wie sein Lassen höhernorts die allerschärfste Beachtung fand, wußte Giano Coricio bestenfalls, daß der Polizeimeister sie unentwegt, wenn auch erfolglos, beschatten ließ. Als die politischen Ereignisse immer wuchtiger den päpstlichen Thron bedrängten und auch die kirchlichen Angelegenheiten, vor allem von Deutschland her, das einheitliche Gefüge des abendländischen Baues zu vernichten drohten, sah sich der greise Berater derart in die Unruhe seiner Zeit versponnen, daß ihn die kleineren Ereignisse am Rande der Tage nicht mehr zu fesseln vermochten. Er verlor die Episode um den eigenartigen Besucher seines Festes so völlig aus dem Sinn, daß ihm der Abgesandte des Polizeimeisters, welcher eines Tages unvermutet und mit sämtlichen Anzeichen der Hast die päpstliche Kanzlei betrat, zuvor die Existenz des rätselhaften Mannes ins Gedächtnis zurückrufen mußte, bevor er die sofortigen Dienste des Gelehrten für eine äußerst schwierige, den Untergebenen des Ordnungsministers schier unlösbar erscheinende Aufgabe zu beanspruchen wagte.

Die Häscher, denen die saubersten Mittel zum Zweck nicht immer die liebsten waren, hatten einen Brief des Marc Antonio Nino an den Kardinal Alfonso Petrucci, für den Augenblick in Genazzano verweilend, in ihren Besitz gebracht, in Abschrift zurückbehalten und

ihrem obersten Gebieter als ein untrügliches Dokument verfänglicher Vorbereitungen zugestellt. Sie selber freilich hatten nicht klug werden können aus den sinnlosen Wörtern, die da scheinbar spielerisch zusammengestellt worden waren; wenn sie den Inhalt verfänglich nannten, so taten sie es mehr aus Ahnung als aus Überzeugung, weil sie in keiner Weise wissen konnten, was da aus Rom als Verdächtigkeit nach Genazzano gemeldet werden sollte.

Auch der Polizeimeister hatte mit seinen besten Spürern tagelang sich abgemüht, das Geheimnis des chiffrierten Schreibens zu lichten, um endlich, wie er hoffte, einen großen und gefährlichen Gegner mit Hilfe des geklärten Textes zu fangen. Allein seine Anstrengungen hatten zu keinem Ergebnis geführt; die Letterngruppen widerstanden allen Deutungsversuchen, – so war seine letzte Meinung gewesen –, und Keiner konnte seines Reiches meistversprechenden Fall zum guten Ende bringen, wenn nicht der Geist des Himmels ihn begnadete, auf daß er mit dem Beistande überweltlicher Kräfte das Schreiben durchschaute. Schon war er, mehr aus Ärger und vor Ermattung als aus einer sicheren Erkenntnis heraus, bereit gewesen, Marc Antonio Nino und Alfonso Petrucci bar jeder Schuld zu erklären, als er sich des Giano Coricio und seiner Hinweise erinnerte, zugleich die intellektuellen Fähigkeiten des Luxemburgers bedachte und sofort entschlossen war, die Mitarbeit des päpstlichen Beraters zu erflehen.

Giano Coricio war nun wohl gepackt von der Weiterung, die eines seiner winzigen Erlebnisse zu finden schien, doch innerlich fühlte er sich abgestoßen von den Versuchen der Polizei, das Leben ihrer Mitbürger aller Rechte zu entkleiden und die Freiheit selber in ihren primärsten Äußerungen aufzuheben. Die bedenkenlose Durchschnüffelung fremder Briefschaften war ihm unerträglich, denn seine Achtung vor dem Ausdruck eines schaffenden Geistes, der die Eingebungen auf seine besondere Art und Weise in der Schrift erhielt, versagte sich jede unehrenhafte oder unehrliche Berührung eines Gutes, das noch nicht der Allgemeinheit gehörte. Er war, durch Geburt und Erziehung, stets bereit, in dem Geschriebenen zuerst die natürlichen Offenbarungen einer genialen Seele zu bewundern, bevor er sich jener Einsicht ergab, welche in den Zeilen nur die nüchternen

Mitteilungen eines amusischen Verstandes erblickte. Nicht der Polizei gehörten sie, sondern den Dichterfreunden, und auch diesen nur, wenn der Autor seine Zustimmung gegeben und die Veröffentlichung erlaubt hatte.

Seine erste Regung war also, die Mithilfe zu verweigern und sich nachdrücklich einzusetzen für die unbedingte Wahrung der Freiheit in ihren mündlichen wie in ihren schriftlichen Manifestationen. Dann aber packte ihn die Rätselhaftigkeit der Schrift so sehr, daß er, wider seinen Willen und widerwillig zugleich, weniger von der Neugierde des Kriminalisten als vom Wissensdurste des Gelehrten gepeinigt, die Schriftzüge überflog und ihre Zusammenstellung durchforschte, ein Lösungsschema versuchte, um es gleich wieder zu verwerfen, und plötzlich mit allen aufgestachelten Sinnen sich verstrickt in ein Geheimnis sah, welches ihn mit einem Male nicht mehr lassen wollte. Wohl spürte er immer, noch über der Lust zur Lösung, die ihn antrieb, jene Unbehaglichkeit des Missetäters, der sich an dem Eigentum des Nächsten vergreift, jedoch der Drang, ins Dunkel vorzustoßen und als Wissenschaftler eine Aufgabe zu vollenden, wirkte stärker als der stumme Vorwurf seines Herzens. Er blieb also dem Polizeimeister zu Diensten und werkte, halb verzweifelnd und doch wieder hoffend, einen Tag und eine halbe Nacht lang, ehe ihm der Sinn des Schreibens endlich zu dämmern begann.

Dann aber war er dem Inhalte ganz verfallen, ja, der Schreck überkam und das Entsetzen packte ihn, als er gegen Morgen, schweißüberdeckt und von Schauern durchronnen, die Sätze aus dem Schatten der Gemeinheit in die Sonne des Begreifens gehoben hatte. Denn da meldete der Schreiber Marc Antonio Nino seinem Herrn Petrucci, daß er den Boten mehrmals getroffen und alle Einzelheiten mit ihm besprochen habe, daß auch Serapica und Giulio de' Biancchi ins Vertrauen gezogen worden seien und schon versucht hätten, den Battista da Vercelli als besten Behandler der Fistula beim Papste zu empfehlen und daß, sofern der Herr noch auf der Ausführung bestehe, der Plan wohl bald gelingen werde.

Mochten alle Hintergründe nächtig sein und undurchsichtig, alle Mitverschworenen unbekannt und alle Tatmotive unbegreiflich, so

war doch eines furchtbar klar: es sollte, mit Hilfe eines fremden Arztes, Papst Leo X. ermordet werden!

Die erste natürliche Regung des vollständig erschütterten Giano Coricio hätte ihn, bei jener klaren Überlegung, welche ihn immer vor den südländischen Größen auszuzeichnen pflegte, entweder zum Polizeimeister oder zum Bedrohten jagen müssen, damit den Ahnungslosen so die Möglichkeit gegeben werde, gleich den gottverlassenen und Gott herausfordernden Verschwörern zuvorzukommen und den Herrschermord durch einen unverhofften Zuschlag zu verhindern. Doch der Schreck, der in einem jähen Anfall seinen Körper entkräftet hatte, war am Geiste nicht spurlos vorbeigegangen; seine guten Anlagen schienen plötzlich zu versagen, und das Herz allein, das in hastigen Stößen seine Not betonte, trieb ihn an, den Weg zum geistlichen Freunde als den vordringlichsten zu wählen.

So stürzte er, als gölten ihm und nicht dem höheren Herrn die Drohungen des Tages, in Sadoletos Studierzimmer, schloß die Türen wie ein Mensch, der vor den Häschern flüchtet, ließ sich ächzend nieder und erbat sich, Stirn und Nacken trocknend, die strengste Verschwiegenheit, nämlich die des Beichtvaters, für die kommenden Enthüllungen, die dann, in ihrer erschlagenden Nacktheit vorgetragen, den Hörenden nicht weniger als den Berichtenden um die innere wie um die äußere Ruhe brachten.

Sadoleto mußte das Entsetzen, das ihn auf- und hin- und herpeitschte, mit geballten Händen verwandern und in kurzen, mehrmals wiederholten Ausrufen verwinden, ehe er, mit Worten, die sich äußerst mühsam einzustellen schienen, den gemeinsamen Pflichten jenes einzige Ziel steckte, vor dessen Folgen alle Mächte der Wohlerzogenheit und der geistigen Kultur in ihnen doch zurückbebten. Denn schaudernd entdeckten sie, daß der Sinn für die Schönheiten der vorchristlichen Jahrhunderte mit einem Male, in der Überbetonung aller sensitiven Elemente, den erhabenen und lenkenden Lehren der Kirche tötend entgegenwirkte, um die feurigsten Naturen so in ihren körperlichen Empfindungszentren zu verfeinern, daß die seelischen im selben Maße aussetzten und bis zur Unheimlichkeit verstummten.

Sie waren sich einig in der Feststellung, daß das Aufdecken des verbrecherischen Anschlages einer Verdammung ihrer eigenen Vorlieben gleichkam, auch dann, wenn einige besonders rühmenswerte Ausnahmen auf den Umwegen über die Antike ihrem Gotte näherkamen und mit erhöhtem Eifer, weil weiter, wissender und abgeklärter geworden, der Glorie ihres welterobernden Glaubens dienten. Sie litten beide unsagbar an der Erkenntnis, daß bei Oberflächengeistern die Beschäftigung mit den Dingen der Vergangenheit das genaue Gegenteil der Verinnerlichung hervorrief und daß die Fülle des Wissens bei den Unbeherrschten, welche Schätze gleich gewichtigen Materien zusammenballten, statt im Feuerofen ihrer Liebe sie zu spiritualisieren, nicht als ein Auftrieb zur Weisheit, sondern als eine gefährliche Belastung wirkte, die nach unten drängte.

So saßen sie und also redeten sie an dem vorbei, was sie insgeheim zu vergessen wünschten. Doch an der Ungeheuerlichkeit der Tat, die der tollgewordene Petrucci vorbereitete, konnten sie auch mit geschlossenen Augen nicht vorbeiblicken. Sie mußten sich zur Gegentat ermannen, bevor der Ehrgeiz eines haßerfüllten Menschen mit dem Herrn der Christenheit sich selber zuerst und dann allgemein den Glauben an die humanistischen Ideale verlieren ließ.

Giano Coricio erhob sich, als er das feuchte Gefühl unter seinen Lidern zurückgedrängt hatte, und meinte mit verlöschender Stimme, alles Widermenschliche, mit Ausnahme des satanischen Entschlusses, Christi Stellvertreter zu ermorden, sei ihm faßbar gewesen, und Sadoleto stand, wohl ebenso gewaltsam gegen einen Tränenausbruch ankämpfend, von seinem Sessel auf und replizierte leise, daß, wo die Erschaffenen täglich Gott in ihren Herzen töten, auch der Anschlag auf das Leben Seines irdischen Repräsentanten sich in jedem Jahrhundert wiederholen dürfe, seitdem in der Geschichte dem Petrucci ein Stefano Porcaro und diesem in der fernsten Vorzeit auch ein Judas den Weg der Schande vorgezeichnet habe.

Der weite, unabmeßbar qualenlange Weg, den nun der grauhaarige Luxemburger zu gehen hatte, erschien ihm als eine via mala, an deren Ende, vor dem aufspringenden Polizeimeister und, nachher, vor dem erbleichenden und zitternden Leo X., er, im Namen der Gemeinschaft, welche ihn zweifach zum Bruder des Denunzierten

machte, sich selber schuldig und gezeichnet fühlte. Deshalb entzog er sich so rasch wie möglich den päpstlichen Ausbrüchen, kehrte, weil die Unruhe ihn zu wandern zwang, nicht in die vatikanische Kanzlei zurück, sondern eilte durch die Weichheit des Frühlingsabends seiner Vigna am Forum Trajanum zu, um dort an den ersten Rebentrieben und, vielleicht, am Klang Vergil'scher Verse das Leben wieder von der erhabenen Seite, jener der Wunderung und der Bewunderung, als eine Herrlichkeit zu schauen, in die der Mensch mit abertausend Himmelsgnaden zur eigenen Vollendung in der Liebe hineingeboren sei.

Doch es fand sich, daß an diesem Tage alle Ereignisse wider ihn waren und gegen seine Wünsche sich erhoben, denn unten, an der Straßenmündung zum besonnten Kaiserplatze, stieß er unversehens auf den fremden Gast von früher, den er nun nicht mehr an sich vorbeiließ, sondern anredete wie einen wohlbekannten Freund, dessen Name nur dem versagenden Gedächtnis entfallen sei, um ihn bald als sehr erfreuten und geschmeichelten Pocointesta, den treuen Diener des treulosen Kardinals Petrucci, zu entlassen.

★ ★ ★

Obschon von dieser Stunde an Giano Coricio außer Spiel und nur eine müde Erregung am Rande des peinlich verhaltenen Schrecks war, der die fiebernden und forschenden Kreise des Vatikans ergriffen hatte, empfand er doch sich selber als die geprüfte und geschlagene Mitte der Tragödie, die nun im Namen der Gerechtigkeit begann.

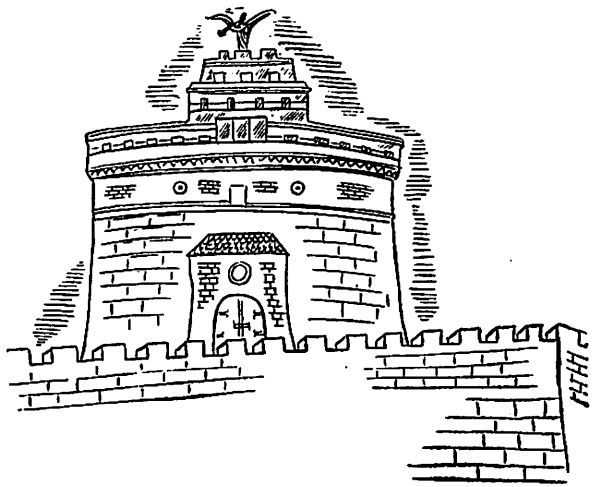
Je offener sich die Vorjustiz nach den ungeschriebenen Normen der Polizei als verdecktes Faustrecht zu erkennen gab, umso verschlossener wurde seine römisch übertünchte Seele. Sie, die stets das milde Klima Italiens als die Muttermacht der höchsten und der herrlichsten Künste geliebt hatte und das eigene Gesicht gebildet und durchleuchtet glaubte von der Güte, welche aus dem Boden der Lateiner in die Erschlossenheit aller Nachkommen hinüberatmen mußte, verstand jetzt allgemach die Menschen nicht mehr, die an den Nächsten jede eingeborene Milde verrieten und in einer unbegreiflichen Entzauberung die Härte zur Regentin ihrer Gefühle machten.

Wohl war er eines Sinnes mit dem völlig umgewandelten und fast besessen vorgehenden Polizeimeister, in Florenz den Arzt Battista da Vercelli wie den Teufel in Person verfolgen und im rechten Augenblick nach sizilischer Entführerart ergreifen zu lassen, allein sein Gewissen sträubte sich gegen die Anwendung der Tortur beim Marc Antonio Nino, der am einundzwanzigsten April dieses fürchterlichen Jahres fünfzehnhundertsiebzehn verhaftet und im Kerker mehrmals peinlich befragt worden war.

Sobald Giano Coricio von der Folterei erfahren hatte, begann er innerlich zu leiden, da seine Phantasie nun schaute, was seine Augen nicht zu sehen wünschten. Im Anfang, als die seelischen Qualen ihm sogar den Glanz der alten, leidenschaftlich geliebten Dichtungen zu trüben vermochten, befremdete die Wirkung eines abseitigen Ereignisses seinen eigenen Verstand so sehr, daß er gar bald geneigt war, die Empfänglichkeit als eine krankhafte Überreizung der Nerven hinzustellen und sich der Pflege eines ärztlichen Freundes anzuvertrauen.

Eine Aussprache mit dem Stadtpoeten Francesco Arsilli, der als Medikus und Versifex den Ruhm der größten Humanisten zu erreichen trachtete, verlief nicht eben günstig für den Leidenden, da dieser die eigentliche Ursache seines Übels auf keinen Fall verraten durfte, sondern nur in allgemeinen Redensarten und in verschleierten Andeutungen seinen Zustand umschreiben konnte. Die beiläufig geäußerte Meinung Arsillis, jeder Gesetzesübertreter habe zu Recht die Prozedur der Gliederverrenkung vor dem eigentlichen Prozeß im Angesicht der beleidigten Gemeinschaft zu erdulden: wer sich dieser Ansicht entziehe, müsse als Gehülfe der Verbrecher angeklagt und mitgerichtet werden, – hier könne ja die Phrase von der Menschlichkeit in allen Dingen nicht mehr gelten, da der Kriminelle sich der öffentlichen Ordnung begeben und also der strengsten Sühne ausgeliefert habe, ließ den gebrochenen Kunstmäzen mit einem Male den Unterschied ermessen, welcher zwischen ihm, dem dunklen Schweiger, und dem lächelnden Römer als dem Vertreter seines ganzen Volkes lag.

Wie konnte geschehen, daß die beiden Männer, welche sich rühmten, in der gleichen frohen Leidenschaft zum Guten und zum



Schönen geformt, geläutert und vollendet worden zu sein, an diesem Punkte uneins wurden und erschreckend auseinanderkamen? Hatte denn die neue Bildung, welche aus der echten Begeisterung für die Griechenideale und für die Römertugenden erblüht war, das gefährliche Vermögen, nur den guten Christen zu veredeln, wenn sie den lauen noch in seinen ursprünglichen Werten verschlechterte?

Giano Coricio fand Gelegenheit, in den nachfolgenden Tagen diese Fragen mit Sansovino flüchtig und dann eingehender mit Giano Lascari zu erörtern, ohne freilich zu einem befreienden, weil befriedigenden Ergebnis solcher Diskussionen zu gelangen, die unter der sorgfältigsten Beachtung aller klassischen Zitate nicht den grundsätzlichen Mangel an persönlichen, erlebten und erlittenen Einsichten verdecken konnten. Er spürte, daß er, vielleicht zum ersten Mal in seinem Dasein, mit der andern Seite der Existenz in Berührung kam und dort in einer umstürzenden Weise die Polarität des Erschaffenen zur Kenntnis nehmen mußte, da er sich, durchtobt und aufgerissen, schließlich zu dem Eingeständnis gezwungen sah, daß alles Wissen nur ein Firnis über der unbezähmten, in der eigenen Friedlichkeit vergessenen, doch in der persönlichen Gereiztheit furchtbar aufspringenden und wütend ausbrechenden Wildheit des Menschen war, der nicht vor Gott sich gänzlich beugte.

Die folgenden Wochen brachten ihm, mit den sichtbaren Ereignissen, die das Volk in Aufruhr versetzten, und mit den verborgenen, die ihn selber bis zum Stadium des physischen Erbrechens trieben, so überraschend viele Beweise für die Wahrscheinlichkeit seiner Ansicht, daß er wünschte und fort und fort zu wünschen wagte, noch wider den Vorwurf, der von innenher die Haltung feige nannte, doch niemals in das mahlende, zermalmende Räderwerk der entsetzlichen Geschichte miteinbezogen worden zu sein. Denn am achtzehnten Mai, als die beiden Kardinäle Petrucci und Sauli, sich gesichert wähnend durch das wörtliche Abkommen zwischen Leo X. und dem spanischen Botschafter, im Vatikan erschienen und daselbst in bester Laune die Stunde ihrer Audienz erwarteten, zogen unverhofft die päpstlichen Sonderwachen auf, nahmen die Kirchenfürsten in ihre Mitte und geleiteten sie, am Papstzimmer vorbei, zum Palaste hinaus und auf weiten Umwegen in die dunkelsten Verließe der Engelsburg.

Nur wenige Stunden später hielten die Ersten des Kirchenstaates sowie die Vertreter der ausländischen Nationen ungewöhnliche Breven in Händen, die den eingekerkerten Kardinälen eine freche Verschwörung gegen das Leben des Papstes nachsagten und einen strengen, aber in jeder Hinsicht gerechten Prozeß in Aussicht stellten.

Zugleich ging im Stadtbilde selber eine auffallende Veränderung vor sich, da die Torhüter an allen Ecken der verschiedenen Paläste verstärkt und die Truppen, wohl in kleineren Beständen, doch in vielen Aufmärschen über die Straßen von Norden und von Osten kommend, in der Stadtmitte konzentriert wurden.

Ein hastig einberufenes Konsistorium, dessen Vorbereitung wieder nicht den wachgewordenen Augen der Römer entgehen konnte, bestellte die Gesamtheit der Kardinäle zu Richtern und einen Dreierausschuß, nämlich Accolti, Farnese und Remolino, zu Untersuchungsbeamten mit erhöhten Vollmachten und mit besonderer Verantwortung.

War Giano Coricio zu Beginn der Aktionen dauernd von dem päpstlichen Herrn zu Rate gezogen worden, so verzichtete Seine Heiligkeit, in einem unbegründeten Wechsel der geplanten Richtlinien, auf die hingebungsvolle Mitarbeit des Luxemburgers, der sich leider erkühnt hatte, dem Proteste des spanischen Botschafters, Pedro

Urrea, gegen die Verhaftung Petruccis den Schein einer Berechtigung zuzusprechen und von sich aus für die Gefangenen ein Übersiedlung aus dem tiefen, lichtlosen und ungesunden „Marocco"-Gefängnis in die weniger grausame Ehrenhaft zu erflehen. Es wurde rasch ersichtlich, daß der Papst nun den geschmeidigeren Bembo allen andern Räten vorzog und deshalb den ehrensüchtigen Poeten mit der Niederschrift der Anklage ebenso unbesorgt wie mit der gewandten Erledigung durchaus unliterarischer Aufgaben betraute.

Welcher Art diese Sondermissionen waren, ahnte Giano Coricio nach der Einkerkerung des Arztes Battista da Vercelli und des Dieners Pocointesta, als Bembo, jede Anmeldung unterlassend, bei dem Luxemburger eintrat, mit einem Verse aus Ovid zu grüßen begann, sich selber lachend unterbrach und neben dem einstigen Förderer seines brausenden Talentes Platz nahm. Giano Coricio merkte gleich, daß er belauert werden sollte, denn die Fragen, die ihm scheinbar absichtslos und ohne Hintersinn gestellt wurden, entlarvten den jungen Inquisitor als einen wirklich unzulänglichen Horcher, welcher so gelassen tat, daß seine Ungezwungenheit als Maske und seine Freundlichkeiten als Gefahr in Erscheinung traten.

Eine Weile machte dieses ungleiche Spiel, in welchem Bembo immer der Genarrte blieb, dem alten Supplikenleser Spaß; doch bald, als die Wissenslust des Italieners ein klein wenig zu dringlich, ja, offen zudringlich werden wollte, änderte er den Ton und ließ den Ernst in ihm und ließ das Bedauern mitschwingen, damit der Verehrer der schönen Morosina seine Ehrfurchtlosigkeit erkenne. Aber Bembo erkannte nichts, weil er nichts anderes kannte als ein sich selbst gestecktes Ziel, dem er in Ungeduld noch immer fernestand.

Es war die Ungeduld, die ihn zur Äußerung verleitete, es sei doch wohl kein Zufall, sondern eine Auffälligkeit mit ganz bestimmten Absichten gewesen, Pocointesta beim letzten Sankt-Annafeste am Forum Trajanum zu empfangen und ihm die Zusammenkunft mit Serapica und Giulio de' Biancchi zu ermöglichen. Im Nu verstand der Greis, was nun gespielt wurde. Etliche Sekunden lang blickte er wortlos Bembo an, dann erhob er sich zur vollen Größe, reckte sich, wie von einer ausbrechenden Innenmacht getrieben, und ließ in einer kreisenden Bewegung den rechten Zeigefinger nach vorne ausschnel-

len. Hinter dem Abziehenden schritt er her, erstrebte ruhigen und festen Gangs die päpstlichen Gemächer, beantragte eine dringende Audienz, wartete ohne das geringste Anzeichen einer ungewöhnlichen Erregung und trat entschlossen dann dem römischen Herrscher entgegen.

Weder die gefurchte Stirn des Allgewaltigen noch die leiddurchwehten Blicke Dessen, der an Gottes Statt die Weltkirche zu lenken hatte, konnten ihn abhalten, seiner eigenen Entrüstung Ausdruck und der Schändlichkeit des Verdachtes, der nun ihn, den ersten Entlarver des verbrecherischen Planes, in den Augen Bembos und Gott weiß welcher Augen noch zu beschuldigen schien, das nachdrücklichste Wort der Empörung und der Trauer zu verleihen. Er spüre, sagte er, recht gut die Kühle, die seit einigen Tagen aus dem Vatikan um seine Person zu gleiten begann, doch sei er grau geworden in den Diensten der Kirchenlenker und also seit Jahrzehnten ausgesetzt gewesen allen Temperaturen der Geschichte, jener, die der höchste Herr in Seinem Zorn, wie der, die eine Menschenlaune täglich dreimal hervorbringe, ohne einer andern Ehre als der größeren Gottes nachzujagen. Wie sollte er, am äußersten Rande des Grabes schon, mit einem Male wie ein junger Tölpel Hölle, Himmel, Erd und Menschheit herausfordern können, um seiner strahlenden Vergangenheit so eigenhändig, ach, ein Riesenmal der Schande zu errichten? Ja, er sei Verschworener in einer einzigen Angelegenheit, jener, die den Ruhm des Herrn erstrebt, und wenn der Heilige Vater das als Schuld empfinde, so solle Er, doch nicht der kleine Bembo richten.

Der Papst, welcher sichtbar einer Unrast ausgeliefert war, hatte mehrmals den Versuch gemacht, dem Sprecher, der im Tone seiner Stimme nur Enttäuschung, Schmerz und Müdigkeit veräußerte, zuerst mit der leicht erhobenen Hand und dann auch mit beschwichtigenden Worten Einhalt zu gebieten. Er durfte mit seiner hoheitsvollen Widerrede erst beginnen, als der Alte schwieg. Nun freilich nannte er den Besucher seinen lieben Sohn, der Manches falsch betrachte, er solle doch nicht Hemmung sein im Triebwerk der Gerechtigkeit, sondern dieser den Lauf lassen, den zu nehmen sie verpflichtet sei. Es bereite sich Entscheidendes in diesem selben Augenblicke vor, er möge also die Eile des Papstes entschuldigen, im

Zimmer dessen Rückkehr abwarten und dann aus seinem Munde die wirklichen Gesetze des Handelns zur Kenntnis nehmen.

Es war nämlich für dieselbe Stunde ein neues Konsistorium einberufen worden, und die Unruhe im Innern des Palastes, vor allem in der nächsten Nähe des Gemaches, das für Giano Coricio nun zum weitesten Wartezimmer geworden war, fing und hielt sich in einer Spannung ohnegleichen.

Dem verschiedenartigen Lärmen des Beginns, dem bunten Durcheinander kaum verhaltener Stimmen, dem Gehn und Kommen, ja, der Hast und Eile durchwegs feierlicher Würdenträger, die der allgemeinen Erregung, ohne es vielleicht zu ahnen, auch das letzte Maß an majestätischer Haltung opferten, dem geräuschvollen Türöffnen und dem ebenso aufdringlichen Schließen wuchtiger Portale war plötzlich

eine auffällige Stille gefolgt, die dem Luxemburger wie das Regnum eines Herrn erschien, der ungeschaut, doch fühlbar eingetroffen war, um alles auszustummen unter der Erbarmungslosigkeit seiner tötenden Gebote. Die Unheimlichkeit des Augenblicks verfloß, obschon zur inneren Hofseite hin die Fenster offenstanden, nach keiner Richtung, weil sie, anschwellend mit den erschlossenen Sekunden, wie eine einzige Gefrorenheit wirkte, unter deren Last das Leben erdrückt zu werden drohte.

Um sich selber von der Reaktionsfähigkeit seiner Glieder zu überzeugen, wenn der eigene Wille sie antrieb, ging der Wartende dann die Halle auf und nieder, stets des Augenblicks gewärtig, an dem sogar der Wille versagen würde und die Peinlichkeit der Umwelt ihn erstarren ließe. Mehrmals erwog er den Gedanken, aus dem sonnerfüllten Raume, wo das Licht die Leere nur betonte, in seine anheimelndere, weil mit unsterblichen Werken überladene Kanzlei zurückzuwandern, dort die Angst vor dem Menschen zu vergessen, der sich überall vermaß, dem Ewigen das Amt der Schicksalsgestaltung zu erleichtern, und bei Vergil, Ovid und Tacitus den sanfteren Atem der verwirklichten Humanität zu erspüren. Dann aber hielt ihn etwas zurück, das weder Neugierde noch Gehorsamung, sondern eher die Auswirkung einer unbegreiflichen Macht war, welche ihn allein zum Zeugen einer erschreckenden Episode berufen wollte.

Es konnte gar nicht ausbleiben, daß er in der Nähe des Versammlungssaales dann und wann, wenn nebenan die Stimme des Papstes anwuchs und zürnend oder drohend, traurig oder vorwurfsvoll zu sprechen wagte, den größten Teil der Worte aufgriff und verstand und plötzlich erschrecken mußte wie der letzte Kardinal im Konsistorium, als der Herr des Vatikans erzählte, er habe auf das Geständnis der Gefangenen hin den ehrwürdigsten der Kirchenfürsten, Riario, gleichfalls verhaften und als Ohnmächtigen in die Engelsburg überführen lassen. Seine Mitschuld am Verbrechen der Verschwörung gegen den rechtmäßigen Inhaber des päpstlichen Stuhles sei erwiesen, denn er habe sich einverstanden erklärt, nach der Beseitigung seines Vorgesetzten selber die Befugnisse eines Statthalters Christi zu übernehmen. Leider dürfe er noch immer nicht das Verfahren gegen die Beschuldigten beginnen, da viele andere Männer am Komplott

beteiligt seien, so Paolo Gusieri von der Wache und Angelo Girolamo degli Albizzi von der Reiterei, manche hätten sich, wie der Mönch Severus, durch die Flucht zu retten vermocht, allein die Hauptsünder seien nicht bei den Kleinen und Unscheinbaren, sondern unter den Großen selber, ja, in diesem Versammlungssaale zu suchen. Mit einem unsagbaren Schmerze habe er den Undank jener Kardinäle verbuchen müssen, die, sich jahrelang seiner Gunst erfreuend und deshalb Benefizien auf Benefizien häufend, mit einem Mal bereit gewesen seien, das Herz zu treffen, das sie doch so sehr geliebt habe. Nichtsdestoweniger würde dieses selbe Herz verzeihen, wenn die Missetäter vorträten, ihr Vergehen öffentlich bekennten und die väterliche Gnade erflehten.

Dann brannte die Stille wieder alles an, was da Leben, was da Lauschen war, länger und schmerzhafter als zuvor, fast wie ausgesandt, den Atmenden das Mal der Unfaßbarkeit einzuprägen und die Verworfenheit der Kreatur mit dem schwarzen Zeichen der Schmach zu versehen.

Giano Coricio fühlte sich in seinem Leide gewaltig erleichtert, als der Lärm wieder einsetzte, wohl nur als ein undeutliches Murmeln zuerst, aus dem von Zeit zu Zeit ein helleres Wort als Sinn emporsprang, dann aber belebend in der Stürmischkeit, mit der er die Unerträglichkeit des Schweigens brach und wieder glauben ließ an die erhebende Gewalt des Geistes, der durch eine Äußerung vielleicht dem bösen Spuk ein Ende bereiten könnte.

Allein die erste Äußerung, welche fiel, als Remolino, wenn der Stimmenklang nicht trog, im Namen seiner Brüder redete, erhielt, vermehrte und ergänzte nur die Not des Zuhörers, weil dieser in der vorgeschlagenen Bestimmung, jeder Kardinal habe vor den Papst zu treten und sich als Schuldigen oder als Nichtschuldigen hinzustellen, nur die Möglichkeit zu einer tieferen Verschuldung in der Lüge erkannte.

Und also geschah es auch, denn alle beharrten auf ihrer guten Gesinnung, bis Leo X. in einem erzürnten Ausbruch dem üblen Spiel ein Ende machte, die Namen der Verworfenen preisgab, Soderini und Castellesi nannte und so die Mitverschwörer in die geforderte Büßerstellung brachte, der gegenüber er sich, nachdem die bestürzten

Kardinäle große Geldbußen ausgesprochen und die Geheimhaltung des Verfahrens beschlossen hatten, schließlich gnädig und verzeihend zeigte.

Bei dieser unerwarteten Wendung der Dinge konnte Giano Coricio in sich selber einen jähen Stimmungswandel feststellen, da er nun weniger als zuvor geneigt war, seinen Herrn der Härte zu bezichtigen und für die Eingekerkerten jenes Allerschlimmste zu befürchten, das der eitle und draufgängerische Lorenzo de' Medici im Namen seiner angeblichen Gefolgschaft zu fordern pflegte.

Merkwürdigerweise vergaß er über dem angestrengten Hinhorchen seine eigenen Sorgen derart, daß er sich am Ende nur noch angetrieben glaubte, für die Verlassenen die größere Milde des Papstes anzurufen und die Verteidigung der Angeklagten im einzigen Auftrage seines schlichten Gemütes zu betreiben, ohne dabei zu bedenken, daß der offene Einsatz für die Schuldigen, die in peinlichen Verhören das entsetzliche Faktum des Mordplanes eingestanden hatten, ihn im Sinne Bembos noch furchtbarer belasten mußte.

Wenn, so urteilte er im Lichte einer neuentflammten Hoffnung, der Heilige Vater seinen höheren Gegnern in Versöhnlichkeit entgegenkam, weil seine Seele, jeder Schönheit zugetan, nun auch die Tugend des Verzeihens als einen natürlichen Ausfluß seiner Erziehung zu verwirklichen und in sich selber zu verklären wußte, noch ehe das Gesetz des Glaubens sie in Innigkeit vertiefte, so durfte er nicht länger unterscheiden zwischen Verfehlungen dieser und Vergehen jener Art, sondern mußte sich gezwungen sehen, aus der Fülle jener unvergänglichen Glorie, in der er kunstbeseligt und kulturbegeisternd dahinlebte, etwas auch zum eigenen Ruhme zu gewinnen. Oder sollte noch möglich sein, daß dort, wo Michelangelo und Raffael titanisch in die Größe strebten, der Förderer des genialen Schwungs als enger Geist die Kleinlichkeit und die Häßlichkeit zu Zeichen seines Handelns bestimmte? Nein, in der täglichen Berührung mit den schöpferischen Kräften der Vergangenheit war das Herz des zeitgenössischen Menschen weit und gütig geworden, und der stille Glanz, den alle Dichtungen des Altertums noch unerschöpft der Gegenwart vermittelten, strahlte fort in der Lebendigkeit seiner

auferweckten Freude und strahlte tätig wider aus der Liebe, die der freie Geist im Wehen der Gerechtigkeit befruchtet hatte.

So dachte sich Giano Coricio in einen Zustand frohester Überzeugung hinein, in welchem das Denken langsam von seiner ursprünglichen Schärfe verlor und, ausfließend wie ein ungehaltener Strom, die Felder der Gefühle weniger verbarg als sichtbar und durchscheinend machte. Die Bitterkeit verklang in einer Stimmung, welche schon Vorrausch war zu einem Feste für die innersten Horch- und Spürorgane, denn alles in ihm sehnte sich nach Ton und Rhythmus, Sinnsäften und Satzformen, Ruhe im Verfließen, Heiterkeit im Ruhen und nach all den hundert Unausdeutbarkeiten, die den Gestalter fortleben lassen in den Werken seiner Eingebung. In ihm selber trieb und blühte es geheimnisvoll, zu Wort und Versen drängte Vieles, was er weder greifen noch begreifen konnte, und sein stillstes, aber tiefstes Leiden, mitten in der unbestimmbaren Leidenschaft zum Wohllaute und zum Wohlgelungenen, spiegelte und erkannte sich als Unvermögen in der anflutenden und wieder verebbenden Fläche seiner Sentimente.

Wie immer, wenn er, in sich selber eingesponnen, gleich den Auserlesenen und den Hochbegnadeten zu wirken wünschte, hatte er die Zeit, die Welt und seines Dortseins ersten Grund vergessen; in seinen Augen war die frühere Klarheit feuchtlich überflort, und seine Mundwinkel schienen, leicht gehoben, einwärts ins Gesicht zu wachsen.

Er ging und kam und sah die Gäste nicht, die sich am entgegengesetzten Ende des Saales eingefunden hatten, obschon er, dreimal nickend, an ihnen vorbeigeschritten war: seine Blicke faßten wohl die Menschen, doch sein Geist blieb ihnen ferne, sodaß er nicht das Wesentliche an den Anwesenden erkannte, um die kühlen Gesichter mit den Namen zu belegen, welche ihnen zukamen.

Es waren nämlich die Gesandten des deutschen Kaisers und der Könige von Frankreich, England, Spanien und Portugal zugleich mit dem venetianischen Botschafter eingetreten, hatten sich mit diplomatischer Herzlichkeit begrüßt, ein wenig zu betont, vielleicht auch zu devot, und, sich gegenseitig mit verhüllten Worten abtastend, die Ereignisse des Vatikans im Zusammenhange mit der undurchsichti-

gen Verschwörung der Petrucci und Genossen zu durchleuchten begonnen. Als dann mit einem Schlage das Schweigen doppelmächtig einfiel, als die Türflügel des Versammlungssaales aufsprangen und der Papst, erhitzten und durchschmerzten Angesichtes, auf die tief die Häupter beugenden Vertreter der Nationen zuging, schrak der Alte aus seiner Träumerei empor, sah den hohen Herrn an sich vorbeischreiten und verstand sofort, daß er, seit etlichen Stunden schon, im päpstlichen Gedächtnis ausgelöscht war.

Doch lag in dieser plötzlichen Erkenntnis nicht der Grund zu jener Erschütterung, welche Giano Coricio bald darauf wie eine unmenschliche Last aus den Zimmern des Vatikans ins Freie schleppte und in der Einsamkeit der duftüberlagerten Vigna am Forum Trajanum zu verwinden trachtete; diese war allein die Folge der Antwort, die Leo X. auf die Frage des englischen Gesandten, ob denn die Verschwörer mit der allerhöchsten Nachsicht rechnen dürften, kurz und schneidend gegeben hatte:

„Die sonst noch angeklagten Kardinäle haben Wir begnadigt, doch mit den andern, die im Kastell gefangen liegen, wird unweigerlich nach den Bestimmungen des öffentlichen Strafgesetzes verfahren werden."

* * *

Der Entschluß des Papstes, alle Schuldigen dem weltlichen Gerichte auszuliefern, rief in den Oberschichten der Bevölkerung, obschon sein Wille nur den gesetzlichen Vorschriften entsprach, eine fühlbare Aufregung hervor, der die verantwortlichen Dienststellen mit einer auffallenden Truppenvermehrung an sämtlichen Zugangsstraßen des Vatikanes beizukommen glaubten.

Eine Weile schien auch, als gewänne der heimlich unternommene Aufstandsversuch gewisser Nutznießer der Unordnung, als deren Anstifter della Rovere und Borghese Petrucci offen genannt wurden, so an bürgerlichem Zuwachs, daß die Kardinäle, welche sich gegen die Eingekerkerten ausgesprochen und deren Verurteilung gefordert und gefördert hatten, sich plötzlich, mit der einen Ausnahme Grimanis, in ihrer Ruhe bedroht und in ihrer Freiheit gefährdet sahen. Einige von ihnen hielten sich in diesen sturmverkündenden

Wochen auch nachtsüber in dem vatikanischen Viertel auf und ahmten gern das Beispiel des verängstigten Bembo nach, der seine dringliche Beschäftigung mit der Anklageschrift zum Vorwande nahm, um ungestört, für einmal nicht in Sehnsucht nach der hübschen Morosina sich verzehrend, sein teures Leben hinter Folianten, Inkunabeln und Regesten in der päpstlichen Bücherei mit Erfolg zu verteidigen.

Die Möglichkeit, daß dort der väterliche Helfer von einst ihn aufspüren und in peinlichen Gesprächen stellen würde, hatte er wohl nicht erwogen, denn der Eintritt Giano Coricios ließ ihn sichtbar aufschrecken und einen Schaffenseifer vortäuschen, der seinem wohlbekannten Naturell entgegen war. Allein der Luxemburger wurde nicht irre, seine Stimme blieb, wie immer, unverbittert, klar und ruhig, als er ohne Umschweife seine Gedanken vortrug, die Würde dieser unruhigen Gegenwart für geschändet erklärte und die vielgerühmte Renaissance, den wunderbaren Neubeginn der Menschheitsgeschichte, als eine Wiedergeburt der Unkultur im Heuchlermantel der Antike vorausverkündete, wenn alle Führenden wie Bembo fühlten und alle Mächtigen wie Leo X. handelten.

Es sei ein Aufstieg, sagte er, die reine Form der Alten mit dem wahren Geiste des Christentums zu füllen, und ein Rückfall ohne Halt, die klassischen Sprachen allerbestenfalls zu exotischen, gelehrten und exakten Hilfsmitteln der apostasierenden Weltbestrebungen zu machen. Die Musik in den Versen heidnischer Meister könne nur im Element der Liebe nach katholischen Normen fortblühen, und die Güte des Gläubigen beseele in der Schau die herrlichen Züge griechischer und römischer Skulpturen. Die Vermählung nur des Guten mit dem Guten, des gegenwärtigen mit dem längstvergangenen, dürfe die bessernde Gewalt der Erdenvölker erzeugen, unter deren unentwegten Einwirkung der Mensch human im vollen Sinne seiner Bestimmung werden könne. Der Trieb jedoch, dem Schlechten durch das Schlechte zu begegnen, wandle jeden Lebenden in eine Wildheit um, die tierisch selbst im Geistigen zu wirken beginne und einzig als Barbarei die Blutwege des Triumphes bereite. Daß im ordinären Pack alsdann die übelsten Instinkte gewaltsam ausbrechen würden, wenn die Kapseln der Verchristlichung, die durchbluteten

Schutzhüllen des Glaubens also, geschwächt und durchlässig geworden seien, ließe sich zur Not begreifen, aber unverständlich bliebe selbst im schlimmsten Falle die verräterische Haltung des Gebildeten, der die Kontrollkraft des Intellektes ausschalten und die wirksame Essenz der Güte täglich zehn- und hundertmal zu strecken wünsche. Einer dieser Auserwählten habe einmal Bembo geheißen, sei ein Dichter voller Lust und Temperament gewesen und reagiere heute nur noch animalisch auf die Animositäten seiner zerbröckelnden Zeit. Seitdem er das Versöhnliche verneine, habe er, der alte und ergraute Giano Coricio, die Pflicht, ihn fürderhin als Sohn nach seinem Geiste gleichfalls zu verleugnen.

Bembo hatte, seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit zum Trotze, keinen einzigen Versuch unternommen, den päpstlichen Berater in seinen still erzählten, von innenher durchwärmten und mit einer leichten Trauer angefeuchteten Ausführungen zu unterbrechen; nicht einmal in der ausgedehnten Schweigezeit, die den nachklingenden Worten des Prälaten folgte, wagte er, die richterlichen Taten seiner Freunde und die verdammenden Ansichten seines hohen Arbeitgebers zu rechtfertigen. Er saß und war mit Stummheit geschlagen, wölbte die Unterlippe auswärts und blickte an dem greisen Gelehrten vorbei, bis ihm von ungefähr der Einfall zu kommen schien, die manifeste Gesetzmäßigkeit einer Handlung zu beweisen, an der wohl Mancher noch zu bluten habe, solange die Verfassung nicht geändert und der Mensch des Frevels nicht überdrüssig geworden sei.

Aber Giano Coricio ließ auch diese kleinliche Entschuldigung nicht gelten, sondern führte, um die vorgebrachte Behauptung durch ein bekanntes Beispiel zu widerlegen, das Leben Bembos selber an, in welchem das Gebot der Kirche, nur in wahrhaft ehelichen Gemeinschaften zusammenzukommen, sowohl vom Geweihten, der vor ihm sitze, als auch von Morosina übertreten werde, ohne daß die Unbarmherzigkeit des eingesetzten Richters ihn und seine Liebe ausrotte. Doch wesentlicher sei die Erkenntnis, daß die Gerechtigkeit nicht eine Folge des Gesetzes, sondern daß im Gegenteile das Gesetz eine Bestimmung des gerechten Allgemeinempfindens sei: in gewandelten Verhältnissen gebe niemals die veraltete Vorschrift den Ausschlag, außer dem Dekalog sei alles allen Schwankungen unterworfen,

die fortgeschrittene Menschheit schaffe sich die besseren Gesetze, keines aber sei vollendet wie die Forderung der Liebe, aus der allein die Weltgemeinschaft sich entwickeln könne.

Es war nicht ganz gewiß, ob Bembo innerlich mit den feinsten Sinnen des Gewissens vernahm, was Giano Coricio vorbrachte, seine Augen jedenfalls trugen einen lichternden Glanz des Zornes, seine Finger bebten, seine Hände schlugen unverhofft die Bücher zu, und seine Lippen bewegten sich in einer festen Straffung, als er ausrief, seine Heimverhältnisse seien nicht dem Urteile verkalkter Neider ausgeliefert, Morosina besitze schon ein wenig mehr als seine Achtung, und die Ehre, die er an sich selber bis zum Äußersten verteidige, wisse er nicht weniger gut an der gelästerten Frau zu schützen. Sie lebten, wie die alten und die neueren Meister lehrten, in der höchsten Harmonie.

Und dennoch nicht wie Dante und Beatrice, antwortete der Luxemburger und fügte, etwas nachdenklicher im Tone, hinzu: Und keineswegs im Heroismus der Bezähmung, der die Größe aus der Reinheit betone und die Unsterblichkeit in der Geduld verankere. Nicht Bocaccio gewänne die Palme der kommenden Jahrtausende, sondern Petrarca, nicht der Rächer sei der Stütze seiner Nation gewiß, sondern der Nachsichtige, nicht das haßverzerrte Antlitz reiße die Nächstenherzen auf, sondern das Lächeln, das die Träne der Enttäuschung zu verdecken trachte.

Mit diesem Lächeln in den Zügen schritt er selber dann hinaus in seine Schreibstube und ahnte, als er die Unrast in den Korridoren hörte und den Aufzug der Reiterei sowie der Fußtruppen in den Höfen sah, daß der Tag mit neuen Qualen seiner harrte.

Auf die Straße tretend, die von der Engelsburg herüberführte und im Gewerbeviertel sich verlor, entdeckte er den Anlaß des nachmittägigen Lärmens, das ihn aufgestört hatte, in den unübersehbaren Menschenwogen, welche an den Straßenrändern auf- und niedergingen und mit Schreien einen grauenhaften Zug begrüßten.

Es näherten sich, von starken Truppenteilen vorne und hinten abgeschlossen, an den Seiten von mehreren Lanzenträgern eingefaßt, die Schergen und die Henkershelfer Roms, ein Priester und ein

Rechtsbewahrer, Richter und Beamten, und geleiteten in ihrer Mitte zwei ausgemergelte Gestalten, in deren Augen die Not, auf deren Zügen die Furcht, in deren Angesicht das Blut als die Folge einer schrecklichen Behandlung zu sehen waren: Marc Antonio Nino und Battista da Vercelli.

Die Ketten, an denen gnadenlose Hände sie zu gehen zwangen, obschon ihr Gehen mehr ein Taumeln als ein Wandern war, schepperten unheimlich über die Steine hin und klirrten auf, wenn sie zusammenstießen, ihre Kleider trugen Spuren eines brutalen Überfalls, und ihren Haaren war schon der Stempel der Schande eingeprägt. Was sie oben, näher zum Gefängnis und zur Tiberbrücke, nicht empfangen hatten, wurde ihnen jetzt zuteil; die einen äußerten ihre Gefühle mit Steinen, die andern mit Schimpfwörtern, hier hoben sich drohende Fäuste und dort schoben sich derbe Stöcke empor, und je lauter das Schreien des entfesselten Pöbels anwuchs, umso fester packten die Henker zu; sie stießen und schlugen, zwickten und lachten, fingen ihr grausames Spiel von neuem an und boten, als sie durch überraschende Zugriffe die Glieder ihrer Opfer ausrenkten, ein Schaustück nach dem Herzen der aufgestachelten Massen dar.

Daß Marc Antonio Nino mit einem Male hinschlug und nicht mehr, da die Hände wohl gebrochen waren, in die Höhe kam, sodaß die Schergen ihn wie eine tote Masse hinter sich einherschleppten, berührte die Herzlosen nur dort, wo ihre Foltersucht zur Gier nach unnatürlichen Späßen geworden war. Da lachten Weiber auf und tanzten wie Besessene um das Häuflein Stöhnen, das über den steinigten Boden glitt, da sprangen Männer vor und spuckten den zermarterten Körper an, da zogen die Folterknechte rote Streifen in die Straße, da sie hopsend, wie die Weiber, den Liegenden und Blutenden um die eigene Achse drehten, und da zeigten die Begleiter völlig unbewegte Züge, indes der Priester, seiner rasenden Welt entrückt, als ein Beter dahinschritt, welcher nichts von einem barmherzigen Samariter zu wissen schien.

Aber Giano Coricio, dem das Mitleid den Mund verschloß, während die Scham den Geist noch stärker als das Herz durchbrannte, wagte sich aus dem dichten Haufen in die Breitbahn vor, ging zwischen den unschlüssigen Lanzenträgern hindurch, indes die

mündlichen und die handlichen Projektile der aufjaulenden Menge ihn umschwirrten, und stellte den schwankenden und qualtrunkenen Schreiber des Kardinals Petrucci wieder aufrecht hin. Sich wendend, um nach dieser Tat zurückzuflüchten in die bergende Mitte der entmenschten Masse und von dort aus in die Einsamkeit seines Besitztums, fand er Eisenspitzen sich entgegenstarren und den Rückweg von den tobenden Gestalten versperrt, schaute in die grinsenden Gesichter seiner Nächsten und ergrauste, wurde von zwei Seiten her gleichzeitig von scharfkantigen Steinen getroffen und beschloß, dem Aufruhr der Massen zum Trotze sowie den schreienden und stöhnenden Opfern zum Troste, bis zur Richtstätte mit dabei zu sein.

Als dort jedoch die Henker ihre entsetzliche Arbeit des Räderns und des Vierteilens begannen, fühlte er sich zusammenbrechen, schloß die Augen und flüchtete, da die blutberauschte Zuschauerschaft ihn nicht mehr beachtete, wie ein Gezeichneter zum Forum Trajanum hinaus.

* * *

Der Akt spontanen Mitleids, dem Giano Coricio ohne weitere Überlegung nachgegeben hatte, um dem römischen Pöbel eine seiner grausamsten Belustigungen zu rauben, war bei allen Gebildeten nun der Auftakt zu einer Haltung geworden, die sich nicht erklärte, die aber ziemlich rasch die nächsten Freundes- und Bekanntenkreise anfiel, jedem Einzelnen die Herzenskühle zur Verkehrsnorm machte, wenn der päpstliche Berater zugegen war, und in jeder Weise zu erkennen gab, daß die auffallende, durch einen Fall bedingte und vom Zufall erzwungene Eingliederung in den Zug der Gerichteten und der Verworfenen dem alten Sonderling entweder vom Odium der Schergen oder doch vom Rufe und vom Ruhme der Gezeichneten ein gutes Teil zurückgelassen haben mußte.

Daß Angelo Colocci und Aldo Manuzio, mehr berechnend, wie sie in der Gunst des Papstes steigen würden, wenn sie den kaltgestellten Fremdling offensichtlich mieden, als überzeugt von den kuriosen Zerfallserscheinungen eines hohen und geraden Geistes, den sie etliche Monate zuvor doch laut gefeiert und verehrt hatten und nun als ein Beispiel der Vergreisung hinzustellen sich bemühten, in einer aufdringlichen Betonung ihrer Distanzierungsabsichten nur mit Bembo zu verkehren wünschten, konnte den abgeklärten Humanisten weder überraschen noch im Innersten verbittern. Nur die Unentschiedenheit Sadoletos, der vor seiner in jahrzehntelanger Gedanken- und Gefühlsverbrüderung erprobten Zuneigung nicht zum Abtrünnigen werden und doch auch nicht zu klar und allzu eindeutig die Unverbrüchlichkeit seiner Treue erkennen lassen wollte, begann den Einsiedler der hübschen Villa am Forum Trajanum zu schmerzen. Die scharfen und ständig wiederholten Bemerkungen aber, die Marco Girolamo Vida gegen die fortschreitende Gemütserweichung und wider die zunehmende Gefühlsverweichlichung des nordischen Menschen vorbrachte und zur temperamentvollen Realistik des Südländers in einen sich selbst begünstigenden Gegensatz zu stellen unternahm, ließ ihn, ohne daß sein Intellekt in der Rechtfertigung des Samariterdienstes irgendwie zu schwanken begann, die seltsameren und schlimmeren Dinge von dieser andern Seite aus betrachten. Nachdem eine Botschaft des jungen Sekretärs am Hofe Karls VI., Nikolaus Mameranus, eingetroffen war, die von der Gemeinschaft des Trachtens aus der Gemeinschaftlichkeit der

Herkunft, der Landschaft und der Witterung erzählt hatte, sozwar daß, wie er zu wissen meinte, stets das Klima der Heimat auch die geistige und die seelische Atmosphäre mehrteils mitbedinge, gab sich seine Art als eine lebendige Festung des in Leid und Armut, Kampf und Ausdauer gestählten Charakters zu erkennen.

Es konnte nicht anders sein, als daß die Leichtigkeit des römischen Lebens und die Unbeschwertheit, mit der die Sinne sich den natürlichen wie den künstlerischen Schönheiten hingeben durften, auf die Dauer eine Oberflächlichkeit der Empfindung erzeugten, die in ihrer Rückwirkung auf das Denken niemals auch die dunkleren Untergründe der Dinge entdecken ließen und also nie die volle Erfassung dessen möglich machten, was als Häßlichkeit und was als Inhumanität mit der gleichen Haltlosigkeit auszubrechen strebte wie das Herrliche und das Heilige. Wohl zum ersten Male wurde ihm die

Tatsache bewußt, daß im kleinen gottgesegneten Winkel der Welt, im Brennpunkte Italiens, greifbar, aber immer übersehen, erschreckend und doch unerkannt, die Höllischkeit der gefallenen oder der fallenden Menschheit in der Lichterfülle des Himmlischen unterzugehen vermochte, ja, daß das Böseste und das Beste sich im einen und demselben Wesen, gleicher Macht und gleicher Weise, die Entscheidungsschlacht auf Tod und Leben liefern konnten, und die Gnade aller Gnaden sicherte dem Guten, bald in dieser Unscheinbarkeit und bald in jener Beiläufigkeit, den Sieg, den sie mit Pracht und Sonne übergoß.

Diese Einsicht stimmte ihn versöhnlicher und bedachte ihn mit einer Kraft, die auch den Abfall früherer Freunde ertrug und die Schwäche der Großen als ein Merkmal ihrer Auserlesenheit gelten ließ, ohne daß er freilich seine eigene Stellung aufgegeben und damit auf die Weiterführung seines Kampfes für die Milde und für die Nachsicht verzichtet hätte.

Er war, einem Drange der Sehnsucht gehorchend, stärker als zuvor bereit, dem heimatlichen Raume sich mit langenden Gedanken auszuliefern und die geistige Bindung an das ferne Mutterland nach außenhin auch greifbar auszudrücken, ja, er begann schon, dem jungen Arloner Bartholomäus Latomus in den zierlichen Formeln der lateinischen Sprache diese neuen Regungen seines Herzens zu erschließen, als ein Kurier des Papstes, von Bembo und von Sadoleto auf die Wichtigkeit seiner Botschaft aufmerksam gemacht, ihn gleich zur besonderen Audienz ins päpstliche Privatgemach bestellte. Die Eile, mit welcher der Kurier zur ungewöhnlichen Empfangszeit und zur unbestimmten Aussprache einlud, verhießen ihm einen außerordentlichen Richtspruch über das, was die eingeweihten Kreise nur noch den „Fall des Luxemburgers" zu nennen beliebten.

Er zweifelte, sobald er vor dem Arbeitszimmer Leos X. angekommen war, nicht einen Augenblick an der Beendigung seiner Laufbahn durch ein väterlich bestimmtes Wort, das der Funktionen des Beraters gedenken und sie, vielleicht durch einen Ehrerweis, aus seinen Händen nehmen würde. Als er aber, an den Wachen vorbei, in das offene Gemach des Papstes schritt, der in der fernsten Ecke des Gemaches einen Haufen Pergamente durchblätterte, seine Tätigkeit

unterbrach und aufstand, um lächelnd seinem alten Ratgeber einen Schritt entgegenzugehen, wurden die besten Überzeugungen Giano Coricios erschüttert, seine geheimste Bangnis schwand, und umgewandelt ließ er sich am gewohnten Platze nieder, gegenüber der vertrauten Gestalt, deren Antlitz er sooft durch Glanz entbittert hatte.

Der Papst, den das körperliche Leid einer schleichenden Krankheit noch sichtbarer gezeichnet hatte, schien in keinem Augenblick die Entlassung seines Beraters erwogen zu haben, da er, gefaßt, gelassen und vertrauensvoll wie am Anfang, die freie Äußerung der coricionischen Ansichten über die Führung des Staates und über die Verhandlungen mit den Mächten verlangte.

Giano Coricio bezwang sich eine Stunde lang und gab seinen Hoffnungen und seinen Wünschen, seinen Einsichten und seinen Mutmaßungen jene klare Fassung, welche jede formvollendete Sprache zur Verstärkerin der Ahnungen und alle Worte zu Betonungen und zu Schärfungen so halb gefühlter wie ganz errungener Eingebungen macht. Dann aber, als die Aussprache die ersten Anzeichen der Erschöpfung verriet, entsagte er ohne Übergang, in einem gedanklichen Sprung, der ganz erstaunlich war und mehrfach überraschend wirkte, seinen diplomatischen Überlegungen und trieb, im stummen Partner wie in sich selber, alles Denken auf die innerpolitischen Ereignisse zurück.

Leo X. zeigte sich weniger betroffen als der Ratgeber erwartet hatte, denn seine Miene änderte nur in der tieferen Durchschattung des Gesichtes und in der dunkleren Tönung der Stimme, als er sagte, auf diesen Ausgang des Gespräches sei er seit Beginn gefaßt gewesen, Petrucci habe als Verschwörer nun die Macht, die ihm als Diener seiner Kirche verwehrt geblieben sei, die unwiderstehliche Gewalt nämlich, alle Blicke, alle Geister und alle Gedanken auf seine kühnen Pläne und auf seine ungesättigte Eitelkeit zu lenken und die Unsterblichkeit des eigenen Namens durch ein mörderisches Unternehmen gegen seinen Herrn gesichert zu haben.

Nicht das, entgegnete der Luxemburger, sei das Wichtigste im Prozeß um einen Abtrünnigen, sondern durch einen eklatanten Akt des Papstes die Beweisführung, daß die Kirche auch im politischen

Getriebe jede weltliche Norm durch die Größe in der judizierenden Haltung und durch die Herzensweite in der Beurteilung der, sub specie aeternitatis geschauten, kleinen und geringen Verfehlungen, ja, sogar in der Verdammung der, sub specie aeterni gesehenen großen und verderbenden Sünden überbieten dürfe. Es widerstehe ihm, dem ungekrönten Sprecher, vor einem dreifach gekrönten Schweiger hinzuweisen auf das herrliche Exemplum seines höchsten Meisters, der vor fünfzehnhundert Jahren sich auf die Unkenntnis der Verbrecher berufen habe, um zu verzeihen, allein er liebe, mit durchfreudeten und geschärften Sinnen vor sich, in die Zukunft nach den Bildern seiner innersten Erwartung, zu schauen und dort, in den Zeiten des erfüllten Christentums, wenn die Erhabenheit der alten Denker mit den Prächten neuerschlossener Schöpfermöglichkeiten in der Strahlenwucht des Geistes, den der Himmel segnen würde, das Evangelium auf eine hinreißendere Art verkünde, alle Schuld versinken zu sehen in der wirkenden Unschuld der Menschheit und jeden Mord wie jeden Krieg verfemt zu wissen in einer Atmosphäre reinster Katholizität. Schon die Tatsache, daß die Humanität gezwungen werde, einen ihrer Mitmenschen im Namen der Gerechtigkeit auszumerzen, offenbare einen Mangel an christlicher Essenz bei den Richtern und bei den Bedrohten, da ihre aufreizende Handlungsweise oder ihre verletzende Lebensart den Zorn der Verworfenen herausfordere. Nicht immer sei der Teufel ganz im Gegner und der Engel vollständig in uns daheim, er auf jeden Fall halte die Giftspritze eines hemmungslosen Arztes, dessen sich die Gewissenlosigkeit bediene, nicht für satanischer als die Folterwerkzeuge, die der Justiz gerecht seien, und manchmal sei der Auftraggeber aller Henkersersten schuldiger als der Angeklagte, der unter dem Drucke der Reißklammern, schon am Rande der Verzweiflung, wo das Bewußtsein vergehen möchte und der Wunsch, ins Fühllose abzugleiten, sämtliche Überlegungen hinfällig werden lasse, das Unglaublichste als Selbstverständlichkeit gestehe. Im Reiche Christi müsse doch möglich sein, als höchstes Strafmaß das Gefühl der Schande zu bestimmen und die Schmach in der Öffentlichkeit noch furchtbarer wirken zu lassen als die Qualen in den Kerkerkellern. Wer könne uns denn sagen, ob nicht der Papst, der solche Ziele außer Acht lasse, verworfen und verloren sei, weil ihm der ewige Richter einmal entgegenschleudern

könnte: „Nichts sei Dir nachgesehen, denn Du wußtest, was Du tatest!"

Das Haupt des Papstes war im selben Maße tiefer gesunken, als die Sprache Dessen gestiegen war, der wie ein unheimlicher Mahner in die offene Seele des Kirchenfürsten hineinschrie. Dieser hörte, als der andere schwieg, die eigene Stimme fragen: „Was soll ich denn, du alter Narr?" und die des Andern dawidersetzen: „Verzeihen und entlassen!"

Ein Schreck, ein unheimlicher Schreck peitschte den Tiaraträger wach, und das gleiche, sich verlängernde Entsetzen ließ ihn zusammensinken und gestehen, daß es dafür nun zu spät sei. Der ruhig gebliebene Luxemburger, welcher sich erhoben und schon zu gehen entschlossen hatte, rief dagegen an, es gebe keine Stunde in der Zeit, die für das Gute uneinholbar und vor dem Laufe der Tugend flüchtig bleiben könne. Der Papst ließ auch das nicht gelten, sondern flüsterte, beinahe heiser vor Erregung:

„Der Tod! Der Tod löscht alles aus. In dieser Nacht ist Alfonso Petrucci durch die schwarze Hand des Nubiers Roland hingerichtet worden!"

Es war nicht abzumessen, ob die Scham des Papstes, der sich schon geschlagen sah, den Schreck des alten Mahners überstieg, dem sich mit einem Mal das Wort versagte. Jener saß mit vorgefallenem Oberhaupte, welches schwer in den gewölbten Flächen der Hände lag und eine tiefere Innenerregung nach außenhin verbebte, und dieser hatte sich zurückgelehnt, die Augen halb geschlossen, die Finger eingekrümmt und bebte auch.

Sie spürten beide die Kälte zwischen ihren aufgewühlten Herzen und erkannten, daß der Tod sie nun für immer auseinandertrieb, nicht der eigene und nicht das Schicksal der Gerichteten und der Hingerichteten, sondern jener stillere und schmerzlichere der Freundschaft, der sich selber wirken, klagen und beweinen hörte, obschon nichts anderes als ein großes Schweigen in ihrer Bedrückung anfing. Vieles starb in diese Stummheit hinab, und Manches verging an ihrer tödlichen Gewalt. Nun war besser, nichts zu sagen von den Dingen, die in einer trostlosen Seele hier, in einer enthärteten dort geschahen

und den Hang besaßen, alles wieder auszugleichen, was da kommen mochte, um die Pein der Stunde endlich und für immer auszulöschen.

Allein in dieser Stunde auch versagte die Kraft der Herzen, ineinanderfließend die Gemeinschaft der Geister in der Liebe zu vollenden und den Weg der Zuneigung von vorne beginnen zu lassen. Es war die Vereinsamung, welche siegte. Noch nannten sie das Dunkle, welches sie mit der Bitternis uneingestandener Feindschaft erfüllte, nicht bei diesem Namen. Ihre Empfindung aber deutete die Kühle gleich als einen Abschied von der kommenden härteren Abgeschiedenheit ihres Lebens. Sie fürchteten sich gleich viel vor einer Umkehr und vor einer Weiterwanderung. So versuchte Leo X. als Erster, die Unheimlichkeit in der Unentschiedenheit durch den Klang der Sprache zu verscheuchen und mit müder Stimme den langjährigen Mitarbeiter anzutasten:

„Was soll ich tun?"

Die Antwort klang nicht frischer und nicht schwungvoller:

„Gnade geben! Sauli und Riario befreien und in Ehren wieder dienen lassen!"

Der Papst horchte eine Weile in den Nachhall dieser Forderung hinab und sagte dann, noch leiser als zuvor, indes seine Rechte wie zum Schwur die Rechte des Beraters suchte:

„Gut! Es soll geschehen!"

Es war ein stumpfes Auseinandergehen, Schatten teilte sich von Schatten, und der Zwischenraum war grau und glanzlos wie der Abend, den der Luxemburger bald durchschritt. Die Außendinge zeigten sich gewandelt in der neuen Tönung des verfinsterten Geistes, vor allem die Gebäude und die Säulen, die nur Last und Leid zu tragen schienen und in einer schwunglosen Stärke nun den Tod aus tausend Jahren in die letzten Himmelsquellen hoben.

Giano Coricio, welcher gleichfalls, auf geschrägten Schultern, alle Bürden eines langen und ereignisschweren Lebens an der unerschöpflichen, doch, ach, so ungeheuerlich getrübten Quelle des Christentums zu heben und zu meistern und zudem die Gewichte des Heimwehs nach der herberen Luft seiner luxemburgischen Heimat

mitzuschleppen hatte, fühlte sich berührt von der wachsenden Schwere der Umgebung. Je weiter er das Dunkel vorgreifen und die steinerne Welt umspülen und mühelos in sich eintrinken sah, umso mehr versank in ihm das Gefühl für die Leichtigkeit des Lebens in der Lichtheit des Daseins. Angenächtet war, ein wenig durch das Spiel des eigenen Willens, sein Verstand und eingeschläfert schon der Sinn, der in den Fließungen der Geschichte stets das Freudige als die gute Botin der Schönheit empfangen hatte. Das Unterscheidende in ihm verging, und was er fühlte, war die Furcht, und was er ahnte, war die Mitternacht über den Friedhöfen der Kultur. Die Umwelt gab keinen Laut mehr, auch des Tages Nachlärm war hinweggespült, die Stille klang nicht, und das Herz war jeder Stummheit ausgeliefert.

Als ihm das Haus in der Vigna entgegenstarrte, ohne Licht und ohne Lockung, schwang nur kurz seine innerste Erinnerung an. Er hörte, in der Stimme Bembos, feierliche Verse aus Vergil:

Et iam summa procul villarum culmina fumant,
maioresque cadunt altis de montibus umbrae!

schaute und erkannte die fallenden Schatten als die ersten nahenden Wellen einer Macht, die ihn einzuholen drohte, um ihn hinzuschleudern einer Nacht, die lauernd an den Horizonten wachte.

Als er um den Mauervorsprung vor der Vigna einbog, verhielt er jäh den Fuß. Doch kein Fremder, einer etwa mit verdeckten Zügen und in geschwärzten Kleidern, stand in seinem Wege. Also schritt er weiter und begriff, die höchste Stufe überwindend, daß in diesem Jahre das Sankt-Anna-Fest in Einfachheit, wenn nicht in Trübnis, ohne Gast und ohne Spruch verlaufen würde. Im Weh, das ihn dann überkam, war alles Südliche vergessen, denn er stand und sah nach Norden aus, entdeckte fern im Inselkreis der äußersten Himmelsrichtung einen Stern und war schon einer Sehnsucht hingegeben, die ihn an das Reich des Unerreichbaren sich verlieren ließ. Dieses Reich glich seiner Heimat, doch sie war es nicht, er spürte sich, auch wenn er stand und vorwärtsstarrte, dieser Heimat ruhelos entgegengehen, wie angezogen von der tieferen Schönheit, die er einst geliebt und doch verlassen hatte, und ahnte schon, daß er wohl niemals mehr die Seligkeiten dieses Kinderlandes erreichen würde. Es kam, als ob der Stern ihm in die Seele wüchse, eine lichte Wissenheit in seinem Innern auf, die verriet ihm, daß er unterwegs, in Not und Qualen, flüchtig und doch heimkehrend, in das offene Herz der andern Nacht, der letzten und hinüberleitenden, einziehen müsse.

Er seufzte, sagte nichts als: „Fiat voluntas tua!" und betrat das leere Haus.

MÖRDER UNMUT

Unheimlich schleicht die Stille durch das Haus.

Ich spüre schon das Nachwehen ihres Vorübergleitens an den Seiten; ja, an beiden Seiten, denn ich liege mittendrin und bin wie eine ausgeworfene Katze, die im Weiher plötzlich, ehe sie untersinkt, die kühle Nässe um ihr Dasein fühlt.

Das ist merkwürdig. Wirklich und wahrhaftig, das stellt sich als ein sonderbares Rätsel dieser mittägigen Stunde vor, in der sich gestern noch, wie alle Tage zuvor, nur der Hunger und die Sehnsucht nach der nächsten Mahlzeit regten.

Was spinnt sich hier als größeres Ereignis an? Wohin hat sich der gewöhnliche Hauslärm zurückgezogen?

Alles horcht und alles hat den ruhigen Atem der Zufriedenheit. Die Dinge stehen unverändert, die Sonne blinzelt mir, wie stets um diese Zeit, ins Auge, und die Wanduhr tickt mit meinem Herzen rastlos, nach den Regeln eines alten, aber täglich erneuerten Spiels, um die Wette. Nichts hat sich gewandelt in der Schnelligkeit des Pendels, dessen Laut noch immer meinem Blutschlag um die gleiche Achtelsekunde voraus ist.

Und doch geht etwas vor, das dem Alltäglichen zuwider ist: Ta, die Hausfrau, singt nicht mehr wie ehemals, Pi, der Herr, hat sich in Schweigen eingemummelt, und der kleine Jo bedenkt wohl irgendwo in einem Winkel seine neuesten Streiche.

Es ist gut, daß die Herrscher dieser Familie für die Kürze in der Bezeichnung sind; die Namensnennungen ersparen mir doch manchen Odem, ganz besonders in den Augenblicken, wo mein Denken müde wird und die innere Sprache meiner natürlichen Faulheit noch in ihren genialen Pausen feierlich entgegenkommt. Die Qual wäre nicht auszudenken, die mich überfallen würde, zwänge mich die

komische Grandezza des Menschen, jetzt und immerdar von Anastasia, von Piusclemens und von Johannespeterle zu reden. Ich selber hieße dann wohl nicht mehr Wu, sondern möglicherweise Wumbawaubiwupp und müßte mich der ewigen Frozzeleien des zweibeinigen Mobs wie der vierbeinigen Möpse ohne höheren Erfolg erwehren. Ausgelöscht wäre meine Ehre und hin mein Ruhm, der größte Denker dieses großen Hundezeitalters zu sein. Könnte einer, den sie Wumbawaubiwupp zu nennen hätten, würdig in der Tonne überlegen und vor der ernsten Wissenschaft denn anders als erheiternd wirken? Nein, der Spott wäre meine Speise und der Hohn mein Gifttrank, Kynowitze prangerten mich in sämtlichen Kinos an, und meinen irischen Ahnen erschiene ich am jüngsten Tiergericht als Schande der gesamten Philosophensippe.

Ich danke Jo, dem kleinen Herrn, daß er die Umtaufe aller Herdgenossen, ohne den väterlichen Widerspruch oder den mütterlichen Protest zu beachten, diktatorisch vornahm, der regierenden Ta einen gehorchenden Pi, dem tyrannischen Jo einen überlegenen Wu entgegenstellte und auf diese Weise eine vollständig neue Hausordnung für alle Zeiten sicherte.

Wissen möchte ich nur, in welcher Ecke er nun welche neuen Revolutionen vorbereitet. Seit drei Jahren, und das heißt: seitdem er sich zum ersten Male als ein seltsames Bündel Menschlein in der Wiege wälzte, hebt er unermüdlich die eingelaufenen Gewohnheiten aus den Angeln, stürzt sie und erläßt dann seine königlichen Verordnungen. Ich glaube, es ist wieder nur an mir, hier nach dem Rechten zu sehen und ohne Zögern, da die Stille sowieso meinem Denken abträglich ist, einen raschen Erkundungsbummel durch die öden Räume vorzunehmen.

Die Gefahr für solch ein Wagnis ist in dieser Stunde vielleicht gering, da Ta die duftenden Herrlichkeiten ihres Privatregnums verlassen zu haben scheint und also meinen Inspektionsgelüsten weder ihren Besen noch ihr Wischtuch entgegenhalten kann.

Die Tür ist offen, und eine Stille, die noch sanfter schleicht, als ich es tue, trägt alle fleischbratenen Wohlgerüche durch meine innerlichsten Wünsche. Was weiß der Mensch von jenen sieben Seligkeiten, die ein Denker meiner Art den verehrten Meistern und der aus hübscher

Ferne hochgeachteten Meisterin zum Opfer bringt, um sich die Anerkennung seiner Dauergastgeber täglich aufs neue zu erringen!

Manchmal, wie zum Beispiel hier und jetzt, erscheint der Verzicht als eine unbegreifliche Marotte der Dummheit, der ich wirklich nicht zu Diensten sein möchte. Und überhaupt haben die Werke Bulldoggnietzsches nach den Experimenten Greyhoundhegels deutlich die Moral des Nimminsmaulreißausundfriß zur besseren Grundlage dessen gemacht, was meine französischen Brüder kurz und treffend „cette chienne de vie" heißen. Ich bin durch eigene Meditationen wohl zum Schluß gekommen, daß meine berühmten Kollegen von damals nicht unbedingt verwerfliche Konklusionen aus den Gegebenheiten der Existenz gezogen haben, aber meine persönlichen Erfahrungen bringen mich dazu, die Doktrin der resoluten Eroberung mit etwas Vorsicht, also heimlich und bedächtig, zu verwirklichen.

Und das ist gut gewesen, denn im Badezimmer nebenan höre ich die Körperwärme eines Menschen blutwellenleise rauschen. Das ist Pi. Ich kenne den gedämpften Wogengang seines Herzens, das nur mühsam eine unbändige Erregung verhalten kann. Hoffentlich versucht nicht Jo, mit einem Schwall von Wörtern und Bestimmungen in die väterliche Klause einzubrechen und die Fülle eines angestauten Zornes über sich ergießen zu lassen. Ich werde dem Ausbruch zuvorkommen und an der Tür mich wachsam niederlassen, bevor der Junge in die schäumende Rasierklinge seines Herrn und Meisters stolpert.

Es darf nicht bezweifelt werden, daß das Oberhaupt der Familie drinnen vor dem Spiegel steht und mit verhaltener Andacht erst sich Seife ins Gesicht pinselt, um diese dann mit der stählernen Schärfe eines Messers weg zu schaben. Von allen lächerlichen Handlungen der Männer ist diese wohl die köstlichste. Weshalb glätten sich die Stolzen so das Fell, wenn die Haare doch als Spürer des Gesichtes ihren naturgegebenen Sinn haben? Der idiotenhafte Pendelgang der Menschen, die seit Jahrhunderten, ja, genau seit der Erfindung dieser Rasierklinge, von Hindernis zu Hindernis taumeln, aufprallen, halb betäubt werden und benommen weiterschwanken, scheint mir die böse Folge einer täglichen Beschäftigung zu sein, die im wahren wie im übertragenen Sinne mit Genuß die Pinselei als Industrie betreibt.

Wir aber sind die Alten geblieben, welche sicher und geschickt die zwirnigen Warner an der Schnauze gebrauchen, um an den gefährlichen Dingen des Lebens glatt vorbei zu kommen. Der direkte Erfolg unserer Bärtigkeit ist der Neid der Nackten, welche kaum verwinden können, daß unsere langverleumdete Animalität ihre hochgepriesene Humanität um vieles überragt. Pi, der manchmal in Versen spricht, hat das endlich, dank meiner Ausdauer in den telepathischen Gedankenübertragungen, eingesehen und des öftern schon in poetischen Erklärungen ausgedrückt, aber das Publikum hört nicht zu, wenn er zu deklamieren anhebt, und die einzigen Verehrer, die er besitzt, nämlich Ta und Jo und ich, glauben ohnehin an seine Überzeugungen.

Unverständlich bleibt mir nur, weshalb er selber regelmäßig wider seine eigenen Erkenntnisse sündigt und nach den Forderungen einer entsetzlichen Sitte seine Tast- und Würdenhaare stutzt. Er macht das keineswegs gedankenlos; er, dessen Geist bekanntlich umso reger schafft, je stupider seine manuellen Bewegungen sind, vermag das wirklich nicht. Seine Ideen sprechen sich vernehmlich aus, es ist ein Elend, daß in dieser Familie alle Türen dauernd offen bleiben, die der Zimmer ebenso wie die des Intellektes. Man sieht und hört so jede Regung, die in diesem oder in jenem Raume geschehen mag, und alles ist erstaunlich klar und einfach.

Die verflixten Klingen taugen nichts, sagt der Herr. Die Haut ist dreimal aufgerissen, und die Stoppeln wollen nicht verschwinden. Zum Verrücktmachen diese tägliche Menschenquälerei! Ich würde das Gesetz begrüßen, welches als erste Bürgerpflicht die Patriarchenbärtigkeit erwähnen wollte. Wer diese Affenschinderei, – pardon, verehrtes Spiegelvisavis! – bloß erfunden haben mag? Wie meinen Sie? Hübsch sähe ich aus! Bitte, bitte, auch Sie machen nicht gerade ein schönes, gescheites, strahlendes und seelenvoll gemütliches Gesicht. Rechts im Mundwinkel hängt Ihnen ein scharlachnes Tröpfchen, links am Kinn rötet sich die schwabbelfette Wölbung, und den Schnurrbart wollten Sie wahrscheinlich mit Blut düngen, wie? Bevor Sie mein Aussehen zu prüfen beginnen, wischen Sie sich gefälligst die Seifenschaumreste aus den Augen- und aus den Naslöchern! So, ja! Und nun möchte ich erfahren, was Sie eigentlich von

meiner himmlischen Geduld noch mehr als Bezähmung, Ruhe, Untertänigkeit und frohe Laune verlangen. Erklären sollten Sie, weshalb der stärkere Teil der Schöpfung ein Geschenk des Himmels täglich ausradiert, wenn es doch nächtlich unaufhaltsam wiederkehrt. Die Alten aus der Bibel haben prachtvoller ausgesehen als die Glattgesichter unserer Tage. Alles Erhabene tritt bärtig ins Licht. Wir aber verzichten, weil die Mode es verlangt, auf jedes äußere Zeichen des gereiften Geistes. Imberb wie Ihre Visage ist nun auch die Lebenserfahrung der Welt. Jung sehen wir aus, denn alles tun wir, um uns selber vor den Erscheinungen des Alters zu schützen. Wir fürchten das Kommende und betrügen uns mit dem Widerglanze eines alaunsteinfeuchten Antlitzes, das ist es! Sehn Sie, Sie nicken! Sie bestätigen meine Worte. Aber lächeln Sie nicht, mein lieber Herr! Sie machen ein zu dämliches Gesicht – dämlich, ja, so sieht die glattrasierte Männlichkeit wahrhaftig aus! – mit Ihren Kreuz- und Querstriemen. Ta wird sich freuen, Ihre werte Bekanntschaft in dieser Form zu erneuern. Aber fallen Sie mir bloß nicht aus den Wolken, wenn der kleine Jo bei Ihrem Anblick zu quietschen anhebt! Ich warne Sie, mein Bester, und bitte Sie zugleich, Ihren Kratzern ein bißchen Puder aufzulegen. Im übrigen wäre besser, wenn Sie demnächst bei meinem Barbier vorsprechen wollten. Der wird Ihnen hochnotpeinlich beibringen, weshalb sein Urgroßvater damals das Rasieren eingeführt hat. Ich werde mir das eingerahmte Bild dieses ahnungslosen Ahnen kaufen und damit den Ofen heizen, der das Wasser zu der weißen Sauce für meine nächste Henkersarbeit wärmen muß. So! Der Bart ist ab, es wachse der Bart! Hab die Ehre, wunder Herr! Und stolpern Sie beim Hinausgehen nicht über Wu, den Horcher an der angelehnten Tür! Der hat's gut, weil's in der Hundewelt noch keine Klingen zur eigenen Kasteiung gibt. Allein er soll sich vorsehen, dieser Schnauzbart, daß ich nicht den Abschaum meines schäumenden Zustandes benutze, um auch seine Maulflächen ordentlich einzuseifen!

So ist der Mensch in seinem Zorn: ein ungerechter, unbarmherziger und inkonsequenter Schreier, den die stumme Gegenwart der mitleidigen Kreatur zum Rasen bringt! Pi ist im gewöhnlichen sanft und gutmütig; aber wenn die Welt zu brüsk um seine Nerven scheuert, blüht sein Blut gefährlich auf. Ich ziehe mich deshalb auf

weichen Pfoten in den Korridor zurück, biege um den Treppenaufsatz und stoße dort auf Jo, den jüngeren Meister.

Jo hat beide Hände in Bewegung, um seinen motorisierten Milchwagen hinter die elektrische Lokomotive zu spannen und eine Micky-Mouse als Zugführerin im Kohlenwagen zu verstauen. Da weder dies noch jenes gelingen will, läßt er den Teddybraunen etliche der hochgerichteten Geleise als Aufstiegleiter benutzen, erkennt die Unbeweglichkeit des bärtigen Gesellen und möchte selber dann die nachgebenden, sich neigenden und verbiegenden Sprossen emporklimmen.

Der jähe und ziemlich harte Mißerfolg verschafft ihm wider Willen eine neue Sitzgelegenheit; er nimmt sie an und wendet einem prallen Lederball und einem spitzen Nagel sein eifervolleres Interesse zu. Er blickt mich garnicht an und redet doch, von innenher, mit unbewegten Lippen, auf mich ein.

Tag, Wu! Hast du wieder in der Küche gemaust? Ja? Wenn Ta dich aufspürt, wird es stauben! Glaubst du, daß der Nagel durch die Hülle eindringt? Wissen möchte ich nur, womit das Leder von den Menschen aufgefüllt worden ist. Mit nichts! So mag der Elefant es fressen! Mir gelingt es nicht, ich habe es vor einer Viertelstunde ausprobiert. Auch die Watschelente läßt sich nicht verzehren. Sie schmeckt nach Glas und Farbengift. Das Dasein ist doch langweilig geworden, Wu! Den ganzen Morgen habe ich mich abgequält, um die Bleisoldaten wirklich schießen zu lehren, damit sie Tote erzeugen und Verwundete operieren könnten. Sie haben den Spaß zu ernst genommen und lieber Bein und Kopf als ihre Ruhe verloren. Sieh mal, wie sie aussehen! Aber sag der Mutter nichts, ich bitte dich; sie würde diese Murkserei mit Tränen aus meinen eigenen Augen mehr als aus den ihren rächen lassen.

Wie sollte man Freude am Leben empfinden, wenn die Dinge nicht mehr sterben wollen! Ich werde von Pi verlangen, daß er mich nachher, wenn er mit der heillosen Bartmacherei zu Ende sein wird, auf den Mond hebt. Vielleicht ist das Rasieren doch eine hübsche Angelegenheit. Ich glaube, ich muß es demnächst an mir selber vornehmen. Kannst du eigentlich meine Barthaare schon sehen? Nein? Ta hat recht, du bist ein altes liebes Luderchen, das immer

weniger Augenschärfe besitzt und schon am Ausgang seiner Blindheit steht. Ich aber vermag sie mit dem Finger zu fühlen, hier, an dieser Stelle, unterm linken Nasenflügel, und möchte sie einmal im großen Spiegel schauen dürfen. Mein Glasscherbchen zeigt mir nur die Rostflecken seiner Oberfläche.

Was? Sommersprossen? Ich fürchte, Wu, du hast schon braune Verwesungspunkte auf der Netzhaut. Du wirst tatsächlich hinfällig, ach, ich muß dich sehr bedauern. Jetzt, wo die Herbstzeitlosen blühen, Sommersprossen wachsen zu sehen, das geht entschieden zu weit. Ich werde wohl Pi benachrichtigen müssen. Vielleicht läßt er gleich den Viehdoktor kommen oder schon den Jäger mit der Gnadenkugel. Zuvor freilich möchte ich doch die Rasiererei versuchen.

Weshalb haben unsere Väter eigentlich das Bedürfnis, jeden Tag sich Kinn und Wangen kitzeln zu spüren?

Macht der Akt sie stärker oder schöner? Ich finde es doch herrlicher, den Mund umbartet gleich dem deinen zu empfinden. Doch die Schaberei vor dem Spiegel hat auch ihre Reize. Man darf dabei aus vollem Herzen gegen die Klinge und die Frau, gegen den Pinsel und die Menschendummheit, gegen die Seife und das Schicksal wettern, Grimassen schneiden, wie das Herz es will, und sich der Artigkeit der Muskelverrenkungen erfreuen, ohne daß ein Pi und eine Ta die Hand zum Schlag erheben.

Wahrscheinlich wird der Mann erst vor dem Spiegel frei, wenn er den komischen Spieler in sich tun läßt, was dem tollen einfällt. Vor dem gezückten Messer legt er rasch die Maske ab und beglaubigt, daß er sich immer wieder zu schauen und zu durchschauen sucht. Um also klarer zu erkennen und unbehindert auf die tiefsten Gründe des Gesichtes vorzustoßen, schneidet er die kleinsten schwarzen Hindernisse weg: auf den Urböden der Kinn- und Wangenhaut forscht er unermüdlich nach den Äußerungen des inneren Schelmufsky, der sich vor den zudringlichen Blicken zu verbarrikadieren wünscht. Nichts da, mein Lieber! Ich schneide ebenfalls.

Ich erschrecke, denn der Knabe hält plötzlich eine nackte Klinge zwischen den Fingern. Meine Angststellung macht ihn aufmerksam;

er schlägt mir leichthin die erhobenen Vorderpfoten nieder, krault an meinem Hinterkopf und setzt den Dialog, den ich hier aus dem Kindlichen, bescheiden meine eigenen Repliken unterschlagend, ins Verständliche übertrage, mit mir fort.

Was hast du, Kleiner? fragt er staunend. Du scheinst so furchtbar aufgeregt! Die Schärfe sei gefährlich! Ach, ich trage sie seit sieben Tagen in den Taschen mit und habe nur das Tuch, doch nicht die Hand verletzt. Ich weiß gar wohl, wie Pi das Stücklein führt! Komm näher, guck und wundere dich! So und – au!

Jo hat nicht auf meine Warnung hören wollen. Nun führt er, mitten auf der rechten Wange, einen feinen kleinen Schnitt, den das Blut mit Rotstoff sichtbarlich zusammenschweißt. Er sieht mich an und wundert sich, legt den rechten Zeigefinger an die Schmerzstelle, schluckt ein paarmal sehr verdächtig und lächelt dann aus überflorten Augen zu mir nieder.

Nein, es ist nicht leicht, erklärt er. Ich werde doch wohl warten müssen, bis mich Pi in diese Geheimnisse einweiht. Das scheint mir leider ein entwürdigendes Abwarten zu sein, ich möchte es übergehen und mich eigenhändig unterrichten. Wu, komm her und kusch! Birg dein Haupt in meinem Schoße! Auch du sollst dich betrachten, wie du nackend um die Schnauze aussiehst. Ein besseres Versuchstier läßt sich nirgends finden. Halt, du Reißaus! Ich befehle dir, zu bleiben!

Ich laufe rascher; meine Furcht kennt andere Gesetze. Vom kleinen Haustyrannen will ich nicht geschoren werden. So schere ich mich eine Türe weiter und halte plötzlich vor dem Heiligtum des Meisters.

Natürlich steht auch hier der Eingang offen. Ich luge vorsichtig durch den Spalt, sehe die Sonnenstrahlen über die Bücherrücken, die Goldschriften der Lexika und die Scheiben des Zeitschriftenschrankes kringeln, vernehme ein weiches Scheuern, das sich wiederholt, und weiß mit einem Male, daß die Herrin innen ihren Eifer an den Staubkörnern ausläßt.

So halte ich denn zwischen zwei Gefahren: wenn ich warte, packt mich Jo beim Halse, schleiche ich jedoch ins Studienzimmer, so jagt mich Ta mit Stiel und Federbusch. Die Tragik der Existenz fordert

neuerdings Entscheidung: Entweder – Oder! Den Schlägen des Schicksals können wir nicht entgehen, und immer fallen wir mit allen Vieren aus dem Regen in die Traufe. Da jener das gemäßigtere Element ist, ziehe ich seine Schauern den dichten Strömungen des Wasserspeiers vor, – ich schleiche bei der knieenden Staubjägerin ein und ducke das Haupt in stummer Erwartung.

Es regt sich nichts anderes als das rhythmenstrenge Reiben an den unerschütterten Dielen und der gelassene Atem der Frau, die sich der heimlichen Zufriedenheit ausgeliefert hat. Ich schiele nach der Ecke hinüber und bemerke nur den pendelnden Rücken der Meisterin, ihre Hand, die mächtig ausfährt und dann resolut zurückkehrt, und ihre Haare, über deren Nächtigkeit das Licht in vermehrtem Glanze ruht.

Das Glück scheint mir hold zu sein. Wenn ich fertig bringe, ungehört den Raum zwischen Tür und Fenster zu überwinden, um in der Pultnische die bebenden Beine unterzulegen und ein wenig Schlaf zu simulieren, bin ich für dieses Mal gerettet. Leise muß es gehen, leiser noch, bedächtig und verhaltenen Schnaufens, einmal, zweimal, hopp! Es ging.

Ich liege geborgen in der engen Kammer, die im gewöhnlichen das Ruhehaus der meisterlichen Füße ist, blinzele zu Ta hin, die sich unentwegt im Rutsch- und Wischertempo auf der gleichen Quadratmeterfläche zu erschöpfen strebt, und sehe feierlich im Sonnenstrahl der Mittagsstunde den Millionentanz der aufgescheuchten Mikrokosmen sich vollführen.

Ich habe es nun urgemütlich, denn die Welt ist still, die Dinge ruhen, und auf unirdisch leichten Flügeln heben sich die Staubkörperchen empor, um irgendwo der Quelle allen Glanzes zuzustreben.

Ta sieht von all den hunderttausend blitzenden Herrlichkeiten nichts: sie reibt und scheuert, müht sich ab und gibt sich aus und erreicht nichts mehr als eine kurzweilige Verlagerung des Staubes. Denn die aufgespürten Feinmaterien segeln durch den Raum, ringeln sich zu neuen Gegenständen fort und lassen sich unhörbar und im Einzelnen unsichtbar auf den verlassenen Landefeldern nieder. In einer Viertelstunde wird der Lappen sie wie kurz zuvor vertreiben, zur zweiten und zur dritten Luftfahrt zwingen und in einer erbar-

mungslosen, täglich wiederholten, stündlich verstärkten Verfolgung schließlich auf die ersten Plätze zurücktreiben. In einem höllischen Kreise bewegen sich die Stäubchen, und drinnen dreht sich, mit ihnen, auch der Mensch. Ein Wirbelwind erzeugt die winzigen Flugdinger und schleudert sie durch alle Öffnungen in Raum und Zeit. Ta wird zum Wirbelwinde ihrer Art und verjagt die ruhenden Nichtigkeiten ins wehende Sein zurück. Die Ruhelosigkeit der Ungreifbarkeiten macht die Nachkommen Adams und Evas rastlos, hastvoll und nervös. Ihre Sucht, das Allerkleinste einzufangen und noch im Atom zu dividieren, führt sie an dem Großen stets vorbei. Im Hauche des Tages spüren sie den Staub, doch nicht den Geist. Im Bemühen, alles Gegenständliche blitzendblank zu reiben, reiben sie sich auf und wissen nichts von der inneren Schönheit des Herzens. Den Dreck, den sie verdrängen, heben sie ins eigene Gemüt.

Ta ist wirklich eine wunderbare Frau; in ihrem Wirken aber wird sie wunderlich. Ich liebe sie in ihrem Dasein, doch ich fürchte sie in ihrem Säubern. Wenn sie fegt, ist alles um mich Feuer, und ich verstehe, wo ich, als größtes Staubkorn unter ihrem Wischer, nur die Flucht ergreife, nicht mehr ihre milde Heiterkeit, die ein Ausfluß ihres überlegenen Intellektes sein muß. Nein, sie wächst erstaunlich über meinen Verstand hinaus: sie schafft und schuftet, schrubbt und schiebt, sie schwitzt und lächelt, spürt die Müdigkeit in sämtlichen Gelenken und singt dennoch ihr tiefempfundenes Lied.

Ihr Gesang ist lautlos, denn er tönt nur innerlich. Alles Fühlende in ihrer Seele ist verklärt. Der Glanz vom Glücke spielt um die stehenden Gedanken. Das mag nun seltsam sein, doch ihre Gedanken stehen wirklich still und wollen nichts in dieser Strahlung stören. Sobald sie regsam werden, stirbt das Lied von der unbewußten Freude, das in vielen Strophen die heimliche und verhaltene Fröhlichkeit versingt.

Es scheint, die Sonne, die ihr Haar vergoldet, sickert, von einer undurchforschten Kapillarkraft eingesogen, auf die Gründe des Geistes hinab und läutet dort, an irgendwelchen Impressionen, die Verse an, welche bald als Mundgesang nach außenhin sich mitzuteilen haben. Ja, schon singt sie hörbar, erst im Summton dessen, der die Stimme prüft, und dann in einer klaren, warmen und bewegenden

Reinheit des Organs, die nur die Lautwerdung eines seelischen Zustandes sein kann. Auch ihr Lied ist Lächeln. Alles leuchtet nun in diesem Raum: die Decke und die Herzensdeutung, Buch und Boden, Wand und Fenster, Tas Gesicht und selbst mein Auge.

Das dauert eine heimlich lange Zeit. Ja, ich sage: heimlich, denn in dieser überraschenden Verklärung hat die Ausdehnung des Heimlichen alle unheimlichen Dauern um die Weite des Bewußtseins übertroffen. Und das ist viel, viel mehr als die Erschaffenen zu glauben wagen, weil es nicht abgemessen werden kann in jener klaren Wissenheit, die der Sekunde schon die sieben Seligkeiten eines Jahres und der Minute gern die berückende Fülle einer säkularen Not- und Kummerlosigkeit mit sämtlichen Lusterscheinungen zutraut. Man lebt und fühlt sich gehoben, man fühlt und hebt sich außer Leben. In einem einzigen Atemzuge wird dem Dasein Wert gegeben: was früher Leid gewesen, löscht sich ruhig aus, sogar die Erinnerung an das Schmerzende wird durchflutet, und die Hoffnung möchte Schein und Strahl sein, um, in einem hellen und geraden Wurf, die Zukunft magisch aufzukeilen. Alle Uhren haben ausgetickt, und nirgendwo belauert, was da liegt und lauscht, den Schlag. –

Den Schlag? Da hallt es wirklich: einmal wuchtig, lang und echoträchtig. Ta hört zu singen auf, verfehlt den Takt in ihrem Schaffen, wirft den Kopf nach rückwärts, horcht und ist im Nu verwandelt. Das zitternde Licht auf ihren Haaren bleibt, doch eine sichtbare Betroffenheit verschleiert das Lächeln in ihrem Angesicht.

Sofort ist auch die geheimnisvollere der Stillen weg, und die Frau beginnt zu reden. Sie spricht, wie Pi und Jo, in einer innerlichen Sprache, die nur der stummen Kreatur verständlich ist. Es scheint im Haus ein Fluch zu sein, der will, daß jedes Mitglied dieser bescheidenen Familie laut zuende sage, was der Geist in ihm berührt und angeflüstert hat.

Tas Stimme verläutet auch im gewöhnlichen, so innerlich wie äußerlich, die eindringlichste Melodie. Es tut unsagbar wohl, den Worten, die da um mich musizieren, hingegeben zu sein und im Klange ihrer Verkündigungen zu vergessen, daß sie manchmal überwältigend anschwellen können und mit Schreihärten mich zu züchtigen vermögen.

Jetzt freilich tönen sie schelmenhaft und schalmeienartig. Kinder, Kinder! sagen sie, der Mittag naht, die Töpfe rufen, und mein Morgenpensum ist noch lange nicht erledigt! Ich glaube, meine Hände werden stündlich schwerer. Gestern war ich bereits um elf Uhr fertig. Wie ein Tag, ein kleiner, schlichter, schicksalloser Tag doch die Lebend-Wirkenden zu altern vermag!

Alt? Nein, das bin ich keineswegs. Pi, mein lieber Alter, meint doch immer, meine frische, rosenrote Jugend sei nicht hinzukehren. Und ausgerechnet heute fühle ich nicht die mindeste Jahreslast. Wenn der Staub nicht wäre, ließe sich bestimmt in Frieden und in Freude leben. Aber immer, wenn wir fröhlich sein möchten, weht er unverhofft in unser Denken; wir eilen vor, berühren die verehrten Dinge, und schon ist er wieder da. Nur der Staub mordet, denn der Staub frißt uns auf. Staub bist du und zu Staub wirst du werden, ruft die Kirche, die es wissen kann. Vielleicht ist das gut so. Vielleicht wird mir auf diese Weise erlaubt werden, später, wenn man mich verschollen wähnen wird, zu meinen Möbeln zurückzukehren, mich an die Farben anzuschmiegen und die geliebten Räume zu durchforschen. Das wäre schön und wäre doch zugleich auch furchtbar: Jo hätte eine Frau, die säße an meiner Stelle und jagte mich mit ihrem Federwisch solange, bis ich in den goldenfließenden Sonnenstrahlen emporflöge und hinaufstiege . . .

Nein, nein! Das sind verrückte Gedanken. Jo! Joo! Joooii! Keine Antwort gibt der liebe Strolch. Hoffentlich hat er keinen allzu großen Hunger! Pi wird ihm sicherlich ein Märchen erzählen und auf diese Weise seine eigenen Magengrimmen übertönen, dieser ausgewachsene Nimmersatt. Etwa die schöne Sage von der Königstochter, die, das Glück zu suchen, auszog aus dem Vaterhause! Oder eher die Geschichte von dem kugelrunden Fäustling, der sich seines Riesenbartes zu entledigen wünschte und kein Messer fand, das seinen Busch bezwungen hätte.

Messer! Du lieber Himmel! Pi wollte doch die neuen Klingen haben! Nun wird mir meine Vergeßlichkeit ein hübsches Donnerwetter eintragen. Denn er sitzt sicherlich auf einer Folterbank und schaukelt sich darauf wie auf dem bewegtesten Fluchsessel. Wenn nur

das Mittagessen seine gute Laune wiederherstellen wird! Ich werde rasch nach dem Rechten sehen müssen. Der Ärmste!

Diese üble Angewohnheit, sich um Mittag zu rasieren! Freilich, morgens ist er zu faul zum Aufstehen, dann zu bequem zum Bartmachen und schließlich zu geizig zum Barbiergang. Soll er sich vor Mittag doch ein bißchen ärgern! Das nährt den guten Appetit. O nur ein kleines bißchen! Zuviel ist übertrieben! Und die etlichen Gesichtsstoppeln sind die Aufregung gar nicht wert.

Überhaupt bleibt uns die Frage nach dem Sinn dieser ewigen Seifensalberei zu stellen. Weshalb muß denn Tag für Tag der Wuchs hinweg? Mit zwanzig nannten sie die Haardichte nicht anders als „die Würde und das Zeichen unserer Männlichkeit", und mit dreißig verfolgen sie mit Widermut die Schnelligkeit, in welcher das Wangen-, Kinn- und Lippenkraut sich dichtet. Haben wir denn plötzlich Überfluß an Männlichkeit? Gedeiht die vielgerühmte Stärke, etwas abweichend von der Samson'schen, an diesem dunklen Unternasenflaum? Ich werde nachher Pi erklären lassen, was er sich bei dieser Schaberei zusammendenkt. Oder lieber nicht? Lieber nicht! Denn die Herren sind in solchen Dingen kitzlich. Ihre Ehre könnte auf dieses Messers Schneide stehen und ihr Spaß darunter geblutet haben.

Schwören dürfen unsere Götterlichen leider nicht mehr: Bei meinem Barte! Lachen muß ich, wenn ich mir nur vorstelle, wie Pi die Worte, welche er betonend spricht, mit dieser Formel zu belegen wagt, eine wirkliche Haarfülle zurechtstreichelt und mich aus der Fülle eines solchen Urwaldes küssen will. Hu, welch ein Gefühl! Dann noch lieber seine feuchte Glätte!

Glätte! Ja, das ist es! Dieses auserlesene Geschlecht will nur nach außenhin markieren, wie es innerlich sich regt: glatt und kühl und urgeschmeidig! Glattsein ist ihnen alles. Manchmal, im Übereifer, sogar auf dem Kopfe. Oh –!

Ich darf nicht allzu laut werden, denn ein heimlicher Horcher könnte meine ungenierten Äußerungen mißverstehen. Nicht wahr, du kleiner Heuchler unterm Schreibpult? Wu, wie darfst du annehmen, ich habe dich nicht herein schleichen sehen, wenn dein Schatten über meine Hände glitt? Ein Glück nur, daß du keine Pfotenspuren

hinterlassen hast! Ich hätte dich glattweg –, ja, was hätte ich nicht alles mit dir angefangen?

Na, laß es gut sein, treue Haut, denn heute bin ich glücklich. Weshalb eigentlich? Ja, wie kann geschehen, daß ein Mensch, dem nichts Besonderes widerfahren ist, mit einem Male innerlich, im Herzen, in der Seele und im Geiste, von unbekannten Bürden befreit wird? Die Bürden sind dagewesen und haben als Bedrückung ihren Zweck erfüllt, aber Keiner hat ihre Beschaffenheit geahnt und Keiner ihre Gegenwart empfunden. Im Verschwinden erst, in der Erleichterung sind sie im Bewußtsein erfaßt worden. Erfaßt, doch nicht gefaßt! Ist das nicht eigenartig?

Unverhofft ist eine Leere in mir, die sich füllen sieht mit einem Elemente, welches nicht zu nennen ist. Es ist leichter als die Friedlichkeit und duftiger als die Freude. Licht scheint es zu sein und doch in sich mehr als Schimmer, Glanz und Glorie. Einmal gibt es sich als Wille zur Umarmung, dann als Sehnsucht nach dem Fernsten zu erkennen. Nun muß es singen und dann wieder schweigen. Du hast es und du hältst es nicht, es wirkt schon in dir und durchwirkt dich ganz, innen lacht und außen weint es, kehrt sich um und lächelt in den Blicken, wenn es hinter ihnen leidet in der Lust nach einem begreifenden, umfangenden Wesen. Liebe!

Ja, es ist die Liebe. Mehr läßt sich nicht entdecken und mehr zu finden, tut nicht not. Alles Sagbare liegt in diesem Worte und alles Unsagbare schwingt in seiner Tönung mit. Wu, ich werde mich verraten. Hörst du? Horch und schüttle dein Häuptlein, denn ich liebe! Ich liebe wie am ersten Tage: scheu und ohne Grenzen, einfach, ohne Jubel, still in mich zurückgezogen! Ich möchte es hineinposaunen in ein Ohr und in ein zweites noch, aber ich habe keine Stimme, die dem Jauchzer meines Herzens Echo sein könnte. Gibt es unterm Strahl der Sonne etwas, das gleich ihr die Stummheit zur natürlichen Sprache hat? Ausgesprochene Liebe ist verratene Liebe. Sie kann nur eine heimliche Sekretion des Herzens sein; nicht Klangwelle, sondern Gefühlswoge! Nicht das Ohr vernimmt sie, sondern die Empfindung.

Wu, mir ist, als müsse ich die ganze Welt umfassen. Die ganze große Welt! Weißt du, wer das ist? Ja, Pi und Jo und Jo und Pi. In ihnen bin ich daheim. Und jetzt, in dieser Sekunde, weiß ich, was

meiner Stimmung Nährgrund ist: das Heimweh! Wu, möchtest du nicht für eine Weile nach der andern Seite sehen? O, es ist nicht viel, ein kleines dummes Sentiment nur, das in meinen Augen schwimmen möchte! Sieh wieder her, es hat mich schon besiegt, verlassen und vergessen. Ich bin die Alte wieder, meine Hände scheuern wie zuvor, und mein Atem geht den gleichen Gang der Ruhe. Jo dürfte kommen, und mein Wandel bliebe ihm verborgen. Nur vor Pi wäre ich nicht sicher. Dieser liebe und verliebte Junge hat zu scharfe Augen; wo er mich anschaut, bin ich schon durchschaut. Es wäre gewiß nicht gut, wenn er mich in der jetzigen Verfassung umarmen und in meiner Weichheit ertappen würde. Schämen müßte ich mich vor dieser Schwäche. Vielleicht!

Wenn er nun mit seiner lauten Fröhlichkeit in meine Stille bräche, seine Hände um meinen Hals, seine Blicke an die meinen, seinen Mund auf meine Lippen legte, wäre ich an seine Lautheit rettungslos verloren. Siehst du, nun fürchte ich, was ich erhoffe, und wünsche dreifach, was mir bange macht. Ich bin in diesen Dingen dumm geblieben; sag es, wenn du es vermagst! Es wird mich nicht verletzen, denn die Schattenseite dessen, was die Menschen Raffinesse heißen, macht mich heiter ohne Maßen. Hier hab ich Pi und Jo für mich allein, hier sieht mich Keiner, hier beneidet niemand mich. Alles ist ausgelärmt, ein Atem geht, mein Atem geht, und wenn du näher lauschest, hörst du, daß es nicht anderes als der dreigeeinte Schlag des Glückes ist.

Still! Da geht die Tür. Ein Schritt! Sein Schritt! Nun kommt er. Wu, ich rate dir, schließ deine Augen! Was nun geschehen wird, muß unser bleiben. Vielleicht wirst du doch etwas vernehmen, ein kleines kurzes Geräusch nur. O, es wird nicht lange währen, aber was es an Nachschwingungen hier in meinem Herzen erzeugen wird, das, nein, das ist nicht in Worten auszusagen.

Pi kommt wirklich, und ich senke beide Lider. Leider wollen die nicht unten bleiben, und ich werde Zeuge einer Tat, die mich nicht sonderlich bedrückt. Pi umarmt die Frau und hebt sie hoch, tanzt ein paarmal mit ihr rund und trägt sie dann hinüber in die Küche, während mir zum Ausgenießen nur die silbernden Lachstürze eines Glückes bleiben, das sich in Ta verkörpert sehen will.

Obschon es Mancherlei zu überlegen gäbe, verlasse ich das niedliche Heim und kehre zu Jo zurück. Denn Jo hat inzwischen unsere lästige Bartgeschichte vergessen, mit den Baukastensteinen eine Ruinenstadt errichtet und aus dem Treppenläufer einen amerikanischen Panzer gebaut. Nun böllert er mit Pis Reisestock gegen die imaginären Feinde, hißt mich auf seinen Wagen empor und meint, zwischen zwei nachhaltig wirkenden Lippensalven, in seiner vertiefenden Innensprache:

Hast du sie gesehen, Wu? Pi trug Ta tatsächlich auf den Händen. Wie die Kinder eilten sie dahin. Gut, daß wir beide wenigstens weise sind und uns zu führen wissen! Diese Eltern, ach, sie werden täglich schlimmer und verzichten immer radikaler auf die Würde ihres Amtes. Ich fürchte, wir werden ein bißchen strammer vorgehen und ein wenig strenger aufpassen müssen, ja! Kannst du dir einen Reim auf ihre sonderbare Aufführung machen? Ich nicht. Mir kommt die Sache verdächtig vor. Ich werde etwas unternehmen müssen. Aber was? Hörst du, wie sie lachen? Lachst du etwa auch? Über mich? Du, ich habe es bemerkt: das linke Auge ist doch eingekniffen und der Maulwinkel hochgezogen gewesen! Wu, Wu, achte wohl auf mein Gewehr! Sie lachen immer noch. Was mag denn plötzlich über sie hereingebrochen sein? Das Glück? Glück ist eine Hummel, die man hört und wieder hört, doch nicht erwischen kann. Wie dem auch sein mag, Wu, ich liebe diese seltsame Zueinandersetzung mehr als jede Auseinandersetzung. Sie bereitet das Klima vor, in dessen wechselnden Temperaturen auch meine Wirksamkeiten fruchtbar fortbestehen können. Komm, die Suppe lockt! Wir wollen uns auf keinen Fall verspäten!

Wir betreten forschend den Speiseraum und sehen Sonnenglanz auf zwei geröteten Angesichtern liegen. Jo stellt sich erst vor Pi und dann vor Ta, guckt schweigend zu ihnen hinauf, schüttelt den Kopf und läßt mich neben seinem Stuhle Platz nehmen.

Na, kleiner Mann, sagt Pi, hat Wu dich ins Gesicht gebissen?

Nein, Pi, erwidert Jo, was dich gekratzt, hat mich gestochen. Drum sehn wir beide einander so verkennbar ähnlich.

Ta lacht wieder hell und perlenklar, betrachtet Jo, betrachtet Pi und ruft dann ganz erheitert aus:

Die reinsten Kriegsgestalten! Wolltet ihr der Welt mit Schmissen imponieren? Oder wandelnde Reklamen für eine neue Heftpflasterfirma werden? Rührend belämmert schaut ihr drein. Kommt, ich will den Rissen Heil und Heilung widerfahren lassen.

Sie umfängt den Jungen und küßt ihn auf die Wundstelle, eilt zu Pi und beugt sich über – –.

Aber was ist nun mit Pi los? Er wirft den Kopf nach vorne, wehrt mit der Hand und sagt: So laß die Kindischkeiten vor dem Kinde! Jäh ist sein Antlitz überdunkelt, obschon die Sonne nichts von ihrer Kraft verloren hat. Er blickt ins Uferlose und nimmt nicht wahr, wie Ta zurückgeht, Jo verwirrt wird und ich selber erschrecke. Ein flüchtiger Stimmschatten scheint bereit zu sein, das Licht des Glückes auszulöschen. Und weshalb dieser plötzliche Umschwung? Weil Herr Pi beleidigt ist, wo doch sein Sprößling stolz der Mutter Worte einsaugt. Es ist unverständlich, aber dieser Schatten auf der stillen Fröhlichkeit wirkt gleich der Ätze auf der zinkenen Fläche: er frißt die Lachmaterie hinweg und läßt nur Linien der Bitterkeit zurück.

Jo wischt die Ungemütlichkeit mit einem Worte hinweg. Ihr Frauen, sagt er, habt gut reden, was die Wangen anbelangt; aber euere Füße möchten wir sehen, wenn ihr die neuerstandenen Schühchen der Eitelkeit auszieht!

Pi lacht schallend auf, Ta gibt ihm Echo, während ich mit aller Mühe meinen tierischen Ernst bewahre, und in drei Suppentellern spiegelt sich ein heimliches Leuchten sechsfach wider.

Ein Zeichen auf Stirn und Brust und schulterüber, Worte, die dauernd an meinem Ohr vorbeigehen, heben dann die drei in einen Raum, der über all meinen Gefühls- und meinen Denkerräumen liegt. Da ist mit einem Male etwas offen, Ta und Pi und Jo sind ausgetreten in eine Unbenennbarkeit, und ich liege vergessen fern und unten und bin ausgeschlossen aus dem Wunder dieses einen Augenblicks.

Dann sind sie plötzlich wieder da, aber die Stimmung der Stunde bleibt labil, vor allem bei dem großen Meister, welchem nicht behagen will, daß Pot-au-feu seinem Lieblingsessen vorgezogen

worden ist, während der kleine Jo nicht allzu gerne Öchsernes genießt und deshalb heimlich, unter Tisch, meinen innigsten Wünschen würfelweise entgegenkommt. Von Ta kann uns keine Gefahr drohen, denn sie hat sich ihre Zeitung vorgenommen und zu lesen begonnen, was sich unterm Striche zwischen irgendeinem Hans und einer ebensolchen Grete zuträgt, und Pi kaut an etwas mehr als einem halben Bissen Rindfleisch, nämlich an einem fetten Ärger, der nicht durch seine Gurgel will.

Es ist vielleicht die Schluckqual, welche ihn Dinge sehen läßt, die im gewöhnlichen seinen Augen verborgen blieben. Eh ich Jo, den Freund, nur warnen kann, hat er schon wahrgenommen, daß der Teller seines Sohnes sich ungewöhnlich rasch zu leeren scheint, lauert auf die erste quere Handbewegung seines Jungen und haut dann unverhofft dem Kleinen eine derart klatschende Ohrfeige hin, daß Ta mit einem Aufschrei ihre Zeitung fallen läßt, den heulenden Jo umarmt und Pi mit einem Worte bedenkt, dessen Echo ich sowohl dem Meister als auch den Fremden vorenthalte.

Ta hat ihrer nackten Meinung nur innerlich Ausdruck gegeben und nach außen hin nichts anderes verlauten lassen als:

Jo versteht das noch nicht besser. Wu ist für ihn ein ebenbürtiger Spielgeselle, den er herzt und den er nährt, als wär's sein Bruder. Sei drum nicht so hart!

Pi wird nur noch härter.

Laß die Zeitung! ruft er. Und bemühe dich ein bißchen um die Erziehung deines Sohnes! Der Michel und die Liesel dieser schafsblöden Zeitungsgeschichte kriegen sich auch ohne dein interessiertes Dazutun.

Ta lächelt noch, aber Pi ist gekränkt. Beide schweigen, da auch Jo verstummt. Nur mir wird sonderbar zumute, denn ich spüre irgendeine Heimlichkeit unheimlich vor den Türen lauern. Ich kann es weder greifen noch begreifen, doch es steht und wartet, mehrt sich langsam, staut sich an und harrt und steigt. Was mag es sein?

Ich weiß es wirklich nicht und habe keine Zeit, das Unheimliche zu bedenken, denn ich muß nun zusehen, wie die Dinge sich

entwickeln. Pi führt schweigend seine Gabel, Jo hat den letzten feuchten Schimmer aus dem Auge gewischt und lächelt mir verstohlen zu, während Ta den Schauplatz ihrer geistigen Spannung verläßt, um in die fruchtbareren Gefilde der Lokalchronik hinüberzuwechseln.

Sie ist es, die mit dem Tone eines leichten Unglaubens plötzlich das gefährliche Schweigen bricht und ihrem verdrossenen Gebieter die Frage vorlegt:

Du, glaubst du, was die hier erzählen? Ein tragischer Unfall hält die Gemüter unserer dörfischen Gemeinschaft in Aufregung. Als vorgestern, gegen Abend, der allgemein beliebte und geschätzte Kommunalsekretär nach Hause zurückgekehrt war, hatte er mit seiner Frau eine kurze und etwas heftige Auseinandersetzung, die ihn derart bewegte, daß er gleich sein Heim verließ und wie von Sinnen die Dorfstraße entlang lief, ohne in der gefährlichen Biegung die elementarsten Vorsichtsmaßnahmen zu treffen. Selbst die lauten und wiederholten Warnsignale eines Autowagens schien er vollständig überhört zu haben, denn er stürzte geradenwegs in das Fahrzeug hinein, wurde mitfortgerissen und nachher in schwerverletztem Zustande aufgehoben. Sein Tod durch Schädelfraktur erfolgte etliche Minuten nach dem Anprall. Als die Frau die entsetzliche Nachricht erhielt, fiel sie ohnmächtig nieder und konnte erst nach längeren Bemühungen durch den sofort hinzugezogenen Arzt wieder zu sich gebracht werden. Leider war ihr Erwachen solcherart, daß es die Tragik des Falles nur vermehrte. Sie schien nämlich innerlich so erschüttert zu sein, daß sie das Licht des Geistes nicht zurückerlangte, sondern in einem Dämmerzustande dahinlebte und nur von Zeit zu Zeit, in einem jähen Aufschluchzen, sich des Mordes an ihrem Manne beschuldigte. Ein gütiges Zureden hatte nur den Erfolg, ihre weinerliche Stimmung zu verstärken und den Ausbruch zu veranlassen: Durch meine Schuld ist es geschehn. Durch meine Schuld ist er gefallen. Durch meine größte Schuld ist er von mir hinweggenommen worden. Gott vergebe mir, ich muß vor das Gericht! Auf Veranlassung des Facharztes wurde die Bedauernswerte noch vor der Beerdigung ihres Mannes in die Heilanstalt gebracht.

Pi, ich glaube, hier ist der Chronikschreiber zum Romandichter geworden. Denn solche Vorfälle kennt unser nüchterner Alltag nicht. Oder hältst du derlei Geschichten für möglich?

Pi ist noch sämtlichen Geistern der Bitternis und der Verdrießlichkeit ergeben. Sein Wort ist also bissig:

Alles ist möglich, wenn es einer blühenden Phantasie gefällt. Die Imagination dieses Journalisten hat zum mindesten die Dinge exakt geschildert und die Verfehlung der Frau mit allen Mitteln der sprachlichen Kürze ausgesprochen. Denn immer ist die Frau die Missetäterin. Sie sieht es nur nicht ein, wie diese. Oder wenn sie ihre Sünde öffentlich bekennt, so geschieht es immer nur im Zustande des Halbbewußtseins, wie bei dieser Sekretärsgattin.

Ta wirft einen scharfen Blick über die Zeitung hinweg auf Pis Gesicht, wendet sich dann andern Neuigkeiten zu und sagt nur einfach:

Pi, mein Lieber, du bist ungerecht!

Pi erwidert nichts, Ta tut ebenso, und Jo hat ein neues Bampelspiel der Beine erfunden, das führt er nun mit Eifer und Vergessenheit aus. Ich bin der einzige, der die Stummheit als Bedrohung empfindet, ich muß dagegen aufstehn und die Herrin mit dem Meister ins Gespräch verstricken, damit sie nicht das Herrliche verjagen, das noch als Nachhall des Glücks in allen Winkeln weiterschwingt.

Daß die Menschen auch gar keinen Sinn für die Unsagbarkeiten des Lebens haben, die doch des Daseins Lust und Schönheit bestimmen! Sie wissen nicht, was sie tun, und tun nur, was ihre Wissenheit verhindert. Ta glaubt nicht an die Überwältigung der Innenruhe durch das Leid der Enttäuschung und versucht, von keinem Verantwortungsbewußtsein durchdrungen, die Erzählung aus der Zeitung durch ihre eigene Erfahrung zu widerlegen. Pi, der Büchermensch, betrachtet das Geschehende wie das Geschehene als Dichter und kann das Tatsächliche nur als Übersteigerung der Wirklichkeit durch die schöpferisch idealisierenden Mächte der Inspiration begreifen. Und Jo, der Kleine, lebt noch tief unter den Ereignissen, die ihre Vorschatten werfen, wie die Gegenstände auch. Er vermag es nicht zu sehen, denn sein Innenauge ist noch uner-

schlossen, und hören kann er auch nicht, was sich im Verborgenen regt, weil seine geistige Horchung erst offen wird. Ich bin mit meinem Feingefühl und mit meiner Witterung allein und spüre überall die Not der Stunde, welche sich um die ahnungslosen Menschen dieses Raumes breiten möchte.

Mit einem Male geht etwas Seltsames vor sich. Die Unheimlichkeit, welche vor der Türe stand und stieg, beginnt, durch alle Ritzen, Spalten, Löcher und Offenheiten ins Zimmer einzufließen. Ich sehe nichts und weiß nicht, was es ist, allein ich höre das leise Wellen und das singende Schwellen. Ich spüre sein Gewoge plötzlich um die eigenen Glieder und erkenne eine Angst, die mich benetzt und immer stärker in mich eindringt.

Da ist in aller Furcht die Ahnung, daß von sämtlichen Seiten etwas Tödliches den Herrn, die Herrin und den Jungen bedrängt. Aus allen Richtungen kommt es heran. Der Tisch ist Ziel und Mitte eines Wallens, das nicht trägt und doch ersticken kann. Die Stühle erbeben nicht unter seinem Druck, doch ich erzittere schon in meiner ganzen Existenz. Das Licht wandelt sich nicht im Widerstrahl der unsichtbar strudelnden Fläche, aber alles Leuchten in den Augen der Lebendigen erlischt, je stärker sich die ultragrauen Strahlen unbemerkbar machen. Meine Oberläufe empfinden den Anstieg des Wellenspiegels, denn entsetzlich rasch hebt sich das Niveau dieses unweltlichen Brausens, und weder Ta noch Pi noch Jo sind den Hüllen ihrer Schweigsamkeit und den Panzern ihres Trotzes zu entreißen.

Ich muß sie der seelischen Erstarrung entführen, damit ihr inneres Gespür die Bedrohung entdecke. Ich kann sie nicht dem mörderischen Einfluß unbenennbarer Ströme überlassen, nein, ich muß sie warnen. Hörst du, Ta! Pi, lausche einmal über deine Verbissenheit hinaus! Vernimmst du nicht die farb- und stofflosen Gewässer des Untergangs, die dich und uns umkreisen? So nimm doch endlich die Scheuklappen vom Herzen und horche! Laß das Murren in den Untergründen deines Geistes, alter Narr, und rette deine Lieben, wie es deine Pflicht verlangt?

Er hört nicht, Ta ist taub, und die Fluten der Unheimlichkeit, die vernichtenden Flüsse aus den unerforschten Quellen der Bedrängnis wachsen an und fließen, rauschen ruhlos und erbrausen immer näher

meinen Ohren. Noch eine Weile, und sie werden über mir zusammenschlagen.

Nein, ich wehre mich, um die Menschen aus ihrer Lethargie zu schrecken. Ich lege meine Füße auf die Jo'schen Kniee und verschreie, mit der lautesten Stimme des Geistes, meine Notrufe. Aber Pi verzehrt seine letzten Nachtischreste mit der Miene des Beleidigten. Ta genießt die Anzeigen mit der Neugier einer wachen Interessentin, und der Kleine knetet sich aus Brotkrumen eine kaubare Zigarette. Keiner nimmt meine Aufregung wahr, denn alle sind sie abwesend, trotz ihrer körperlichen Präsenz, Pi liegt mit feuchten Augen irgendwo im Kummerlande, Ta kauft sich Wunderdinge nach den herrlichsten „Weiße-Woche"-Preisen ein, und Jo schaukelt sich im Reiche des Traumes unterm Baume der Jugendlust.

Gibt es denn nichts, das sie zurückrufen könnte in die überschwemmte Wirklichkeit? Keinen Ton? Keinen Sprung? Keinen Akt? Keinen Schrei? Was tue ich nicht alles, um sie zu erschüttern? Ich tobe. Ich stoße. Ich springe. Ja, ich höre deutlich meine Innenstimme gellen. Vergebens sind die Mühen, die ich übernehme. Dem Ruf der Liebe sind die Leute schon erstorben.

Und dennoch kann ich nicht von meinen Versuchen abstehen. Ich muß mich in sie einhämmern. Noch einmal! Und hier! Und da! Und immer wieder, bis es glückt.

Es glückt. Ta läßt die Zeitung sinken, sieht mich an und spricht: Was er wohl haben mag, daß er so unruhig ist? Und Pi erwidert: Was soll er anders haben, als daß er hinausmöchte! Jo, mach ihm die Türe auf!

Nein, ich darf nicht weg. Hierbleiben will ich, hörst du, hier im Zimmer, das euch bald als ausgeglühte Körper halten wird. Laß mich, Jo! Frei muß ich bleiben, um euch zu entfesseln, auf daß ihr zu euch selber kommt. Ich kehre an den Tisch zurück. Pi ist böse geworden. Er hebt den Fuß und stößt mit aller Macht, ich schreie auf, mit der äußeren Stimme nur, und flüchte zu Jo. Jo streichelt mir das obere Fell, indes das untere bereits von der irrealen Nässe überronnen wird, und redet auf mich ein:

Hat es weh getan? Du Armer! Sieh, mich hat es vor etlichen Minuten auch geschmerzt. Aber jetzt ist es vorbei und abgetan. Es ist

so schön, das Schlimme zu vergessen. Pi hat heute seinen schlechten Tag. Verstehst du, was ihn überfallen hat? Ich auch nicht. Aber morgen wird er wieder lachen.

Gut, ich werde auch diese Klopflaute ein wenig dämpfen, obgleich mir schwer fällt, in der Gewalttätigkeit dieses würgenden Augenblicks die Ruhe zur Norm des Daseins zu machen. Du bist abgestillt und ausgeglichen, weil du nicht verstehst, was bereits als widerliches Liquidum um deine spielerhobenen Hände kräuselt.

So, nun geht mein Herz gleich deinem Herzen, beug dich her und sage, ob wir jetzt, wie stets zuvor, miteinander verkehren!

Natürlich, Wu! Ich glaube, du bist krank geworden von dem einen väterlichen Fußtritt. Schäme dich!

O nein, Jo, mir selber ist nicht übel geworden, aber Ta und Pi wollen sich nicht wohl. Pi und Ta und du und ich, wir schweben in Gefahr, in einer fürchterlichen, aber nicht zu packenden Gefahr.

Wu! Wu! Du redest irre, scheint mir, deine Schnauze ist tatsächlich fieberheiß. Wir werden doch den Viehdoktor holen müssen.

Nein, morgen wird er weinen. Ta wird weinen, du wirst weinen, und alle Freude wird für immer dahin sein. Jo! Mein Jo! Kannst du denn wirklich nicht die Ohren auftun, um meine Worte zu empfangen? Oder empfängst du ihre Laute und erkennst nicht ihren furchtbaren Sinn? Verzeih, ich muß zu Ta zurück. Ta, so merk doch auf! Fühlst du nicht die kühlende Flut am Knie? Du reibst das Knie, du wärmst mit Handfrottierungen die Rundung wieder an. Es wird umsonst sein, denn die Wasser wachsen, und die Kühle steigt. Das Rieseln und das Rauschen ist nicht abzustillen, denn alles ist nun Wellen, Schwellen und Überborden geworden, alle Winkel sind Fontänen des Leides und der Bangnis, der Trostlosigkeit und der Innenpein. Ta, steh doch auf! Ta, wehre dich! Ta, bedenke deine frohen Tage von früher!

Ta ist tot für meine Werbung. Pi, Ta ist tot für unsere Herzlichkeiten! Pi, komm und rüttele sie, nimm ihre Gestalt in deine Arme, küsse sie und rette euch in diesem Kuß! Pi, ermanne dich! Pi, dein Herz versteinert!

Das Herz! Ja, das ist es! Euere Herzen versenden keine Wärme mehr. Euere Herzen haben sich verschlossen und die gesamte Umwelt fröstelt. Was da fließt, ist eueres Wesens wachsendes Erkalten. Der Raum ist überwellt von den Mächten der Verbitterung. Ihr tötet euch vom Herzen her und wißt es nicht.

Die Kälte kommt wie eine ungesehene Flüssigkeit in euer Heiligtum. In Doppelmaßen füllt sie alle Räume auf, nein, in vielen, in unvorstellbaren Maßen, weil sie euch entströmt und weil in allen Ecken, die ihr in sieben langen Jahren mit der Milde eurer Liebe zu behalten wußtet, die temperierende Weihe sich verflüchtigt.

Nun schwillt das Verderben zu euch empor, ja, das lautloseste Verderben, das es geben kann in dieser Welt des lärmenden Verfalls. Mir rührt es schon die Augen an und rührt mich stärker, wo ich fühlend bin. Ich muß mich noch höher erheben, um nicht zu ertrinken, und werde doch gar bald mit euch verloren sein. Bei euerm Gott, wie kann ich nur die Einsicht eueres Menschentumes aufstacheln? Pi ist eingekapselt, und Ta hat keine Witterung für die Gegenwart des Todes. Alles ist umsonst, und alles wird vergebens sein.

Und wenn ihr ohne Graus den eigenen Untergang vollenden und erfahren könnt, so habt doch wenigstens Erbarmen mit meiner Not und überlaßt nicht euren Stolz und den lebendigen Nachlaß euerer unvergeßlichsten Stunden, euer Kind, dem Ertrinkerschicksal!

Das Kind! Das Kind, das Kind allein muß uns zum Retter werden. Jo, hör für eine Weile her!

Ach, ich muß noch ruhiger werden, meine Innenstimme hat sich überschrieen und ist wahrscheinlich unverständlich geworden. Nun horche und erkenne, daß sie greifbar und begreifbar wie gestern, eh und immer spricht. Nein, laß das, Jo, es ist nur der rasende Schlag meines Herzens, der dich irreleitet.

Etwas anderes wird man holen müssen, wenn du nicht zuhörst. Spürst du denn noch immer nicht –. Ach, da übersteigere ich schon wieder mein Vokalorgan. Doch dem Jungen ist nicht beizukommen. Vielleicht sind Ta und Pi nun hellerhörend geworden. Ta, weißt du, was geschieht, wenn nicht in den nächsten Minuten deine Fraulich-

keit zur Wirkung kommt? Es wird ein Unglück geschehen, welches sämtliche Unfälle deiner Zeitung an Schwere und an Schmerz übertrifft. Du hast nicht an die Möglichkeit des Unterganges aus enttäuschter Liebe glauben wollen. Nun wirst du glauben müssen, wenn mit dir, mit uns und mit deinem Kinde alle Träume in den Wassern, die fast schon Tränen der Nachweinenden sind, versinken werden. Und dein Fall wird, durch deine Schuld, noch schlimmer als der fremde sein, den deine Zeitung geschildert hat, weil er unendlich größer und tragischer dadurch sein wird, daß er das Licht im Auge, den Strahl des Glücks und jeden Schimmer der Freude in drei Gesichtern auswischen wird. Denn da stürzt nicht einer dem daherbrausenden Zertrümmerer Leben unter das Rad, nein, drei verfallen der Walze Dessen, der die lautesten Dinge am gründlichsten zum Schweigen bringt. Ta, wo bist du eigentlich? Du glaubst nicht, du hörst nicht, du fühlst nicht und du siehst nicht ein. Pi sieht dir erstaunlich, aber auch erschreckend ähnlich, wenn er trotzt und gegen dein Unverständnis murrt.

Und die Wellen der Vereisung steigen unaufhörlich. In zwei Minuten wird alles zu spät und jede Heiterkeit vorbei sein. Ich höre schon den Braus in meinen Ohren. Der Rausch des Untergehns beginnt. Lebt wohl! Auch du, mein Jo!

Jo! Zum letzten Male flehe ich dich an. Ja, meine Stimme hat sich sehr gemäßigt. Es klingt in ihr schon mit die Müdigkeit in der Resignation und die Mattigkeit in der werdenden Verstummung. So hoffe ich, dein kindliches Staunen vor den Vorgängen der Welt noch im entscheidenden Augenblick mir dienstbar machen zu können. Noch neunzig Sekunden haben wir Zeit. Mehr nicht, denn die Wellen spülen allgemach um deine Schultern. Du erzitterst? Das ist ein gutes Zeichen. Nun mußt du wacher werden als die Eltern, die sich eingepanzert haben in den kleinlichen Verdruß eines ungewöhnlichen Mittags. Jo, ich bitte dich! Nun spanne deine Lauschung! Hör mich gut und folge meinen Worten! Vernimmst du dieses seltsam feine, heimlich, doch unheimlich sich erhaltende Quellen, welches wie das Rauschen des sommerlichen Regens zu gehen scheint?

Wu, du träumst mit offenen Augen. Ich horche und vernehme nichts. Der Mittag schläft. Die Stunde atmet ruhig. Die Sonne döst. Und wir, wir dösen einfach mit!

Ihr döst? Nein, ihr vergeht! Ja, ich bin schon wieder ruhig. Jo, du mußt doch dieses urgründige Klingen, dieses untergründige und unergründliche Schwingen hier und dort im Raume wahrnehmen. Immer geht es, immer singt es, immer schwillt es an. Nun scheint es näher zu kommen, ja, da bricht es aus, da wellt es heran, leise und drohend erst, dann mächtiger erbrausend. Hörst du?

Ja, Wu, ich höre. Siehst du nicht ein, daß es das Flügelsirren einer Stubenfliege ist, die drüben über dem Schrankaufsatze ihre Landungskreise zieht?

Nein, Jo, das ist es wirklich nicht. Ach, du nimmst, wie jeder andere Sterbliche, nur mit dem groben Oberflächensinne wahr, was Ton und Laut geworden ist! Doch unendlich bedeutsamer scheint mir für den Menschen das heimlichste Geräusch des Lebens zu sein, vom Innenmittenklang der Dinge bis zum Atemwehen des Geistes und noch weiter. Dieses Rauschen aber, das ich meine, geht wie das sturmlose Wellenscheuern des Ungeistes durch die Zeit und droht auch sie in euch für immer einzufangen. Spürst du es nicht? Ahnt es nicht dein Wille, der die Stille in der Güte sucht? Schon wird sein Singen mächtig, denn in einigen Augenblicken wird er seinen höchsten Pegelstand erreicht und alle Zuneigung in sich eingetrunken haben. Immer dumpfer, immer tiefer, immer voller warnt es. Beeile dich, mein Jo, bald wird es um uns alle geschehen sein!

Dumpf, sagst du? Mein lieber Wu, ich kenne die Dumpfheit dieses Tones äußerst gut. Wenn Pi mir eine seiner härtesten Kopfnüsse schenkt, so empfinde ich ihn allemal. Dann braust und rauscht es auch in meinem Schädel, hinter dem natürlichen Gehör, wie in deinem eigenen nun. Aber Pi hat dir doch nur einen leichten Fußtritt auf den andern, den entlegeneren Teil deines Hundeseins gegeben! Da versteh ich wahrhaftig nicht, wieso dein edles Haupt nun brummen kann.

Müßte ich jetzt nicht alles aufgeben? Ich vermag es nicht, mein Selbst treibt mich zu neuen Anstrengungen an. Sieh, ich komme dir noch näher, Jo, nicht nur, weil mich diese schäumende Kälte um mich und unter mir noch höher jagt, sondern auch, um deinem Ohre ganz mich mitzuteilen. So! Das wäre der letzte Fluchtpunkt! Nun gilt es Tod oder Leben, das ist hier die Frage. Alles liegt bei dir. Und merke

endlich, daß die verderbenbringenden Fluten nicht in meiner Einbildung, aber hier im Zimmer wachsen! Verschließe einmal deine gewöhnlichen Horchkanäle, leg die Finger in die Öffnungen und gebiete deiner innerlichsten Lauschung! Was hörst du nun?

Wu, du hast Recht! Da schafft und wirkt etwas, ich weiß es nicht zu fassen. Es wogt und wallt und braust und rauscht, fast wie der Gang des Meeres, den ich aus der Muschel kenne.

Nein, nein! Auch das ist es nicht. Du klebst noch immer an der nackten Oberfläche. Hinter diesen Schwingungen mußt du erst zu horchen beginnen. Sieh Ta und Pi und ihre Gesichter an, vergiß die Muschel und die Fliege, vergiß den Angstschlag meines Herzens und gib dich ganz dem feinen abgründigen Tosen dieser allerletzten Lebensminute hin. Laß, ja, laß dein eigenes Herz am Rande offen mithorchen! Was geschieht in der Tiefe, unter dieser brodelnden Stille. Greif es und begreif es! Nun? Jo, was ist? Dein Gesicht wird plötzlich bleich. Deine Hände zittern. Deine Füße beben mit. Jo, was hast du? Jo, du hast es!

Dank sei seinem Engel! Denn der Kleine weint. Erst steigt es feucht in seinem Auge auf, dann brechen die Lippen auf, und mit einem Male hebt er leise zu wimmern an. Das ist die Angst, welche Laut gibt. Einmal, langgezogen, in einem weiten Seufzer, dann neuerdings und öfter, rascher, sakkadiert und anzuhören wie die Aufstöße einer Furcht.

Ta wirft die Zeitung hin, und Pi merkt auf. Die Mutter umfängt den Sohn, und der Vater drängt sich zu beiden vor.

Was fehlt dir, lieber kleiner Jo? fragt Ta.

Jo hat weitgeöffnete Augen, die Ta und Pi mit mächtigen Blicken umfangen. Seine Stimme schluchzt. Eine lange Weile will sich ihr das Wort versagen. Dann hat sie halbwegs ihr natürliches Vermögen zurück, und Jo beginnt zu flüstern. Ich kann nicht aussagen, wie es gewesen ist. Wu hat mich angerührt, und ich habe gleich etwas Unheimliches vernommen. Es floß und drohte, wuchs und wollte mich ergreifen. Kalt und näßlich war es anzufühlen, aber dumpf und tödlich ging sein Ton. Aus deinem und aus Vaters Herzen schien es herauszukommen.

Ein Schüttern geht durch seinen jungen Körper. Ta und Pi halten ihn, und Pi und Ta sehen sich erschrocken an. Ein weicher Schimmer blüht allmählich in ihren Augen auf. Ihre Rechten suchen, finden und umspannen sich. Jo wird mit einem Male wieder ruhig. Er steht auf, hebt mich auf seine Arme, legt seine Wuschelhaare an meinen Krauselkopf und ruft: Nun ist es weg! Komm, Wu, wir wollen in die Sonne gehen!

Nein, ich habe keine Lust. Noch hab ich keine Lust denn ich möchte die Geschichte zwischen Ta und Pi zum guten Ende sehn. Jo wird eine Stunde schmollen, ja, ich weiß es, aber nachher, wenn ich zu ihm gehe, wird er alles vergessen haben und mich streicheln wie zuvor, damit ich seine Streiche nicht verrate.

Schon hat die Welt ein anderes Gesicht, denn in den Zügen meines Herrn und meiner Herrin schimmert das alte Licht der Schönheit in der Liebe wieder an. Ta und Pi haben immer noch die Hände fest umschlungen, und die Blicke tun ihren Händen gleich.

Ta wirft das erste Wort in die neugeleerte, frischverklärte Stille:

Das Kind, Pi! Das Kind! Es hat die Ferne, die wir zwischen unsere Herzen breiteten, in der Kühle ihrer Durchwehung wie in den Schrecken ihrer Tötungsmacht erkannt und gefühlt! Das ist furchtbar!

Und Pi erwidert:

Vielleicht ist sein Gefühl doch etwas weniger als diese Klarheit in der Erkenntnis, aber mehr als eine unbestimmte Furcht gewesen. Kann er nicht geahnt haben, was wir, als erwachsene Menschen, eigentlich wissen müßten, daß es die Dummheit ist und immer nur die Dummheit, die das Herrlichste zerstört. Es klingt nicht gut zu sagen, daß wir selber in der vergangenen Stunde dümmer als das Kind gehandelt haben. Eigensucht macht kurzsichtig, und die Kurzsicht ist die erste Stufe der Dummheit. Nein, leg mir nicht den Finger auf die Lippen! Ich möchte mich mit scharfen Worten bloßstellen, um dich sehen zu lassen, wie ich wirklich und wahrhaftig bin. Jo hat den Anstoß zu einer Tat gegeben, die uns treffen, schmerzen und auch läutern soll. Wir haben uns bisher zu lange aneinander vorbeigeschwiegen. Wo wir tatsächlich zu sprechen gezwungen waren, sind

wir plötzlich scheu und schamvoll verstummt. Sich schuldig zu fühlen, ist nicht schwer. Sich schuldig zu bekennen erfordet Mut. Dieser Mut, Ta geht mir ab. Immer wenn ich ausrufen müßte: Liebste, ach, verzeih!, wächst mir die Zunge vorne fest. Ich denke dir eine größere Schuld an, denke nur an sie und fühle mich sofort von der eigenen befreit. Da du selber diese Schuld nicht kennst und also nicht bereit bist, meine verletzt empfundene Ehre wiederherzustellen, steht in mir der Trotz auf, wirkt und macht mich stur.

So sitze ich und warte auf ein Wunder, das nicht kommen will. Ich warte ja auf deine Bitte: Pi, sei wieder gut! Es war nicht so gemeint, ich habe mich nur heillos verrannt. Denn im Grunde genommen wollte ich nichts anderes, als dein Gesicht durch ein Streicheln meiner Hände entbösen, auf daß es mir wie ehemals entgegenlächele!

Ta hat den Kopf emporgehoben, blickt dem Mann ins Auge und entgegnet:

Ja, so ist es! Immer muß um mich die Wärme deiner Liebe kreisen. Immer will ich Mitte deines Tuns und deines Lassens bleiben. Plötzlich scheinst du mir Ta-abgewandt zu sein und all dein Denken andern Zentren zuzuwenden, die mir Rästel und Geheimnis sind. Sofort springt mir im Herzen ein Gefühl auf, das mich schmerzt und dich zu schmerzen zwingt. Irgendetwas in meinem Geiste schließt sich, und ich bin nicht länger imstande, die unterseelischen Wellen deines Daseins in mich aufzunehmen. Da ich nicht mehr zu dir stehe, kann ich deine innersten Wünsche nicht mehr verstehen. Ich treibe von dir ab, obschon mich alles dir zu Füßen oder doch dir an den Hals treiben möchte.

Das ist genau meine tiefste Stimmung, sagt nun Pi und zieht die Frau in seine Arme. Ich empfinde stets die stärkste Sehnsucht nach deiner ungekränkten Nähe, wenn ich selber mich gekränkt wähne. Aber diese Empfindung hat sich in zwei geteilt. Die eine Hälfte ist Hintrieb zu dir, die andere Beharrung in der Abkehr. Jenen speist das Herz und diese der Verstand. Oder ist es schon der Unverstand, der sich in jedem Erschaffenen manchmal zu äußern liebt? Der dauernde Widerstreit macht mich hülflos vor mir selber und unglücklich in den bedeutsamsten Situationen des Lebens. Was in mir schafft und sich in Werken festzuhalten wünscht, hat entweder die durchbrennende

Schärfe des Sarkasmus oder die peitschende Sturmgewalt der tragischen Gestaltung. Weder hier noch dort bin ich der, der ich wirklich bin. Zu mir komme, aus mir gehe ich ganz, wenn die Harmonie uns eint. Dann bin ich still und abgeklärt und aller Jubelsänge fähig. Es ist gut, daß in den Kämpfen zwischen Verstand und Herz die Argumente des Gefühls schließlich mächtiger als die Einwände der kühlen Überlegung sind. Wie ich auch trotzen, wie ich auch getroffen sein mag, immer falle ich dir wieder zu.

Nein, meint Ta, wir fallen uns entgegen. Denn in dem Augenblicke genau, wo deine Resistenz gegen die Sprache der eingewurzelten Liebe schwächer wird, nimmt der Widerstand meines Herzens wider die Einflüsterungen der Eifersucht zu. Die Seelenporen gehen wieder auf und werden durchlässig für die wachsenden Aussendungen deiner Zuneigung, die mich ruft. Antworte ich selber nicht sogleich, so gibt doch Antwort jener Teil deines Seins, der auch der meine geworden ist. Du hörst und gibst dich auf, ich verliere mich und finde dich wieder. Und sogleich ersteht mir hinter dem Bedauern über dieses Spiel der Peinigung eine Scham, die mein Vergehen als eine himmelschreiende Sünde wider den Geist der Ehe vorstellt.

Pi küßt Ta auf Mund und Augen, wandelt seine Stimme, bis sie feierlich klingt, und flüstert nur:

Vielleicht hat die wahre Liebe hin und wieder den Hang zur Närrischkeit. Vielleicht sind solche Anfälle auch nur Symptome einer Zuneigung, die sich noch nicht vollkommen erfüllt hat. Ich weiß es nicht. Allein ich möchte uns beide warnen vor den Exzessen einer Närrischkeit, die mit einem Male sämtliche Marksteine des Erträglichen verrücken würde, wie vor dem blinden Glauben an die Perfektion einer Gemeinschaft, die sich keiner Läuterung mehr fähig dünkte. Scham, die auch mich mit ihrem Stempel brennt, beweist uns, daß wir noch immer nicht am Ende stehen. Von manchen Schlacken müssen wir uns noch befreien, ehe wir ganz im Partner daheim sein werden.

Die Umarmung, in welche sich die beiden nun verstricken, sieht wie ein heiliges Gelöbnis aus. Pi macht ein feierliches Gesicht, als trüge er einen passenden Abschnitt aus Schillers „Glocke" im Sinne, und Ta hält jenes lichte und einfache Lächeln feil, das wie die

Auswirkung eines Strahles anzusehen ist, der durch Auge und Wangen durchgesickert sei und immer noch von innenher gespeist werde.

So sehen Ta und Pi denn wieder aus wie in ihren glücklichsten Stunden. Die Meisterin ist zufrieden, der Herr ist zufrieden, Jo ist zufrieden, nur ich bin es nicht. Es ärgert mich der Leichtsinn dieser Leute noch in ihren tiefsinnigen Erörterungen.

Pi hat Großes und Ta hat Köstliches über die Liebe ausgesagt, doch das Wichtigste haben sie zusammen nicht erkannt. Ihr Erlebnis ist nicht zur Einsicht geworden. Das Allerheimlichste wollen sie vor sich selber verheimlichen. So spielen sie mit der Gefahr, aus der sie herausgerissen worden sind. Heute ist es gut gegangen. Wie aber wird es morgen oder übermorgen sein? Denn jeder Tag hat seine Mitte, und in jeder Mitte hat sich der Mensch zu bewähren. Ich muß hier wirklich meine Stimme neuerdings erheben.

Liebster Herr und liebste Meisterin, erlaubt, daß ich für eine Weile meinen Kopf im Tälchen zwischen euern aneinander gelehnten Seiten berge. Danke schön! Ja, es gefällt mir, daß die Hände unserer verehrten Ta zwischen meinen Ohren tätscheln. Es denkt sich besser, wenn die Stirne geglättet wird, und es räsoniert sich schöner, wenn die warme Weichheit einer Frauenhand die Logik von obenher stimuliert. Ich habe da zuerst ein mächtiges Versäumnis in der Bewertung des überstandenen Geschehens anzuprangern. Ihr habt, in einer wundervollen Eintracht, nur die persönlichen Qualen eueres zeitweiligen Auseinanderkommens bedacht. Und das heißt: ihr seid auch jetzt nicht über die Betrachtung eueres eigenen Leides, das ihr also heißt, um nicht verkehrte Lust zu sagen, hinausgekommen. Wohl, ich weiß, verbrämtet ihr den idealisierten Egoismus, indem ihr Ta statt Pi und Pi statt Ta sagtet, aber noch in der Beschwörung des Begleiters oder der Begleiterin hattet ihr die Hoffnung, daß die Szenen solchen Mißmutes oder solcher Streitsucht euertwegen nicht mehr wiederkehren möchten. Ihr saht in dieser letzten, wie in jeder andern, nichts als eine zeitweilige, wohl lästige, aber überbrückbare Aussetzung des kommunen, gleich bewegten, gleichem Ziele zugewandten Schlages euerer Herzen.

Das ist euer fürchterlicher Irrtum. Ihr hieltet am Rande des Todes und vernahmt nicht das Wehen seiner hochgehenden und über euch schwebenden Hand. Euere Liebe stand an jener Scheide, wo der geringste Anhauch sie hinüber in das Nichts des Hasses oder der Indifferenz zu treiben vermochte. Jo riß euch zurück. Nun atmet ihr wieder in der Sphäre der Sicherheit, in der die Liebe leben und das Leben lieben darf, so ohne Furcht wie ohne Wagnis, während euer feinster Sinn nicht wahrnimmt, daß die Rettung eurer Gemeinschaft schon ein Wunder genannt werden muß. Neunhundertneunundneunzigmal kann eine Alterkation den versöhnlichen Ausgang finden, aber beim tausendsten ist es vorbei. Denn einmal überspannen sich die Nerven, einmal reißen sie, und einmal geht die geistige Trennung der körperlichen voraus.

Das Menschenherz ist leider nicht so beschaffen, daß es die Schläge konsummierte und das gleiche bliebe; es summiert sie, wandelt sich, und erliegt am Ende der angehäuften Wucht.

So weit seid ihr gewesen, ein Atemzug, ein einziger noch, und alles wäre hingewesen: Freude, Lust und Friede, Seligkeit und manches mehr ! An dieses Mehr habt ihr nicht gedacht. Es hat eine Gestalt und hat einen Namen. Ihr ruft es: Jo! Ich nenne es: Das Kind! Denn das ist mehr als Jo, weil es mehrere Jos verkörpern und begreifen läßt.

Seht ihr klarer jetzt? Entlarvt ihr euere Schuld nun in der schwersten ihrer Schweren? Ihr standet nicht nur am Untergang der Liebe, sondern hieltet auch vor dem Morde, der die Ungeborenen durch das Gift der Zwietracht vernichtet.

Das habe ich euch mitteilen wollen, weil es das Grauenhafteste im Schrecken der vergangenen Stunde gewesen ist. Ich empfehle mich.

Jawohl, ich verlasse meinen Liegeort und suche den Winkel auf, der mir die bessere Beobachtung aus der Ferne erlaubt. Der Mensch ist so gebaut, daß er sich vor seinesgleichen, aber nicht vor Hunden geniert. Ta und Pi verbergen nichts vor meinen Blicken. Sie haben sich emporgerichtet und sehen sich erschrocken an. Pi sagt: Mir ist, als habe ich in dieser Sekunde erst das Entsetzen überwunden.

Und Ta legt die Hand an die Brust und flüstert: Mein Gott, wie Kinder haben wir mit Pulver und Feuer gespielt. Es darf nicht wieder geschehen.

Niemals! bestätigt Pi und legt seine Hand in die Hand der Frau. Denken wir an das Kommende, berufen wir die Kommenden und danken wir dem Himmel! Sie stehen auf und senken die Häupter. Was nun geschieht, geht wieder über mein Begreifen hinweg. Nach obenhin hat sich der Raum geweitet, ich kann darin nur ein blaues Nächten entdecken. Da ist die große Offenheit wieder, in die ein Leuchten hinüberwallt, das mich verblendet. Ich schließe die Augen und horche zu.

Alles ist still, und die Stille hat eine Weihe, die ich nicht verstehe. So halte ich den Atem ein und wage nicht, die Lautlosigkeit zu stören. Allein ich fühle mich wacher als zuvor und doch ein wenig traurig. Denn hier hat mich der Mensch überwunden, wenn er will. Wo er nicht will, bin ich ihm überlegen.

Vor Pi und Ta nun werde ich in solchen Augenblicken klein und regungslos. Heimlich steht die Stille neben mir und über mir. Gleich mir verhält sie den Atem. Das Schweigen welches sie führt, ist eine Übersprache, die ich weder höre noch durchschaue. Die Weile ist ein heller Tropfen Ewigkeit.

Er ist gefallen, und die Dinge ändern wieder. Meine Lider heben sich, und meine Augen sehen in die blinzelnde Sonne. Ta und Pi sind wieder laut geworden. Sie lacht und behauptet, ihre Arbeit rufe sie. Er aber faßt sie, hebt sie hoch und wirbelt dreimal mit ihr um den Tisch. Dann stellt er sie vorsichtig auf die Füße zurück, streicht ihr die Haare aus dem Antlitz und küßt sie neuerdings auf Stirne, Mund und Augen.

Ta hat plötzlich wieder Alltagssorgen. Du, fragt sie, wird unser Strolchlein nicht wieder Dummheiten machen?

Strolchlein? setzt er dagegen. Wie darfst du behaupten, Wu sei nur ein Strolchlein, wenn er hier in der Ecke schläft, statt Jo ins Freie zu begleiten, um ihn dort zu bewachen und zu beschützen?

Was? Ich schlafe? So sind die Menschen! Hat man sie mit Müh und Not vom Tode errettet, so heften sie sich gegenseitig Prunkme-

daillen an und werfen uns ihren trockensten Knochen an den Kopf. Vor soviel Undank schüttele ich die Sonne vom Fell und flüchte zum Kinde.

Jo sitzt an seinem Lieblingsplatze und schreibt mit Glasscherben seinen Namen ins Treppenholz. Ta, die jetzt noch versonnt in ihrer Küche singt, wird daraus nur die Einladung zu einer handfesten Züchtigung lesen. Ich sage Jo, was ich zu sagen für notwendig erachte. Er aber meint: Ach was, mein Lieber, Pi schreibt drinnen, Ta reibt drüben, also darf ich hier mich ruhig meinen Künsten widmen!

Das ist eine Kinderlogik, die mich nicht ganz überzeugt. Vielleicht stehn die geistigen Beweisführungen besser bei Pi. Ich suche ihn im Schreibzimmer auf und finde ihn wie einen jüngeren Jo am Federhalter lutschen. Raspelt er etwa Süßholz? Sein Blick ist leer, doch seine Stirne voller Schatten. Ich lege ihm die Hände auf den Rücken, schaue über seine Schultern hinweg auf das Blatt, das vor ihm ausgebreitet liegt, und sehe es noch leerer als den Blick seiner Augen.

Nichtsdestoweniger redet er mich an, von innenher, mit seiner ruhigsten Stimme: Wu, ich habe viel zu tun. Du bist zwar ein lieber Kerl, allein ich möchte auch von dir nicht gestört werden. Wenn du etwas von der tieferen Poesie der Liebe verstündest, würde ich dir von meinen neuesten Dichterplänen erzählen. Leider weißt du nichts von dem, was unserm Leben Sinn und Schönheit gibt. Ich möchte jetzt für Ta und Jo ein Lied ersinnen, das den Klang des Glücks in hundert weichen Modulationen, ja in tausend reichen Variationen wiedergeben könnte. Schon hebt es in mir an, erstaunlich aufzuatmen und begnadet auszuschwingen. Nun muß das rechte Wort zur rechten Zeit hinzuwachsen, und ich werde alle Lichterlaute überjubeln. Geh, so geh schon! Gleich hebe ich zu glühen an.

Ich wende mich und suche meine Tonne auf. Denn die Einbildung des Menschen jagt mich in die Einsamkeit. Nein, ich bin nicht nachtragend. Pi ist ein guter Dichter, dem es geht wie all seinen Brüdern und Schwestern: er glaubt, weil er geradestehe, sei er uns unendlich überlegen! Ich lächele und weiß, daß nur die tauben Ähren hohe Köpfe zeigen. Die gedankliche Schwere beugt mein Haupt und zieht mich nieder. Ich denke, also laufe ich auf Vieren. Pi läßt sich inspirieren und geht auf Zweien. Das ist der Unterschied zwischen

meiner und seiner Welt. Er hieße, wenn er's hörte, dieses Wort ein zynisches Gerede. Doch es ist die Hundeweisheit, die uns vor dem Riesenschlamassel der humanen Ordnungen bislang verschont hat. Wir sind die besseren Wesen.

Ach, das viele Denken macht mich müde. Ich werde mich sofort in meiner Tonne niederlassen und der Ruhe mich ergeben. Von ferneher fällt noch der Sang der heiteren Ta in meine Stille. Hoffentlich legt Jo sich gleichfalls hin.

Huuaahhh! Wie schwer hat's doch der Philosoph in diesen geistverrückten Menschenzeiten. Alles schläft schon, auch der Atem der Zufriedenheit geht regelmäßig, wie ein Herz um Mitternacht. Sachen machen diese Stümper, die dem All gebieten möchten! Sachen, ach, nicht auszusagen! Wie die Gedanken niedersinken! Schön ist es, den Geist für eine Weile auszulöschen! Ob Pi nun auch die rechten Reime trifft. Soll er suchen ohne mich. Ja, ganz ohne mich.

Nun macht mir keine neuen Dummheiten.

Schlafen will ich. Schlafen.

Gute Nacht.

BLUT DER FREIHEIT

Mitten in der langwierigen Regierungskrise, als die Lage seines Landes immer aussichtstrüber und der Einigungsversuch des altkonservativen Gremiums mit der jungerstandenen Fortschrittspartei fast unmöglich wurde, sodaß der meistgefürchtete Kommentator aller nationalpolitischen Ereignisse, Dr. Josef Bodry, seine schärfsten Angriffe in der „Landeswacht" zu persiflierenden Direktbeschuldigungen auszuweiten begann, erhielt der Eiferer im Dienste der Gesellschaft Leib und Söhne jene liebenswürdige Einladung aus der Zentralkanzlei der Herren Moltan und Vertogen, die ihn, nach den ersten Manifestationen der Perplexität und nach der zweiten Regung der Überraschtheit, zu Lana Ferens und ihren bräutlich mitinteressierten Ratschlägen trieb.

Es war, wie stets, wenn er die Atemnähe der geliebten Frau verspürte, ihre besänftigende Ausdrucksweise, die ihn, eher noch als die gedankliche Tragweite ihrer Worte, innerlich zu klären anfing und als stummen Zuhörer, wenn nicht als verzauberten Insiewieinsichselberlauscher, plötzlich der Entscheidung reifte, allen Geisteshemmungen und sämtlichen Gefühlsabneigungen zum Trotze den Briefabsender aufzusuchen und den unbekannten Kulissenhexenmeister des öffentlichen Lebens einmal nach allen Regeln der Interviewerkunst auszuhorchen.

Freilich überhörte er, weil rettungslos der Wärme ihrer Stimme und der Anmut ihrer zierlichen Gestalt nicht weniger als der Schönheit ihrer reginalen Haltung ausgeliefert, die halbverhüllte Eindringlichkeit, mit welcher Lana die Unverbindlichkeit des Besuches betonte und dennoch die Wichtigkeit der Unterredung aufscheinen ließ. Er trotzte mehrmals, in der erfrischenden Jungenart, die dann und wann auch über seine journalistischen Attacken dahinschäumte, gegen ihre fraulichen Treibversuche auf, indem er seine

absolute Unparteiischkeit als die natürliche Voraussetzung zur schöpferischen Aktivierung seines Talentes zu bedenken gab und damit, ohne Worte, seine innerste Furcht vor einer möglichen Fesselung durch Herrn Moltan verriet.

In dem Augenblick, da die Erregung ihn vollkommen zu beherrschen schien, führte er das ungleiche und im anregendsten Teile von Lana geleitete Zwiegespräch in einen jener lauten Monologe über, die bei ihm den Endprozeß des Denkens, vor der definitiven Meinungsbildung, nach außenhin zu verraten pflegten. Er schritt im hübsch garnierten Zimmer auf und nieder, griff nach den Gegenständen, die ihn besonders zu fesseln schienen, betrachtete mit funkelnden Blicken ein Bild, ein Buch, ein Zierstück, eine Vase und eine Pastellzeichnung mit den lichten und verklärten Zügen seiner Zuhörerin, redete aber unentwegt an den Objekten vorbei, als gölten seine Worte nur der stillen, lächelnden und ruhig verharrenden Nachbarin, obschon sie seine eigene Seele mehr als jede fremde angingen, stand mit einem Male in der Mitte des Raumes, ließ übers Kreuz die flachen Hände an den Oberarmen aufklatschen und sagte unvermittelt:

„Ja, ich gehe!"

Er ging, da er den Ausdruck in seinem Ursinne gemeint hatte, wirklich zu Fuß, obgleich das Nachmittagswetter nicht mehr von der lockenden Gewalt vergangener Herbsttage war und der Weg zum entferntesten Stadtteile weit über eine Marschstunde beanspruchen mußte. In der merkwürdigen Diesigkeit der Außenwelt wollte er die angepaßte Reflektierung einer ebenso seltsamen Nationalstimmung entdecken, deren äußeren Kummer er dann allerdings vergebens in den Gesichtern aufzuspüren sich bemühte, die aus der wogenden Volksmasse notfrei auftauchten, um in ihr wieder rasch und sorgenlos unterzugehen. Die lebendigen Widersprüche zwischen der Wirklichkeit im Greifbaren und der Realität im Empfinden wurde ihm unfaßbarer, je mehr er die Verworrenheit des politischen Daseins und die Heiterkeit der alltäglichen Existenz bedachte. Fremd und feindlich muteten ihn schließlich jene Zeitungssätze an, die er, als vielgenannter und mit Lust gelesener „Joby", jeden Vormittag hunderttausend unergriffenen Menschen vor Augen und ins Denken führen ließ.

Daß im verfluchten Durcheinander einer staatlichen Führung, die versagte, der Verkehr in den Straßen und auf den zentralen Plätzen, ja, vor den trist und korrupt gewordenen Ministerien selber weitergehen durfte wie zuvor, geschah, nach seiner plötzlich aufgebrochenen Meinung, wider jede göttliche und jede menschliche Logik. Auch die eigenen Erkenntnisse über die scheinbar unheilbare Verlotterung aller höheren Dienstzweige, als letzte Folge eines fortgesetzten Eingriffes, den sich die Geheimmächte der Parteiinstanzen hatten zuschulden kommen lassen, empfand er jäh als unwahr, übertrieben und unannehmbar für die Bevölkerung. Jenen furchtbaren Ernst der Situation, die er täglich zu beschreiben unternahm, widerlegten die Bürger stündlich durch ihr friedlich-fröhliches Gehaben. Sein aufreibender Kampf hatte keinen Sinn mehr, wenn die Öffentlichkeit das bequeme Fortschreiten auf den ausgetretenen Pfaden der Passivität und der Indolenz bevorzugte. Man las und vergaß. Man wurde betrogen und lachte. Schon war das Vaterland, wie es schien, zu einem großen Narrenhaus geworden, das weniger bedeutend und strahlend aussah als die breite Prachtwohnung, welche sich Ludwig Moltan Vater Ecke Dreiergasse und Marvellistraße hatte errichten lassen.

Vor ihr und ihrer Wucht verhielt Dr. Josef Bodry den Fuß; er fühlte sich beklommen werden vor den vielen offenen Fenstern, die, gleich Spötteraugen, zu ihm herüberstarrten. In einiger Hast bemühte er sich am schmiedeeisernen Portal eine Zugglocke, deren Ton unhörbar blieb, in Bewegung zu setzen.

Nachdem, als Folge eines leichten Fingerdrucks, die geisterhaft durch einen Stromzug ausgeklinkte und durch einen verborgenen Federmechanismus in ihren Halt zurückgetriebene Türe ihm die Offenheit der Welt und die Durchschaubarkeit des Tages verschlossen hatte, befand er sich in einem Reiche fast solemner Ungemütlichkeit, die ihn, er wußte nicht, woher, weich und wärmlich anzuwehen schien. Wohl nie zuvor war ihm die geheimnisschwangere Atmosphäre eines fremden Hausinnern so ins Gefühl gegangen wie in den etlichen Minuten, da er den breiten Korridor durchschritt und die überladene Ornamentierung der Wände beinahe als eine physische Belastung empfand, der körperlichen Steifheit und der livrierten Gemütsstarre eines Dieners menschlich-freundlich begegnen mußte,

in einem festtagsfeierlich geschmückten Sonderraume ungewöhnliche und ungewohnte Anmeldeprozeduren abzuwarten hatte und, allein gelassen, nicht wagen durfte, die überlieferte Symmetrie der Stühle durch einen resoluten Zugriff zu zerstören oder gar die sichtbar abgestaubte Weihe der Ledersessel durch einen behaglichen Körperrutsch zu profanieren.

Die Dinge hatten Augen. Wenn es auch nur die starren der Porträtzeichnungen oder die in Stolz geweiteten der großen Daguerreotypien waren, so schienen sie dennoch mit aller Schärfe den ruhlosen Eindringling zu überwachen, der weder Achtung vor der Patrizierwürde dieser vielen Ahnenbilder bekundete, noch Empfänglichkeit für die hohe Ehre ausdrückte, die ihm, völlig unverdienter Weise, widerfahren war, da er das Familienheiligtum der Moltan und Vertogen hatte betreten dürfen.

Was er spürte, war die Schwere eines Hinterhauches, der, entzeitlicht, aber wirksam, jede Frische der Außenluft, welche mit dem Fremdling, um den Gast und aus dem Eintretenden vorwellte, an der Schwelle schon zurückwies. Was er in sich einsog, wenn er zögernd seinen Blutschlag weitergehen ließ, erzeugte nur Beklemmung: hier atmeten noch immer die Erbauer des Althauses; das Jahrhundert zwischen dem Sturz des Korsen und dem Aufstieg Kaiser Wilhelms war durch die Unzahl nachfolgender Geschichtsepochen, unverwandelt in ihrer eigentlichen Essenz, mit hindurch geschleust worden und wollte auch weiterhin den Ton der Gegenwart bestimmen, während von den Bildern her Moltan der Ältere, Moltan der Zweite, Moltan der Dritte und Moltan der Jüngere, dank der fort und fort vererbten Fülle ihrer Leiblichkeit, auf der einen, und sämtliche Nachkommen der Matrone Vertogen, Führerin der ersten Suffragettenbataillone, auf der andern Seite sich bemühten, als meisterliche Erzeuger der allerbesten Werte fortzugelten in Allewigkeit.

Von den vier Wänden wirkte der Mottenduft der Geschichte auf den Lebendigen ein. Wer in dieser Kleinwelt eigenmächtig zu befehlen glaubte, war ein Lügner, der die Fuchtel seiner Ahnen vor sich selber leugnen wollte, oder dann ein Ahnungsloser, der nicht wußte, wie der immaterielle Stickstoff dieses Hauses seine Geistigkeit

vergiftete, damit er, um nicht zu vergehen, immer wieder, immer fester, immer unentrinnbarer in den Machtbann dieser Toten zurückkehrte, die nicht sterben oder nicht vergessen werden wollten.

Das Gemach war eine Gruft, die sich mit Möbeln, Teppichen, Tapeten, Wandgemälden und Goldrahmenschau- und -protzstücken zu tarnen trachtete. Was darin verhandelt und beschlossen wurde, mußte sämtliche Keime der Verwesung empfangen.

In Josef Bodry rebellierte plötzlich alles, was noch zu denken vermochte: nicht in diesem Heime der Unheimlichkeit und angesichts der übertünchten Leichendinge dürfe er sich mit dem fernsten Nachkommen einer Sippe auseinandersetzen, die das Grundgesetz der Überheblichkeit aus dem Vorzugsbürgerzeitalter noch in Kraft wähne!

Als er sich entschlossen hatte, die Türe aufzureißen und durch den Hausgang in die Freiheit zu stürzen, traf er unverhofft – und ebenso zurückschreckend wie der Alte – auf den kordelierten Diener, welcher, mit dem unverborgenen Akzente des Mannes, der nichts bemerkt zu haben vorgibt, aber seinen Argwohn dennoch stimmlich durchklingen läßt, die Worte seines Herrn zum Ausdruck brachte, für die ungewollte, leider durch ein unvorhergesehenes Ferngespräch heraufbeschworene Verzögerung den verzeihlichen Sinn des Wartenden anrief und bitten ließ, sofort die fällige Aussprache im gemütlichen Privatbüro des Hausherrn zu beginnen.

Dann setzte das Zusammentreffen mit einer doppelten Überraschung für den Gast ein, von der Ludwig Moltan wohl nur die jähaufleuchtende Befremdung in den Blicken seines jungen Schützlings und die zeitweiligen Abschweifungen seiner Augen wahrnahm, ohne freilich zu wissen, daß er selber, da er, klein und majestätisch, feierlich und wohlgenährt, dem Doktor freundlich und zu sämtlichen Akkoladen der Freundschaft bereit entgegenging, die bewegte, sprudelnde und lachende Ursache der aufmerkenden Spannung war. Denn da kam – und Josef Bodry stutzte tatsächlich eine Weile – jener kurz zuvor begrüßte Urvater aus dem dorierten Bildgehäuse der verlassenen Morgue in Fleisch und Blut, asthmatisch und verklärt, ins Kleid der Gegenwart gehüllt, auf ihn und sein Erschrecken zu, umarmte dieses, das schon Abwehr, Peinlichkeit und Repulsion geworden war,

und redete die hastende, sich überstürzende, silbenfressende und klangverschluckende Sprache einer Zeit, die mit der Besinnung auch die Klarheit im Worte und die Eindeutigkeit in der Haltung verloren hatte.

Noch bevor er recht zur Besinnung gekommen war, saß der verirrte Zeitungsschreiber einem quickvergnügten Raucher gegenüber, welcher paffte, schwatzte, sog und sprach und das Regnum aller Tödlichkeiten im Vorzimmer durch die eigene Gewaltherrschaft zertrümmerte. Der weite Raum, in dem sich seine ausbrechende und alle Winkel durchglutende Vitalität zu verlieren schien, schwamm in einem seltsamen Lichte, gab sich sachlich kühl und lieferte sich nirgendwo devotest einer muffigen Haustradition aus.

In der Freiheit eines solchen Saales – ach, wie tat sie wohl, nachdem nebenan der Geist gewürgt worden war! – entstanden, lebten und gediehen die Gedanken leicht. Hin war jede Furcht, und Josef Bodry begann, über die natürlichen Geräusche der Zeit und des Raumes hinweg zu lauschen. Wohl hörte er zu, wenn der Andere sprach, allein er sah nichts anderes als das Mittenbild an der Bücherwand, das eine junge Frau, in einer geradezu königlichen Straffung der Gestalt, mit einer leicht geschwungenen Nasenlinie unter vorquellenden Krauselhaaren, nach den sparsam ausgeführten Konturen einer Meisterskizze mehr in ihrer eigentlichen Schönheit ahnen als in ihrer Wohlgeformtheit erkennen ließ. Die Zeichnung stammte offensichtlich aus den sechziger Jahren des vorhergehenden Säkulums; war sie aber festhielt, um es zu verewigen, lebte fort in einer jugendlichen Strahlung, gleich der des Bildes, wirklicher als dieses, herrlicher und näher, war gefeiert und verehrt, geliebt und einem Glücklichen versprochen, – denn die Frau trug einen Namen, den der schauselige Zuhörer in seinem Innersten auftönen, fortläuten und von den Seelengründen ein geheimnisvolles Echo geben hörte:

Lana Ferens!

Die Zeichnung an der Wand war nicht ein Wunder der Natur, sondern einfach der Hinwurf einer geistigen Erinnerung, die der Wunsch des Liebenden auf jeder Fläche nach den eigenartigen Lichtgesetzen des Herzens hätte fixieren können. Vielleicht entlarvte sich die Ähnlichkeit gar bald als die Folge eines Narrenspiels der

Phantasie. Aber nein, Lana stand mit einem Male unsichtbar im Zimmer, wie sie atmete und dachte, und der Dialog der Männer wurde unverhofft zum Dreigespräche, von dem allein der lauteste und ausdauerndste Sprecher nichts wahrzunehmen vermochte.

Ludwig Moltan warf seine Sätze aus, so wie er seine Raucherringe bildete; durch den simplen Reflex der Gliederteile, die zu diesen Tätigkeiten vorbestimmt waren, ohne jegliche Anstrengung, mit einer unleugbaren Lust an den feststellbaren Erfolgen seiner Regsamkeit, voller Unternehmerfreude und zudem einer Heiterkeit ergeben, die sich mitteilen mußte, fahrig hin und wieder, aber immer wieder lockend und verlockend.

Wenn die Sonorität der eigenen Äußerungen ihn berauscht hatte, wuchs die Stärke seines resonierenden Organes an, sein Körper selber schwang und schwabbelte im Pathos mit, und plötzlich stürzte sich der Diskutierer, beseligt fast und allgewaltig, in den Vokalwirbel der feierlichsten Deklamation.

Es sei, so sagte er, nicht seine Absicht gewesen, die rechtsanwältlichen Dienste Dr. Josef Bodrys zu beanspruchen, sondern einzig diesem kühnen Streiter Joby aus der „Landesswacht" die Anerkennung eines Menschen auszusprechen, der nicht ganz die Politik der Herren Leib und Söhne, zwischen den Parteien sozusagen, gutheißen dürfe, aber doch, in den entsetzlichsten Stunden patriotischer Unzulänglichkeit und volksvernichtender Indolenz den Mut der Aufrechten und die unzerstörbare Hoffnung etlicher Nationalisten offen loben müsse. Zu lange habe man das Wohl des Vaterlandes Leuten ohne Kraft und ohne Wissen, ohne Planung und ohne Gewissen überlassen und dabei die Ehrlichen über- oder hintergangen, die bereit gewesen wären, alles hinzugeben, um die Interessen des Staates vor den eigenen zu wahren. Leib und Söhne seien nun die Größen, welche, einer radikalen Änderung der politischen Zustände verschrieben, nicht die Tatsache zu überschreien vermöchten, daß sie selber ein Jahrzehnt zuvor die Mächte entfesselt hätten, die sie heute durch den unerschrockenen und überzeugten, den abschreckenden und überzeugenden Joby verfolgten. Es müsse auch, verständlicher Weise, die Wirkung der Joby'schen Unternehmungen in litteris abschwächen oder gar zunichte machen, wenn das Publikum in gewissen Anpran-

gerungen immer wieder an die Verschwägerung der Firma Leib und Söhne mit dem meistbelasteten Ministerium erinnert werde. Wohl habe Rat Reber, nach der hallenden Skandalgeschichte, seinen Dienst quittiert, allein der erste Anstoß zur Bestechungsaffäre sei mutmaßlich von ihm, dem Ehemann der Leib'schen Tochter, gegeben worden. Es mache eben die vollendete Schwäche der Verhältnisse aus, daß von den bestbeseelten Kräften keine Waffe gegen die Korruption und die Faulheit geschmiedet werden dürfe, weil alle irgendwie den Schuldigen versippt, befreundet oder gar geschäftlich verpflichtet seien. Die Organe der Parteien hielten mordicus zu ihren Bannerträgern, und der „Landeswacht" sei leider der entscheidende Vorstoß untersagt. Dabei schlittere die Heimat tiefer in den geistigen Morast und weiter in den moralischen Schlucksumpf hinein, die Lumpen herrschten nach wie vor, die Edlen müßten schweigen ohne Sprachrohr, das Volk verliere sich in einer erstickenden Apathie und Indifferenz, und die Extremisten freuten sich der leichten Beute, deren unausbleiblichen Fall sie, schlagbereit und wachsam, abwarten müßten. Er, der unerbittliche Verurteiler der zum Rücktritt gezwungenen Minister, die zum Teil aus seinem Milieu hervorgegangen wären, bedauere unendlich das größte Manko der Gegenwart, nämlich die Inexistenz einer völlig unabhängigen Zeitung in der Hand eines mit allen Kampfmitteln ausgestatteten und in der Streiterfreiheit mächtig über sich selber hinauswachsenden Joby, welcher ohne Zweifel verstünde, landbewußte Geistesleuchten an die Spitze des verratenen Staates zu stellen.

Josef Bodry empfand das Telefongeläute, das nun einsetzte, als eine sehr willkommene Unterbrechung der etwas einseitig geführten Unterhaltung, heftete den Blick erneut an den weiblichen Kopf des überglasten Mauerschmuckes und versuchte, die beiläufig gemachten Enthüllungen des Gastgebers wertmäßig abzugrenzen, um dann, nach dem Ergebnis seiner Reflexionen, die notwendig gewordene Umstellung innen und außen vorzunehmen. Er konnte sich, wenn er die Enthüllungen Moltans gegen die eigene Vertrauensseligkeit im journalistischen Freiwilligendienste hielt, des peinlichen Eindrucks nicht erwehren, daß er mit einem unverantwortlichen Leichtsinn die gröberen Vergehen der politischen Schlampen angegriffen hatte, ohne die allerletzten Verästelungen der Geheimverbrüderung in den Amts-

stuben verfolgt und die verwandtschaftlich-wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Ministerien und den Kontoren ausfindig gemacht zu haben. Wenn ihn auch kein schriftliches Übereinkommen an den Herausgeber der „Landeswacht" und dessen Gilde band, da er mit einer gewissen Ängstlichkeit darauf bedacht war, als freier Schriftsteller operieren zu dürfen, so konnte ihn die öffentliche Meinung doch der Sag- und Schreiblässigkeit bezichtigen, falls Leib und Söhne irgendeinmal in den Angelegenheiten Rebers mitbelangt werden müßten. Immerhin hatte Reber, als der einzige korrekte Gentleman der höheren Beamtenclique, die Konsequenzen gezogen, obschon seine Mitschuld noch keineswegs erwiesen war. Ludwig Moltan, der, wie der Volksmund gerne munkelte, seine beiden Hände permanent an den Hauptweichhebeln der politischen Laufbahnen hatte, wußte in dieser dunklen Sache wahrscheinlich mehr als der gewöhnliche Sterbliche, denn seine Attacken gingen zielgerade gegen sämtliche Glieder der Leib'schen Familie vor und ließen die Verstrikkung des Verlags mit der sehr umstrittenen Person des Ministerialrates als bedenklich sicher erscheinen. Stellte sich also das Staatsvergehen Rebers als ein Eingriff in die Privatinteressen der Druckerfirma heraus, so mußte er, der „Landeswacht"-Primarius, sofort auf seine Tätigkeit verzichten und in einer andern Form den Kampf dann gegen die früheren Vervielfältiger seiner Requisitorien zu einem bitteren Ende führen. Diese Aussicht betrübte ihn; er stellte es nicht ohne ein Gefühl der Genugtuung fest, und der Gedanke, entweder ganz zu schweigen oder in Traktätchen seine Zeitgenossen anzugehen, bekümmerte ihn so mächtig, daß er nur im Unterbewußtsein die auffällige Wortkargheit des vorher so volubilen Ludwig Moltan vermerkte, der am Fernsprecher nichts anderes zu sagen wußte als:

„Jawohl! – Noch nicht! – Ich glaube! – Vielleicht! – Das wird nicht ganz einfach sein! – Eine Viertelstunde! – Gut! – Ich werde es versuchen! – Natürlich! – Was sagt der Alte! – Schön! – In einer Stunde, hoffe ich! – Nein, nicht so! – Voraussichtlich! – Ich werde sofort wieder anrufen! – Auf Wiederhören!"

Das klickende Geräusch des Telefons, das den Kontakt mit der Außenwelt zerriß, stellte den näheren zwischen den beiden Männern sofort wieder her. Moltan gab sich als der alte ausgelassene und

pausenlos agile oder mobile Sprecher, Bodry brachte einige Fragen über Reber, Leib und Söhne und über die Hintergründe des Skandales vor, der Hausherr antwortete mit zwanzig halb verdeckenden und halb enthüllenden Sätzen, das Gespräch glitt langsam ab, Herr Moltan packte es entschlossen und führte es von allen Abwegen glatt und sicher auf dieselbe Idee zurück, die er plötzlich als eine nebensächlich aufblitzende Interrogation in die Debatte warf:

„Wäre nicht heilsam für das Land und wertvoll für die kommenden Neuwahlen, wenn die integren Kandidaten wenigstens ein Organ besäßen, das in aller Offenheit und in vollständiger Unabhängigkeit den Umschwung der Verhältnisse vorbereiten und eine Besserung durch den Sieg der nationalen Ehrlichkeit ermöglichen wollte?"

Auf diese Weise traf sich unverhofft eine Moltan'sche Spontanüberlegung mit einem geheimen Wunsche Bodrys, und überrascht zeigte sich der Jüngere allein, der mit einem Male einen Ausweg sah, wo er früher nur Schwierigkeiten über Schwierigkeiten erwartet hatte. Seiner ausgesprochenen Befürchtung, Geld zum Unternehmen und eine große Druckerei zur Förderung des politischen und des finanziellen Wagnisses seien schwer zu beschaffen, begegnete der stürmische Handelsherr mit einer Fingerschnippse und mit dem pathetisch hingeworfenen Merkworte:

„Wo das Vaterland zur Rettung aufruft, vereinigen die Allerbesten gleich die Schätze ihrer Häuser."

Der Plan, so meinte er, nach einem scharfen Zusammenklingen der Gläser, einem herzhaften Schluck und einem genießerischen Schmunzeln, sei doch gar nicht neu, er selber kenne sieben oder acht entschlossene Männer aus der Landeshauptstadt, die vor Jahren bereits mit einem ebenso ideal gesinnten Bleiletternjunker verhandelt hätten und auch einig geworden wären, wenn ein tüchtiger und wagemutiger Schriftleiter hätte entdeckt und engagiert werden können. Ein Joby wäre natürlich ihr Mann gewesen, wenn nicht Joby damals, ungekannt und selber ahnungslos den ungewöhnlichen Kräften seines Geistes gegenüber, dreimal wöchentlich die Bänke irgendeiner Alma Mater gemieden hätte. Wie aber gedächte er sich zu verhalten, wenn ihm, so aus heiterem Himmel sozusagen, die Leitung eines Tageblattes angeboten würde?

„Ruhig auf jeden Fall und wahrscheinlich ablehnend!" sagte Josef Bodry. „Meine Beiträge sind in allem die ausgereiften Früchte meiner Ungebundenheit. Wenn ich die regierende Verworrenheit zu erschlagen mich erkühne, muß ich auch die abseitig wirkenden Transuseleien treffen dürfen, die mir in der nächsten Leibesnähe agieren. Ich kann nicht Stümper mähen und den Mann verschonen, der, als Trottel, plötzlich aufsteht und erklärt: er sei mein Auftraggeber und als solcher sicher vor der Schneide, die ich anzusetzen habe."

Ludwig Moltan klatschte Beifall, rief „Bravo!" und gab dem Sprecher dadurch Recht, daß er in mehr als dreizehn rauschenden Phrasen die anständige Gesinnung seiner Bekannten, die längst berühmt gewordene Logik des kulturbefruchtenden Kommentators Joby und die persönliche Uneigennützigkeit in allen publiken Dingen so vermanschte, daß es schließlich anzuhören war, als hätten sich drei Parteien da auf einer angedunkelten Basis rasch geeinigt, eine neue Wahrheit in Zeitungsformat auf dem allerbesten Druckpapier in einer Fünfzigtausendauflage zu verbreiten und Dr. Josef Bodry zum freiesten aller politischen Zwangsverwalter zu bestellen. Es stehe doch wahrlich außer Diskussion, den sprachlichen Feuerwerker aus der „Landeswacht", den Gedankenlanzenschleuderer Joby in ein Joch zu spannen, um durch ihn das geistige Unwesen des Landes aus den führenden Positionen zu verjagen. Auch in einem Journal der Besonnenen und der Erneuerungswilligen könne seine spirituelle Alleinherrschaft unter den Federhelden der Nation nur unbeschränkt sein. Ihrer fruchtbaren Aussprache möchte er, Ludwig Moltan, nun die Krone dadurch aufsetzen, daß er seine vielen Freunde benachrichtige, sie die Gründung schleunigst vorzunehmen bitte und ihnen das Bodry'sche Zustimmungswort als das größte politische und literarische Ereignis der letzten Jahre übermittele!

„Nein!"

Nur dieses eine Wort warf der junge Mann in die exuberante Wortseligkeit des Gastgebers, streifte wieder blicklings die Gestalt im Silberrahmen über den blinkenden Bücherschränken, wurde allmählich weicher und verwischte schließlich die Härte seiner Verneinung in der abgestillteren Erklärung, daß er nicht gekommen sei, um sich für eine unbekannte und noch reichlich undurchsichtige Sache kapern

zu lassen; bevor er sich verpflichte und verpflichtet fühle, müsse er genau die Kräfte kennen lernen, die er eines Tages stützen solle, da sie vorhätten, seine Zeitung geldlich zu unterstützen, und noch niemals habe er Entschlüsse von einer so weitreichenden Bedeutung ohne den vertiefenden Rat der Nacht gefaßt. Er betrachte die vergangene Stunde mitsamt den Gedanken, die sie habe entstehen lassen, als eine angenehm verbrachte Zeit der Anregung, der Unterhaltung und der Aussprache ohne sonderlichen Abschluß. Interessant sei die große Editionsgeschichte mit ihren Wahrscheinlichkeiten und mit ihren Möglichkeiten schon; ihrer Verwirklichung stehe er aus diesem Grunde bejahend gegenüber; seiner Mitarbeit, nach den Regeln, die in der „Landeswacht" sanktioniert worden seien, sehe er kein Hindernis, doch seiner vollen Ungebundenheit wolle er um jeden Preis die Treue halten!

Ludwig Moltan sprang vom Sitze hoch, klopfte dem, der ihn um eine halbe Kopfeslänge überragte, die linke Schulter ab und bestätigte mit einem wiederholten „Natürlich!", „Selbstverständlich, mein Bester!" die zurückweisenden Äußerungen des jungen Schriftstellers, der ihn plötzlich zu verlassen strebte. Nicht der geringste Ton der Enttäuschung schwang in seinen Abschiedsworten nach, im Gegenteil, er lachte wie im Anfang, redete und rauchte, füllte noch einmal die Gläser, prostete und trank, ergriff den Arm des Gastes, sprach, als sei alles festgelegt, beschlossen und erledigt, von der neuen Zeitung und vom frischeren Winde in den freien Segeln der verjüngten Tagespresse, übersah geflissentlich die vergeblichen Protestbemühungen Bodrys und verabschiedete sich in der Türöffnung mit einem überherzlichen:

„Auf morgen, lieber Doktor! Dann werden wir gleich das Ding perfekt haben!"

Es war eine sonderbare Empfindung, die Josef Bodry aus dem Moltan-Hause in den verdämmernden Tag hinaustrug und nicht einmal im dichtesten Schwarm der abendlichen Heimkehrer abwerfen konnte, obwohl die Vielfalt der Geräusche und der Wechsel in den Straßen jede Ablenkungsweise erprobten und durch die Vorstellung natürlicherer und reizvollerer Szenen für eine sofortige Überblendung der Erlebnisse zu sorgen schienen. Eine Unzufriedenheit ohne

greifbare Fassung blieb in seiner Seele, und der Unruhe, die ihn vorwärtsjagte, wußte er keinen hinreichenden Erklärungsgrund zu finden. Immer hielt sich, wie er gehen und wohin er auch schreiten mochte, eine Bedrohlichkeit, die er nicht zu deuten wußte, hinter seinem Rücken. Eine eigentümliche Gewalt aus Fremdheit und aus Befremdung folgte ihm, sein Geist ermangelte der Festigkeit, und nicht einmal die Einsamkeiten vermochten seine altgewohnte Friedlichkeit der Sinne wiederherzustellen. Etwas Anklägerisches erhob sich in seinem Herzen und beschuldigte ihn einer Schwäche, deren Dasein er als Ahnung oder als Stimmung in sich vermerkte, aber nicht als Gestalt und als Deutbarkeit zu fassen wußte. Schließlich dachte er, sich selbst ein heimlicher Verfolger zu sein, weil er vor Moltan seine Zustimmung zu einem notwendigen Werke nicht verhalten, sondern rein aus eitler Lust zur politischen Satire und Polemik mit zweideutigen Worten seine Beteiligung am Versuche als eine überlegbare Sache hingestellt hatte. Das überrumpelnde Gehaben Moltans war nicht gleich im ersten Ansprung, kühl und ohne Floskel, abgewiesen worden. Vielleicht lag der beredten Freundlichkeit des Patriotenmachers eine Absicht zugrunde, deren Ziel er klug verschwiegen und taktvoll undurchsichtig gelassen hatte, solange nicht der begabte Zeitungsschreiber, als teueres Mittel zum hohen Zwecke für die bedingungslose Annahme des vorgesehenen Amtes hatte umgestimmt werden können.

Allmählich wich die Mißstimmung einem Argwohn, der sich bestimmter Gesten, Blicke oder Worte Moltans erinnerte, sich an solchen Wiederauferstehungen des Gedächtnisses stärkte und am Ende so im Mißtrauen erstarrte, daß der angedunkelte Wanderer den Entschluß faßte, das klägliche Intermezzo im Allerheiligsten eines Kapitalisten als ein kleines Nervenspiel des Alltags hinzunehmen und vor dem Fall der Nacht als erledigt zu behandeln.

Doch das letzte Endchen Tag durchkreuzte seinen Vorsatz und stachelte, was es dem Schlummer hatte übergeben wollen. In der Vitrine der Sozialistenzeitung „Vorwärts" las er im Vorbeigehen die Sensationsmeldung, daß der gewesene Ministerialrat Reber zwischen Ammenkeer und Reidersdorf als Leiche aufgefunden worden sei und am Vorderkopf das untrügliche Merkmal eines Selbstmordes trage.

Die Generalstaatsanwaltschaft habe sich noch nicht über die näheren Umstände ausgesprochen, obschon die Kriminalpolizei an Ort und Stelle alle Erhebungen durchgeführt und ihre Konklusionen wahrscheinlich an die vorgesetzten Instanzen abgeliefert habe. Die Gerüchte um die Verfehlungen des Toten gewännen durch dieses gewaltsame Ende neue Nahrung, und die Mutmaßungen, daß die „Landeswacht"-Besitzer mitsamt ihren anonymen und pseudonymen Supportern impliziert werden könnten, seien durchaus nicht von der Hand zu weisen.

Josef Bodry fühlte, daß die Flutungen seines Herzens sich plötzlich in einem ungewohnten Schmerzensdruck zu stauen begannen. Er kehrte, wiewohl auf dem Wege zu Lana Ferens und in der Nähe ihres warmen Heimes, jählings um, erstrebte seine eigene kalte Junggesellenwohnung, schrieb sich dort, in einer flammenden, martialisch dröhnenden und unbarmherzig strafenden Prosa, den hellsten Zorn gegen die rosaroten Insinuanten aus dem Blute, überlas den langen Kraftergu ß, zerriß ihn und verstand, als er den trockenen Laut des Reißens wahrnahm, daß sein Wille schon mit der Firma Leib und Söhne für immer gebrochen hatte.

Als dann im gleichen Augenblick die Braut ihn anrief, von seiner impulsiven Entscheidung hörte und den Geliebten sofort mit frohen Glückwünschen bedachte, empfing er diese unüberraschte Zustimmung als den selbstverständlichsten Akt der Freundschaft, legte sich nieder und grübelte im Dunkel fort über die Ausgestaltung des Organs der Unabhängigen, das er „Beizeiten" zu nennen gedachte.

Es war wie eine Obsession, deren Auswirkungen er sich nicht verschließen konnte, daß er immer wieder abschweifte und mehr der Merkwürdigkeit in der Tragik des Reber'schen Todes als den Leitgedanken einer werdenden Zeitung hingegeben war. Irgendetwas an diesem erschütternden Schicksal, dessen plötzliche Vollendung im Gegensatz zu allen andern Radikalentschlüssen des Leib'schen Schwiegersohnes stand, erschien ihm seltsam und jeder Logik, selbst unerklärbarer Ereignisse, zuwider.

Besonders eigenartig berührte ihn die Wahl der Tat- und Todesstelle zwischen Ammenkeer und Reidersdorf, wo weder er noch seine Frau zu verkehren pflegten, da die Abseitigkeit der Stätte, außer den

Jägern, zu denen er nicht gehörte, nur die Stromer und die Flüchtlinge der Polizei aus Gründen der persönlichen Sicherheit anzuziehen vermochte. Unwahrscheinlich war die Deutung, welche ihn einzuordnen suchte in den Bund der Diebe und der Gauner, und deshalb den Ort des Unterganges als natürlich und gegeben hinnahm, während doch gerade Reber ängstlich darum besorgt gewesen war, den Untersuchungen seines Falles Vorschub zu leisten und die Unbefangenheit der Prüfer durch einen diskreten Rückzug aus dem Amte zu garantieren. Weshalb eliminierte er sich selber aus dem Gang der Dinge, den er mit allen Mitteln provoziert hatte, wenn er nichts anderes als die offene Feststellung seiner Schuld oder seiner Unschuld zu verlangen, zu fordern und zu fördern strebte?

Das war nicht die einzige Frage, die sich Josef Bodry, mitten in der Nacht, noch ehe er die Richtlinien seines reifenden Unternehmens hingeworfen hatte, um die Meldung des „Vorwärts", ihre insipide Fassung und ihren anklägerischen Unterton zu stellen wußte. Er ging, bevor er im Entschluß, am nächsten Morgen Leib und Söhne aufzusuchen, sich beruhigt hatte, durch hundert Peinlichkeiten eines Interrogatoriums, in dem er selber der große Inquisitor und das kleine, immer kleiner werdende Opfer war, bis er mit einem Male vor der verdammenden Gebärde eines Richters, der wie Moltan redete, in die Knie, in die Reue und, tiefer, immer tiefer, in den Schlag des Vergessens sank.

Sein Besuch bei Vater Leib, der weniger gebrochen aussah, als der Unglücksfall hatte erwarten lassen, begann mit einer unliebsamen Viertelstunde, in welcher Josef Bodry als ein Schuldiger vor einem Geschlagenen erschien. Denn der alte Druckereibesitzer kam dem Geständnis des jungen Schriftstellers zuvor, indem er, in der schmerzlichen Sprache dessen, der sich bei den stärksten Prüfungen von Allen verlassen weiß, mit resignierendem Verständnis zu verstehen gab, daß nun wohl auch die fruchtbare und erfolgreiche Mitarbeiterschaft des bekannten Joby zu Ende gehe, da keinem Sterblichen einzufallen beliebe, den guten Ruf seines Namens durch das üble Odium eines Ehrlosgemachten zu gefährden. Dabei habe weder der „Vorwärts" noch das Publikum noch auch der getreueste Eckart der „Landeswacht" den Abschluß der offiziellen Untersu-

chung abzuwarten vermocht und voreilig den Selbstmord als eine sehr zweideutige Beendigung des Falles registriert.

Aber Leib und Söhne ließen sich so leicht nicht mundtot machen, da die Umstände der wider sie und ihren Schwiegersohn erhobenen Anklagen reichlich dunkel, verworren, ja, in gewisser Hinsicht interessiert klängen und vielleicht mit verwerflichen Geheimmitteln hervorgerufen worden seien. Reber habe stets, mit der Energie des blanken und sicheren Kämpfers, sämtliche Anwürfe zurückgewiesen und in keinem Augenblick eine physische oder psychische Schwäche verraten, im Gegenteil, am schwarzen Tage selber sei er, aufgeräumt und optimistisch wie zuvor, in die Stadt gegangen, habe mit keinem Worte einen etwaigen Ausflug nach Ammenkeer oder Reidersdorf erwähnt und für den Abend einen Logenplatz im Stadttheater reservieren lassen.

Wer nun, wie sie, den offenen Charakter dieses Staatsbeamten habe erkennen und durchschauen können, sähe in jedem einzelnen der Fakten einen versprechenden Anhaltspunkt zur kategorischen Fortsetzung des Prozesses post mortem, zur Aufdeckung aller, selbst der geringsten und unbeachtlich erscheinenden Gegebenheiten und, wenn Gott es zuließe, zur Entlarvung einer furchtbaren Kabale, die leider ein kostbares, intelligentes und reines Menschenleben gefordert habe.

Wohl sei er selber alt und darum allzu schwerfällig geworden, um in der Zeitung jetzt pro domo einen erschöpfenden Feldzug zu beginnen, doch hätten seine Söhne noch die Kraft und auch das Geschick, die geistigen Kampagnen wider den Teufel und seine nationalen Helfershelfer durchzufechten.

Da legte Josef Bodry seine bebenden Finger in die zitternden Hände des alten Leib und erklärte, ohne Feierlichkeit und ohne Schwurakzent, sachlich einfach, aber männlich bestimmt:

„So werden wir zwei Organe haben, die ein gemeinsames Ziel verfolgen. Manchmal hilft nur ein erzwungener Tod der wahren Freiheit wie der freien Wahrheit zum Leben!"

Ehe noch die gröbsten Vorarbeiten zur Herausgabe der Zeitung, nach der endgültig besiegelten Entscheidung Jobys, überstanden

waren, erschien im „Vorwärts" die unscheinbare Mitteilung, es stünde der „Landeswacht", nach dem überstürzten Ausstieg des rüpelnden und seichten, unverständlichen und eingebildeten Joseph Bodry, ein neuer Schlag bevor, da einige bekannte Dunkelmänner den abtrünnig gewordenen Dreigroschenschreiber für sich und ihre Sache gewonnen und durch einen Vertrag über den sattsam verachteten Proletenschinder Ludwig Moltan gebunden hätten. Es sei schon durchgesickert, daß sein junges Blatt unter dem Namen „Beizeiten, Merk- und Werkorgan der unabhängigen Patrioten" herauskommen werde, was durchaus den Joby'schen Stil in der Joby'schen Formulierungsart verrate und wahrscheinlich seinen geheimen Sinn, gemäß der erprobten Vergangenheit des Chefs, in dieser Fassung zum Ausdruck bringen möchte: Beizeiten weichen, wenn die Lumpen stinken!

Nun gehörte der junge Schriftsteller zu jenen doppelt begnadeten Menschen, die nicht nur schärfere Angriffe ohne die geringste Reaktion des Zornes hinzunehmen wissen, sondern auch in einer schneidigeren Gegenattacke, voller Witz und Ironie, mit unklischierten, neugebrannten und bildhaft ausgeschmückten Satzteilen, jeden Ausfall gegen die eigene Person zurückzuweisen verstehen. In diesem Augenblick jedoch, da er die letzten Dinge vor dem ersten Druck in Ordnung brachte, verzichtete er auf jede Polemik mit der Sozialistenpresse, überlegte eine Weile, wie es hatte möglich sein können, die sekreten Abmachungen in Erfahrung zu bringen, verließ darauf sein Schreibzimmer und fuhr zu Ludwig Moltan ins Kontor.

Der Gewerbekönig, welcher den Vertrieb von Wolle gleicherweise wie den Absatz von dunkleren Waren mit Geschick und Glück besorgte, paffte, strahlte, redete und gönnerte wie immer, erklärte sich von Josef Bodrys Annahme, er sei ein bißchen leck für derlei Übereinkommen, beleidigt, schwor in zehn Minuten zwanzig Eide, daß kein Laut über seine Zunge gegangen sei und erklärte sich überzeugt von der Tatsache, daß Joby selber, freilich nicht aus Unbedachtsamkeit, sondern als ein Überfroher oder gar als ein Verliebter, die Angelegenheit verbreitet habe. Ob da nicht ein Bäschen, ein Kusinchen oder vielleicht eine liebe Tante vom Projekt erfahren haben könne oder ob am Ende etwa die Dame seines Herzens, falls sie existiere, manche Unterhaltungsteile ausgeplaudert habe?

Josef Bodry zwackte das breite und verletzende Lachen des Handelsherrn mit einem schneidenden: „Bitte sehr! Meiner Braut ist nur zu trauen!" ab, fing sich dennoch eine bittere Empfindung ein, welche Lana Ferens unverhofft aus kritischeren Augen betrachten ließ, und sah sich schließlich, in einem simplen Blattumdrehen, das der Hausbesitzer glatt, gewandt und aufdringlich vornahm, vollständig gewandelten Plänen gegenüber.

Müsse nicht, so fragte Ludwig Moltan, die ganze Taktik des Journalisten, nach der plötzlichen Divulgierung aller Editionsverhältnisse durch ein gegnerisches Blatt, die Widerlegung der Nachricht dadurch zu erzielen versuchen, daß sie sich eine Umänderung in ultima erlaube, und also nicht mehr die Flagge eines „Beizeiten"hissen, sondern das Blitztuch eines „Sturmes" hinausflattern lasse? Das sei zum mindesten die Ansicht des Verwaltungsrates, den er angerufen, befragt und in sämtlichen Punkten mit seiner persönlichen Auffassung einverstanden gefunden habe.

Als Josef Bodry gegen einen solchen Namen Bedenken vorbrachte und den „Sturm" der Geldgeber als einen trivialen Abklatsch sechstrangiger Phantasiemeister verwarf, wurde Moltan wieder feuer-, geist- und unruhvoll, schob die Zigarre in die linke Maulecke, klemmte sie zwischen den Lippen fest, redete mit den Händen, warb mit dem verzogenen und rechtsseitig muldenmäßig sich öffnenden und schließenden Munde, stürmte selber durch den Raum und deklamierte, wie er, noch am Rande des Verderbens, die verjüngten Schößlinge der neuen Ordnung freigelegt und wachsen sähe, weil alle Morschheiten des politischen Lebens über Nacht den entfesselten Mächten eines Orkans der guten Führung erlegen seien.

„Das ist es!" rief er, „ja, so muß es sein! Die Menschen müssen wachgerüttelt werden, denn die Zeit des Schlafes ist vorbei. Stürmen Sie, mein Lieber! Nur nicht sommerlich oder schüchtern säuselsanft! Fallen soll, was faul ist! Wie werden Sie beginnen?"

Joby gab nur zögernd jene Verdachtsgründe preis, die ihn bewogen, Rebers Schicksal in den ersten Nummern auszubeuten. Eine kleine Weile schien die Offenbarung wider das fröhliche Gemüt des Kaufherrn zu wirken, aber dann entließ er doch den Zeitungsmann, der im aufgehellten Nachmittag die Möglichkeit einer Aus-

plauderung durch Lana Ferens bedachte und immer härter wie ein Mißgestimmter eher als wie ein lauter Preiser ausschritt, den die Angriffsabsichten des Schriftleiters zu begeistern wüßten.

Der Sturm, welcher am vierten Tage nach der Unterredung durch das Land zu brausen begann, riß seinem eigenen Erfolge viele tausend Türen und Herzen auf, sodaß die öffentliche Meinung bald bei diesem „Organ der wahren vaterländischen Gesinnung" schwor und allen unter- oder hintergründigen Geschichten, die von ihm in einer scharfen Form enthüllt und nach den Normen der gesetzten Anständigkeit bewertet wurden, die Spannung des Geistes mit der Entrüstung der Seele entgegenbrachte.

Insbesondere waren es die täglich wiederholten Hinweise auf das Dunkel um den Tod des Ministerialbeamten Reber und die Fragwürdigkeit in der Amtsmär vom Selbstmorde, die im Nu das Volk in einen Fieberzustand versetzten und gar bald den aufhorchenden Joby mit einer solchen Menge anregenden, aufhellenden oder präsumierenden Materials belieferten, daß er selber plötzlich nicht mehr spekulativer Schreiber in einem Zimmerwinkel, sondern hetzender und gehetzter Spürhund in den Fängen seiner Leser war.

Aus einer Fülle anonymer und auch namentlich gezeichneter Verdachtsäußerungen las er nach und nach die Überzeugung in sich ein, daß in diesem Falle weniger der blinde Zufall als ein höllischer Geselle nach den Forderungen eines klaren, wenn auch verdorbenen Verstandes zugeschlagen hatte, weil an siebzehn verschiedenen Indizien nachzuweisen war, daß hier kaum das unerbittliche Schicksal, wohl aber ein unbarmherziger und übermächtiger Feind zu walten schien.

Josef Bodry übergab, nachdem er zwei Wochen lang in gesteigerten Anschuldigungen gegen Unbekannt die Bahn zu einem raschen Endspurt in der tristen Sache vorbereitet hatte, sämtliche Schriftstücke der Polizei und verlangte, in einem sogenannten Epilog, der die geheimnisumwitterte Angelegenheit vorläufig für die Zeitung abschließen sollte, die härteste und höchste Kraftanwendung der Staatsorgane, damit noch vor den Wahlen alles Klarheit, Licht und Sühne werde.

Es geschah nun, daß auf diese Mitteilung hin die schöne Lana Ferens unvermittelt in der Schreibstube des Geliebten auftauchte und nach einer längeren Weile beiläufig oder nebensächlich scheinender Bemerkungen die Tat des Freundes als den größten Fehltritt seines Unternehmens vorstellte. Im ersten Augenblick der Überraschung verteidigte sich Josef Bodry mit der halben Schlagkraft dessen, der die Worte einer Frau nur lächelnd, als die Expressionen einer Laune, zu vermerken imstande ist, ohne sie mit dem Schimmer tieferer Weisheit behaftet zu wähnen, dann aber, als die unerwartete Besucherin trotzig und verbissen ihrer Meinung Ausdruck verlieh, bedachte er seine Repliken mit dem warmen Hauche des Gewissens, das sich der Nation und der Gerechtigkeit verpflichtet wüßte, und äußerte sein Befremden über die Eindringlichkeit, mit welcher sie, beinahe heftig wie der alte Moltan, die Verteidigung des Unentdeckten gegen das schreiende Schweigen des Ermordeten zu führen schien.

Ihre tonlich etwas überspitzte Antwort, niemand vermöge gegen die Gleichheit im Gehaben von Verwandten das geringste auszurichten und die Tatsache, daß sie als Moltans Nichte ähnlich wie der Kaufherr reagiere, bewiese niemals die Unrichtigkeit ihrer Gefühle, versetzte ihm dann irgendwo in der Mitte seines Herzens einen Schlag, von dessen wehen Folgen er sich erst erholte, als die erzürnte Frau nur noch den Ruch ihrer Hitzigkeit und den Duft ihrer Kleider zurückgelassen hatte.

Die Bitterkeit, welche ihn erstmals nach dem zweiten Besuche bei Ludwig Moltan heimgesucht hatte, kehrte wieder und erlaubte dem jungen Kämpfer jetzt nicht länger, in der angebeteten Lana Ferens eine leuchtende Göttin der Reinheit und der Wahrheit zu verehren. Anders sah er, in der gewandelten Stimmung, die Dinge von früher, und den Argwohn aller vorhergehenden Tage wollte er mit einem Male als berechtigt dort vor allem anerkennen, wo er eine interessenhafte Einmischung Moltans zu verspüren und die Liebe Lanas jäh geteilt und eher den Einflüsterungen eines berechnenden Onkels als den Stimmwirkungen eines streitenden Geliebten zugänglich glaubte.

Um Mittag, als er seine Offizin verließ und zu Fuß durch die überfüllten Straßen wanderte, konnte er sich kaum des Eindrucks erwehren, daß er in einem Netz von vorgetäuschter Sympathie und

von schauspielerischer Liebe eingesponnen lag und wehrlos ausgebeutet wurde von außerpersönlichen Mächten, um zu ihren Gunsten ein fremdes Ziel mit aufgezwungenen Mitteln zu erringen.

Wehrlos? Nein solange er das freie Wort besaß, war er durch keine Fessel zu erledigen. Nun würde erst der rechte Kampf in echter Ritterschaft beginnen!

Dieser Eindruck verstärkte sich in den nächsten Tagen, die den Wahlkampf zur erbitterten Schlacht um die Vorherrschaft werden sahen und im allerletzten Augenblick vor der Entscheidung das Auftauchen einer soliden Umsturz- und Auslandspartei erleben ließ.

Joby verdoppelte seinen Eifer um den Sieg der patriotischen Kräfte, indem er nun auch die Verkauften so anprangerte, wie er zuvor die Verkäuflichen attackiert hatte, immer in der Sorge freilich, die von östlichen Nachbarn her bedrohte Heimat mit jenen unbestechlichen Männern zu versehen, welche wider jeden Druck zu agieren und mit Nachdruck die Gesundung der inneren Verhältnisse zu betreiben vermöchten.

Und wieder war es Lana Ferens, die, im Laufe eines ihrer abendlichen Gespräche, den Geliebten mit der Ansicht bedrückte, es sei doch wahrlich besser, in diesen trüben Zeiten der Unsicherheit die Extremisten zu schonen, um dafür mit Ungestüm und mit Urgewalt die Korruptionisten anzufallen, da voraussichtlich die kommende Regierung ein Kollaborationsregnum mit dem Osten herstellen und zuvor also mit der angeprangerten Partei paktieren müßte.

Das, erwiderte Josef Bodry bestimmt, könnte niemals seine Meinung und wohl auch nicht Überzeugung eines unerschütterlichen Patrioten werden, wie Ludwig Moltan ihn als Musterbeispiel für die Gesamtheit zu verkörpern schien; denn der tiefere Sinn der nahen Volksbefragung läge in der Lösung des Dilemmas, ob das Vaterland noch länger in der fäulniserregenden und den Verfall beschleunigenden Indolenz verharren wollte oder ehrlich entschlossen wäre, selber nun, und zwar aus den gesündesten Teilen seines Seins heraus, die Autonomie zu sichern und die Unabhängigkeit zu stabilisieren.

Die Wunde, welche ihm das Wort der hochverehrten Frau im Geiste geschlagen hatte, schmerzte über Nacht und über Morgen

derart fort, daß er, um sich innerlich zu erleichtern und um zugleich das Volk mit der Größe seiner demnächstigen Mission vertraut zu machen, den Gedanken, der ihn auf- und umriß, in jene scharfe, schneidende und durchbrennende Fassung brachte, die seinen schriftstellerisch-polemischen Ruhm begründet hatte, und die eigenen Äußerungen zu den präzisesten Unterlagen für eine öffentliche Umfrage bestimmte, in der sich Ludwig Moltan, etwas feierlich, ein klein wenig zu rhetorisch und ein bißchen floskelreich, durchaus nach den stillen Erwartungen des Fragestellers ausredete.

Nicht einmal in seinen schriftlichen Bekenntnissen vermochte der Großkaufmann der gewöhnlichen Satz- und Klingklangseligkeit zu entsagen, die ihn unentrinnbar befiel, sobald sein Mund die ersten hörbaren Laute geformt hatte: jedes gedruckte Wort war nur das graphische Zeichen für eine posenhafte Geste, und in jeder Periode wurde die aufdringliche Jovialität seines Wesens ebenso fühl- wie sichtbar. Er sprach nicht aus, was in seinem Geiste ichbetonte Eigenart gewesen wäre, sondern rief in einem imaginierten Auditorium die Durchschnittslieblingsempfindungen der Masse als die eigene Verfassung wach, berauschte sich an ihrer ausgeschmückten Mediokrität und ließ die lauschende – oder lesende – Menge, nach dem strengen Gesetz der eigenen Anfälligkeit, die Dorierung als die Herrlichkeit eines höheren und einmaligen Gedankens bestaunen. Wie er in den Meetings als der beste Mann des Wortes gefeiert wurde, so wollte er, im selben Ausmaße, als ein Held der Feder gelten; und fürwahr, seine oratorische Gewandtheit schrie im Schriftlichen nach Kehlenschwellungen vor dem Applaus, der naturnotwendigerweise an den pathetischen Stellen einzusetzen hatte.

Josef Bodry lächelte zu einem solchen Überschwang und freute sich zugleich, daß wenigstens in dieser schwersten Frage Moltan mit ihm einig ging. Er suchte, als die Stimmung der weiten Öffentlichkeit sehr günstig für die Sache der Patrioten zu stehen schien, den Handelsherrn in seiner fürstlichen Wohnung auf, um in einer neuerlichen Aussprache die Etappen ihres Weitermarsches festzulegen und, als eine Beiläufigkeit der längeren Unterredung, seine Zufriedenheit über die inhaltliche Fassung der Umfrageantwort zu bekunden.

Aber merkwürdig war die Verfassung des Mannes, der ihm früher als eine seltsame Kettenexplosion von Lebendigkeit, Triebkraft und Heiterkeit den freundlichsten Empfang bereitet hatte, aber jetzt, als vielbeschäftigter, fahriger und wortkarger Direktor eines Großbetriebes, in Hast und Nervosität seine zahlreichen Briefvorlagen unterzeichnend und zwischendurch seine kurzen, abgerissenen und widerwillig gegebenen Bemerkungen sozusagen freudlos herscherisch hinwerfend, wie eine ausgepowerte Masse Mensch den raschesten Abschied des unwillkommenen Besuchers abzuwarten schien.

Es bestürzte Josef Bodry nicht nur wenig, als er, nach den ersten Begrüßungsworten, wie gewöhnlich kaum vom Redestrom des Handelsherrn dahingetragen wurde, sondern die Verdrossenheit des Moltan'schen Familienoberhauptes gleich einer stummen Anklage hinnehmen und von sich aus die Gespräche über den akzidentellen Austausch eingewurzelter Höflichkeitsformeln in die besondere Sphäre wichtiger Kommunikationen emporheben mußte, wo immer noch die Mürrischkeit des Alten anhielt und seine Schweigsamkeit vergebens sich in einer gewaltsamen Geschäftigkeit zu erklären versuchte.

Seine Repliken fielen kurz und scharf wie die Befehle eines Chefs, der sich dem Untergebenen nicht als Mensch und als Meister, sondern nur als Herr und als Gebieter anzunähern wünscht und also in keiner Weise die Selbständigkeit im Verweilen oder in der Konversation des besten Dieners zu verzeihen geruht. Er signierte seine Briefbogen, sprach beim ersten Anklingeln in das Telefon, zwang sich zwischendurch zu einigen amputierten Antworten und war nicht länger identisch mit dem dynamischen Politiker aus der allernächsten Vergangenheit, der wider Geist und Gänse seine rednerische Besessenheit hätte verteidigen mögen.

Sein Wort bekundete nicht mehr die Ruf- und Formelseligkeit der Vortage, sondern begnügte sich mit Zwei- und Dreisilbern, die entweder eine halbe Zustimmung oder eine ganze Ablehnung ausdrückten, und versagte weder dem Sprecher noch dem Hörer den gelegentlichen Unterton des Tadels, der in jeder Form dem jungen Schriftleiter als unzuläßig erschien.

Hatte er, im Siebentag- und Siebennachtwerk einer Woche, nicht das Allerletzte unternommen, um den Inhalt des „Sturmes" zu durchgeistigen und den Absatz des Organs bis zur Überflügelung aller andern Blätter zu steigern?

Nein, das sei keineswegs gemeint, entgegnete der Kaufmann, indem er unwillig die kaltgewordene Zigarre niederlegte und unbewußt die Pose des zürnenden Richters annahm, nur die radikale Feindschaft gegenüber den Extremisten könne, in der Joby'schen Unbeugsamkeit, genau so wenig fortgesetzt werden wie die kraft- und raumverplempernde Kampagne um den toten Reber. Wo das Heil der Lebenden auf dem Spiele stehe, dürfe eine Leiche auf den Ruhm verzichten, über Grab und Zeit hinaus den Atem der Zurückgebliebenen zu beschleunigen. Nur die Zukunft habe die Aufmerksamkeit der Bürger zu fesseln und in ihr die Rettung des geliebten Vaterlandes.

Nun ging, in einer blitzhaft raschen Wandlung, die Bestürztheit Josef Bodrys in Entrüstung über, die sich keines harten Ausdrucks zu enthalten wußte und deshalb in der ausfälligen Art des Überlisteten dem finsterblickenden Händler in Ohr und Antlitz rief, das stelle doch den Sprecher in den stärksten Widerspruch zur eigenen geschriebenen, gedruckten und verbreiteten Vortagsansicht, die der Befreiung und der Befriedung des Volkes in der unerbittlichen Elimination der auslandshörigen Partei das Wort geredet habe!

Erstmals blickte Ludwig Moltan, nicht mit Lächel-, nein, mit Unmutsfalten im Gesicht, den Besucher an, verneinte stumm, durch einen Pendelschwung des Kopfes, die Behauptung seines Schützlings und erklärte derb, er habe, wo er öffentlich sich äußern müsse, stets die Meinung seiner Wähler zu achten, die leider in der großen Mehrzahl dächten wie der Zeitungsschreiber. Ja, es sei der Fluch des Augenblicks, daß keiner dieser Zeilenschinder – und am wenigsten der vielgeliebte Joby – sich erkühne, diese eingefrorene Meinung aufzutauen und für die morgenden Dinge eine Umstellung zugunsten der Extremisten zu fordern. Auch diese glaubten an die Stärkung der Gemeinschaft und an die Erlösung aller Stände aus der Not, auch sie arbeiteten, vielleicht mit andern Mitteln, über andere Wege, für die Freiheit in der Weltgebundenheit der Nation und dürften demnach

die Achtung ihres Strebens und die Anerkennung ihres guten Willens verlangen.

Genau wie Lana Ferens! sagte Josef Bodry, mehr dem eigenen Gewissen als dem eifernden Redner zugeneigt. Dieser aber fing den Ausruf auf und replizierte ohne Zaudern:

„Wie könnte das ein Wunder sein, wenn Lana Ferens Blut von unserm Blute und also auch die lebende und fortundfortwirkende Erwägung nach unsern eigenen Gedanken ist? Sie fühlt, gleich mir, moltanisch, und ihr Sinn wahrt unverdorben, noch im dritten Grade, unsere unausrottbare Familientradition. Wir haben und behalten für immer den geheimen Instinkt für die Erspürung des Kommenden und betätigen unausgesetzt den Flair, der uns im rechten Momente die notwendigen Schritte zur Sicherung des übernommenen Erbteils zu vollziehen zwingt. Wo Lana Sie berät, entkommen Sie, sofern Sie ihr gehorchen, jeder nahenden Gefahr. Es wäre gut für Sie und für die Heimat, wenn Sie täten, was die kluge Frau von Ihnen fordert!"

Dieses Wort, so schien dem Hörer, mußte fallen, um ihn plötzlich zu erleuchten und seinem rückdenkenden Geiste die Geschichte um die Zeitungsgründung und um das patriotische Programm der neuen Kandidaten als eine genau berechnete Kabale zu erkennen zu geben, wiewohl das Herz mit allen Liebeswellen gegen die höhere Behauptung vorbrauste, Lana habe, als des Onkels beste Mittlerin, das Vertrauen des Geliebten hintergangen, um das Spiel eines Verwandten mit seiner ahnungslosen Hilfe gut gelingen zu lassen.

Aber sein Verstand war stärker als sein Herz, und der Unerbittlichkeit der Logik mußte dieses bald erliegen, wenn auch der Schmerz es stärkte und das Leid in allen Sinnen die Verteidigung der schönen Frau betrieb. Josef Bodry wußte sich mit einem Male im Beruf wie in der Zuneigung verraten, rang eine Weile, indes der heimlich triumphierende Sieger seine Briefe unterzeichnete, mit sämtlichen Mächten der Verzweiflung hinter der Empörung, überwand, vielleicht aus den Tiefen seines eingeborenen Trotzes herauf, die Anwandlung der enttäuschten Seele, auf den Kampf zu verzichten und in Ruhe den Zusammenbruch des Landes abzuwarten, und straffte sich, noch unterm Schlage fast der Klärung, die er nicht erwartet hatte, wie ein

Getroffener, den über jeder Lust die Qual zu größeren und erstaunlicheren Taten befreit.

Als Joby wieder reden durfte, merkte selbst der Handelskönig, daß die Stimme eines Gewandelten ihn ansprach, um in dunkler getönten Lauten auch die Ehrlichkeit in der Weltanschauung und die Geradlinigkeit in der politischen Überzeugung zu verherrlichen.

Ludwig Moltan, den die Schmerzen eines Freiheits- und eines Gerechtigkeitsfanatikers nicht bedrücken konnten, da der Laxheit seines Innenlebens jede Ängstlichkeit der Gewissenhaften unverständlich blieb, verlachte laut den Hinweis auf abstrakte Begriffe, wenn es sich, wie nun in dieser großen Auseinandersetzung, um die Greifbarkeit der Wirtschaft handelte oder wenn die realen Posten der Regierung zu besetzen waren. In der Politik, so rühmte er, gäbe weniger die bessere Gesinnung als die gewandtere Taktik den Ausschlag, ihr Ziel sei nicht, die Ganzheit eines Volkes durch den Adel der Idee zu leiten, sondern nur die Mehrheit der Masse zu gewinnen, um an den Leitungsstellen des Staates die nüchterne Macht des Daseins auszuüben und alles Trachten, in den Führerpositionen, der Zerkleinerung und der Schwächung jeder gegnerischen Formation zu widmen.

Als Josef Bodry, aufgebracht durch die brutale Offenheit des Geschäftsunternehmers, noch vom skrupellosesten Machtberauschten die Beachtung menschlicher Gesetze in der Anwendung der zulässigen Mittel zu verlangen wagte, schob Ludwig Moltan auch diese Forderung verächtlich beiseite und entdeckte bis zur Nacktheit seine Auffassung, die sich von der machiavellistischen nur durch den ausdrücklicheren Haß gegenüber jeder Moral unterschied. Alle Mittel, sagte er, in einem impulsiven Rückfall in die alte Lebhaftigkeit, müßten gut sein, um das verderbte Gefüge der Gesellschaft zu erneuern, und das einzige Gesetz, das anzuerkennen und zu beobachten er fertig bringe, laute schlicht und bündig: Tue nichts, was dich im Auge der Majorität herabsetzen, und unterlasse nichts, was deinen Feinden schaden könnte!

Es war das unverdeckte Funkeln in den Augen des Sprechers, das in diesem Augenblick, fast ohne den geringsten Anhaltspunkt und nur gemäß den plötzlichen sprung- oder launenhaften Eingebungen

der Phantasie, in Josef Bodrys Geist einen unheimlichen Verdacht zugleich mit den verblassenden Zügen des toten Reber aufsteigen ließ. Wohl verwarf er den Gedanken, der ihn packen wollte, und erklärte, ohne Furcht und ohne Rücksicht, daß die Unterredung seine vorgefaßten Pläne umgestoßen, ihn vor neue Aufgaben und unter diesen ihm als eine der vordringlichsten die Bekämpfung der Moltanschen Theorien gestellt habe, was gewiß auch ohne weiteres eine Änderung in ihrem Verhältnis herbeiführen werde.

Die kaum verhüllte Drohung eines Mannes, der aus jedem Worte sich die tötende Waffe zu schmieden und als solche auch zu gebrauchen imstande war, schien überhaupt nicht einzuschlagen, da der Kaufherr seine Feder ruhig weiterführte und im Tone eines Überlegenen, der sich unverletzlich und gesichert glaubt, die Frage zu bedenken gab, ob der junge Federfuchser dem Dementi eines angesehenen Bürgers, der seit Jahren wie sein eigenes das Wohl des Vaterlandes betrieben habe, einen einzigen Beweis für die Wahrheit seiner Behauptungen entgegenzustellen vermöchte. Er sei, obwohl ein Temperamentskondensator in den gewöhnlichen Stunden, doch der willigste Gemütsmensch, wenn man ihn privatim dieses Dings und jener Sache anzuklagen beliebe, kenne aber kein Erbarmen vor den Augen und den Ohren der Öffentlichkeit, die leider die üble Angewohnheit habe, immer den zum Sieger auszurufen, der mit Wucht und mit Schonungslosigkeit den Gegner niedertrete.

Also bliebe, sagte Josef Bodry, nur sein Austritt aus der Zeitung sang- und klanglos zu vollziehen.

Der Alte lächelte und widersprach:

„Sie sind, soviel ich weiß, kontraktlich noch gebunden!"

Diese Fertigkeit, sich sprachlich mitzuteilen, hatte, trotz der Abgegriffenheit der Formel, in der Mitte genau jenen Zustand getroffen, der Josef Bodry, nach den brutalen Offenbarungen seines geheimen Auftraggebers, zueigen war: er saß oder wanderte, schrieb und dachte nur in Banden, fühlte sich auch geistig unfrei und erkannte, als er seine Schriften überprüfte, daß die Gezwungenheit der Sätze ganz die Spiegelung eines Zwanges war, dem er mit allen Süchten zu entkommen trachtete.

„Der Sturm" drohte von innenher seine Atemstärke zu verlieren, da, fast über Nacht, die ehrliche Entrüstung in der ironischen Meisterfassung weniger spürbar durchklang, und der Wille, allerorten das Verdächtige und Maskierte, das Verlogene und Morschgewordene bloßzulegen, irgendeiner Lähmung ausgeliefert schien. Jobys Elan war gebrochen. Seine Feder stach nicht mehr ins Herz der Falschheit, sondern zirkelte gemächlich, wie die andern auch, um eine ausgefahrene Idee, die weder Blut noch Geist war. Sein Ausdruck verriet die Laßheit seines Herzens und entlarvte auch die Lässigkeit der Seele, die den Kampf um die Glorie eines großen Sieges nicht länger als den eigenen zu führen vermochte, sondern immer wieder Hemmnisse in der Erwägung fand, daß Ludwig Moltans Kreis vielleicht von guten Bürgern gebildet, doch von einem bösen Impetus getrieben wurde.

An sich selber entdeckte er auf diese Weise die erstaunliche und bis dahin nie erfahrene Tatsache, daß Talent im Menschen, als latente Gewalt, nur jenes explosiven Anstoßes harrt, der, aus den Tiefen des gepackten und aufgerüttelten, bald im Zorn und bald in der Leidenschaft, nun in der Empörung und dann im Zujauchzen eingerissenen Geistes steigend, für oder wider den Gedanken anspringen und im Aufprall Licht und Flammen sprühen läßt, die wir als Herrlichkeiten einer echten, durchschauten und durchschauenden Sprache verehren. Wo das Wort dem Herzen nicht gehorchte und verkündete, was die wahre Überzeugung zu verleugnen wagte, klang es falsch für jeden Hörenden, entweder zu eng oder zu weit, zu lau oder zu laut, zu nüchtern oder zu pathetisch, niemals deckte sich die Tonweite der Form mit der Greifweite des Inhaltes und an keiner Stelle fügte sich das Ausgesagte natürlich, leicht und leuchtend in den offenen Strahl der einzig zutreffenden Expression.

Dr. Bodry litt an dieser durchklingenden Lüge, stärker als die herrschenden Verhältnisse es notwendig machten, und vernahm, sobald er nachlas, was im reinen Druck der Zeitung als der Ausdruck seiner politischen Anschauung in die Stadt und durch das Land schrie, nichts als Not und Widerwillen seiner vergewaltigten Natur. Das Ohr der Ehrlichkeit, die in ihm wach und aufrecht stand, erfaßte ohne Mühe jede unverborgene Mißhelligkeit zwischen dem inneren

Wissen und der äußeren Gebärde und klagte, wenn der Zwiespalt allzu deutlich wurde, ihn der falschen Zeugnisgebung an. Zu fein war sein Gefühl, als daß es auf die Dauer dem groben Versuche des räsonierenden und berechnenden Geistes, mit utilitaristischen Motiven, etwa unter dem Motto: für das Heil der Heimat und zur Sicherung des Friedens!, alle Vorwürfe des Gewissens abzulehnen, hätte zum Opfer fallen können. Es beharrte auf seiner Peinigung und erreichte so, daß Josef Bodry sich entschloß, gleich nach den Wahlen aus dem „Sturme" auszutreten und in der teuer zurückerkauften Freiheit seine neuen Pläne zu verwirklichen.

Der Ausgang dieser Wahlen aber und die Folge der umstrittenen Volksbefragung waren derart, daß er kaum zu Atem kam und plötzlich durchaus gegen Wunsch und Lust, im Hexenwirbel der gewandelten Politik gepackt und mit nach oben geschleudert wurde. Nicht die Patrioten und die Sozialdemokraten, auch nicht die Altkonservativen und die Fortschrittsparteiler hatten den größten Stimmenzuwachs zu vermelden, sondern, im Verhältnis zu ihrer früheren Stärke und wider ihre eigenen Erwartungen, die Extremisten, von denen das Gerücht ging, ihre Führer stünden mit dem Machtblock aus dem Osten in Verbindung und bereiteten, dank einem geheimen Sukkurs von außenher, den gewaltsamen Umschwung in der Heimat vor.

Wohl verzeichneten die Patrioten die höchste Zahl an Sitzen, während die Altkonservativen sich behauptet hatten und die Fortschrittler stark zurückgefallen waren, allein sie mußten, um die Mehrheit zu erreichen, auf die Mitwirkung der verfemten und verfolgten, angeprangerten und als bestochen hingestellten Konservativen zählen, sofern sie nicht ein Bündnis mit den noch stärker bekämpften Extremisten vorzogen.

Für Josef Bodry wie für jeden andern Staatsbürger schied diese Möglichkeit, wer immer auch die Regierung bilden sollte, selbstverständlich aus. Er legte das in einem Skriptum für die nächste „Sturm"nummer fest und war dabei, den kommenden Ministern ein Programm der Ordnung, der Sanierung und der Versöhnung vorzuzeichnen, als ihm, in der zweiten Arbeitsstunde des Vormittags, der Besuch von Lana Ferens angemeldet wurde.

Sie trat, in der Haltung einer Schönen, die seit langem ihrer Überraschungswirkung sicher ist, beim staunenden und heimlich sie bewundernden Schriftsteller ein, lächelte, daß aller Groll und jede Bitternis im Herzen des Mannes dahinschmolzen, überließ dem neuverliebten Zeitungsschreiber beide Hände zur Begrüßung, neigte sich zur flüchtigen Lippenberührung vor und erklärte, noch ehe Josef Bodry ihre erste Frage über sein Befinden beantwortet hatte, dieser Morgen sei doch einzig groß, vielleicht geschichtlich unvergeßlich, daß ihr Onkel, Ludwig Moltan, mit der Bildung eines neuen Kabinetts betraut worden sei und bereits nach etlichen Beratungsstunden sämtliche Mitglieder auf ein wirksames Programm habe vereidigen lassen. Damit hebe sonder Zweifel ein neuer Abschnitt in der Entwicklung des Vaterlandes an, die Zukunft sei gesichert, und für sie und ihren demnächst zu verwirklichenden Haushalt blühe endlich das erträumte, ach, das lang und heiß ersehnte Leben an der Sonne. Denn es müsse nun als feststehend gelten, daß der weitberühmte Joby in die Schar der allerengsten Mitarbeiter eintreten werde, welche der Ministerpräsident um seine Würde zu vereinigen gedenke, um als Zuwachs der Familie in jeder Weise mitbestimmend an der Führung der Geschäfte teilzunehmen. Freilich dürfe er – sie ließ sich schmeichelnd nieder, kuschelte sich fest in seine Arme und legte ihr Gesicht an seine Wange – nicht länger ihre eigenen Pläne oder die Bestimmungen des Onkels Moltan mißverstehen, nur sein Bestes hätten sie gewollt und auch, vielleicht ein bißchen hinter seinem Rücken, doch das sei ja nun vorbei und in der Glückung des riskierten Unternehmens schon vergessen, dank der klugen Propaganda durch den „Sturm" erreicht. Von nun an habe seine Tätigkeit als einzig festes Ziel die unermüdliche Verteidigung des neuen Regnums und zugleich die Gründung und die Befestigung eines Herdes, welcher voraussichtlich Mittelpunkt der gesellschaftlichen Veranstaltungen und der politischen Zusammenkünfte von besonderer Bedeutung würde, ihrer Geschicklichkeit dürfe er jene, seiner Gewandtheit wolle sie diese überlassen, und in beiden wirke, als ihr unbeirrbarer Schutzherr, Ludwig Moltan maß- und richtunggebend mit. Ob nicht herrlich sei, in solcher Weise plötzlich als ein hoher Faktor in der Geschichte des Vaterlandes zu zählen und – wer weiß? – wohl gar berufen zu sein, in einer näheren oder ferneren Zukunft

über die Geschicke des Volkes direkt zu bestimmen. Sie fühle sich berauscht von solchen Aussichten und verstehe nicht die Kälte des Geliebten, der mit Denker- und mit Unmutsfalten an der Stirne derlei Verheißungen entgegennehme. Umarmen, ja umarmen müsse er die Welt, und sie erbiete sich, in diesem Augenblick das ganze All zu verkörpern, damit er sich in lauter Seligkeit verherzen dürfe.

Doch nicht er umarmte, sondern sie. Da er seinen Schreck nicht gleich zu meistern vermochte, und da sein Geist ganz andere Dinge als die rosaroten Zukunftsschilderungen seiner Braut bedachte, überhörte er die weichen, flehentlichen und lockenden Einladungen der Frau, die wieder – das erkannte er im Nu, mit der wundgescheuerten Fähigkeit des Ahnungsvollen, den die Erfahrung hatte wach und hörend werden lassen – nur gekommen war, um Moltans Wünschen Herz und Hände des Verehrers bereit zu machen, und vernahm, unter ihrem Werben wie hinter ihren Worten, nichts als eine Stille, in deren Tödlichkeit er bebend die Vorstimmung kommender Ereignisse zu empfinden glaubte.

So entriß er sich denn ihrem Bann und ihren Armen, erhob sich, um durch die Größe seiner geängstigten Persönlichkeit sie auch äußerlich zu überragen, starrte sie, die, leicht befremdet, wenn auch lächelnd wie zuvor, verführerisch und ihrer Reize sichtlich eingedenk, zu ihm emporsah, eine Weile wortlos an und forderte sodann, mit einer herrisch, hart und schneidend gewordenen Stimme, Aufschluß über die Zusammensetzung der insgeheim vollendeten Regierung.

Jeder Name, den sie nannte, fiel als Schlag und tönte fort als Drohung. Ludwig Moltan, Multimillionär und Patriotenführer, hatte gewagt, die Feinde seiner Freunde auszuzeichnen und mit ihnen sowie mit den unscheinbarsten Vertretern des Bürgertums eine Regierung zu bilden, die vom Volke als Herausforderung und von den Parteien als Verrat an den Prinzipien der überlieferten Demokratie aufgefaßt werden mußte.

Überaus verdächtig war die Hast, mit welcher im Verborgenen die Dinge ausgeheckt und Tat geworden waren, ja, es drängte sich, je länger Josef Bodry dieser Lösung nachhing, um so unabweisbarer, die

Gewißheit auf, daß vor den Wahlen schon ein Abkommen zwischen Moltan und den Extremisten hatte getroffen werden müssen.

Der Polemiker schien unter der neuesten Erkenntnis zu schwanken. Vor der Frau, die bald zu lächeln aufhörte, ballte er die Fäuste und murmelte: „Der Schuft! Der Schuft!", griff unverhofft nach Hut und Mantel und verließ im Sturm das Haus, die Frau, die Zeitung und den unvollendeten Schriftsatz.

Von seinem Eilmarsch durch die dichtbelebten Straßen, an den unveränderten Gesichtern der Bewohner wie an den immer gleich gestimmten Häusern der Stadt vorbei, trug er gegen Mittag die Idee, den Plan und schon die heftigsten Szenen jenes Angriffes auf das ewige Verrätertum nach Hause, dessen Niederschrift er unter dem Titel: „Krönt mir Judas, denn er möchte König sein!" wohl gleich begann, doch wieder unterbrach, als der Rundfunk plötzlich dem Ministerpräsidenten Ludwig Moltan Raum und Stimme gab und ihm die Zeit zu einer längeren Regierungserklärung gerne, wie der Sprecher sagte, einzuräumen bereit war.

Die Stimme, welche dann, im forschen Draufgängertum des Debattierers und in der frohen Frische Dessen, der zu wagen, einzusetzen und auch stets zu gewinnen pflegt, durch sämtliche Zuhörerohren sozusagen alle Hörerherzen anging und im Zentrum der Gefühle zugriff, packte und bezwang, verklärte die Gegebenheiten, statt sie zu erklären, attackierte nicht, versprach nichts und entdeckte in der Koalition, die nun vollzogen sei, den herrlichsten Beginn des Friedens, die Einleitung einer andern Prosperitätsperiode zur wachsenden Größe der Nation, zur unvergänglichen Glorie des Handwerks und zur endgültigen Versöhnung aller Klassen. Recht und Wahrheit! Also laute nun für Jeden der besondere Spruch der Heimat. Nichts vermöge ihren Eifer, ihren guten Willen und ihre ehrliche Bemühung zu lähmen, da sie, eines Sinns in allen Dingen, Tag und Nacht die Sicherung des allgemeinen Wohles in der Besserstellung auch des Einzelnen zu betreiben verstünden. Die Vergangenheit der neuernannten Amtsträger der Nation verspreche alle Chancen für die immediate Zukunft, und die Brüderschaft, welche sie den Nachbarn rings verpflichte, erhöbe unvorstellbar den Wert der Beständigkeit im Verfolg der höheren und der höchsten Ziele.

Es war, wie immer, wenn der Alte sprach, erstaunlich und bewundernswert zu hören, wie sein Wort die einfachste Meditation zu aktivieren und zu spannen wußte, also daß der simple Mann des Volkes hingerissen wurde, obschon ihm andere Probleme, weniger rhetorisch und weniger vage formuliert, auf dem Herzen brannten. Diese freilich übersprang der Präsident nicht ungeschickt, indem er mit der kommunikativen Besessenheit, die seine Stärke ausmachte, das nationale Element in seinem großen Pflichtenkreis betonte und auf diese Weise jeden land- und volksbewußten Menschen für sich und für seine Absichten zu begeistern vermochte.

Josef Bodry, den die rednerischen Kunstgriffe Ludwig Moltans stärker noch als sämtliche Verschweigungen in seiner öligen Ansprache erregten, durfte dann die doppelzüngige Verkündigung nicht bis zum Ende anhören, da mit einem Mal das Telephon zu läuten anfing und, auf den Anruf des unwillig gewordenen Besitzers hin, eine unbekannte Stimme hastig, unterdrückten Lautes und geheimnisvoll erklärte: die Enthüllung, welche sie vornehmen werde, sei ernst und wichtig über alle Maßen, leider dürfe sie nicht Herkunft, Namen, Stand und Sippe bekennen, ohne sich sofort der Rache unerbittlicher Politiker auszuliefern, aber wenn dem kämpferischen Joby wirklich an der glücklichen Beendigung der Mordsache Reber gelegen sei, so müsse er sofort, bevor die neuen Schachzüge der Anstifter alle weiteren Nachforschungen unmöglich machten, seine letzten Trümpfe ausspielen.

Der Angeschellte, dem der Unmut hörbar noch den Ton diktierte, stellte gleich die Dinge in die rechte Ordnung zurück, indem er hitzig widersprach, es habe seines Wissens weder ein Berufener noch ein Unberufener bis jetzt von einer Ermordung zu sprechen gewagt, worauf ihm der Fremde die Zurechtweisung ebenso abschnitt und aus bester Quelle zu wissen vorgab, Reber habe weichen, fallen und verschwinden müssen, weil er manche Pläne der komplottierenden Extremisten und ihrer ausländischen Verbündeten gekannt habe und auch vom rechten Mute erfüllt gewesen sei, noch vor den Wahlen seinen ahnungslosen Landsleuten das Werden dieser heimtückischen Verräterei zu enthüllen. Der schwerwiegenden Anklage wollte Josef Bodry dann erst Glauben und Gehör schenken, wenn der Namenlose

wichtige Beweise vorbringen oder doch Indizien von Bedeutung anführen könne, da in diesen Tagen der Gefährdung und der Gärung, der Lüge und der Hinterhältigkeit so Manches unternommen werde, was die aufrechten Verteidiger der Ordnung und die aufrichtigen Freunde der Freiheit zu verlieren sich bestrebe und dazu die Offenheit der Aussage genau so scheue wie die Mannhaftigkeit im öffentlichen Auftreten.

So müsse denn, erwiderte der Fremde, das Verbrechen ungesühnt, weil nie verkündet bleiben, er bedauere die Störung und empfehle sich mit allen guten Wünschen für die Ehre einer heißgeliebten Heimat, die nun endgültig verloren scheine.

Nicht das Abschiedswort an sich, vielmehr der Unterton der Trauer, welcher in den Silben mitschwang, trieb darnach den Schriftsteller an, im Polizeipräsidium nach den Folgen zu fragen, die seine Materialiensammlung in Sachen Reber gefunden habe. Als er vernahm, der neue Justizminister habe gleich die Dokumente zur Einsichtnahme angefordert, fand er diese Eile so verdächtig, daß er kopfüber sich ins neue Abenteuer stürzte, das die verschleierte Stimme eines Unbekannten auszulösen drohte.

Es wurde dann sofort und ohne das geringste Zutun Jobys alles, was als öffentliches Leben Achtung und Betrachtung fand, zum großen Abenteuer, dessen bedrohliche Ungewißheit über den Bürgern der Stadt wie über den Bewohnern des Landes hing und nur im Spiel mit hunderttausend Opfern, die nichts ahnten, leicht zu zaudern schien, bevor sie niederging, um die Angsterfüllten und Erschrockenen zu bündeln in dem einen und dem gleichen Verderben.

Die unverhüllte Sprache der Extremisten deutete ein Regnum des Trotzes und des Schreckens an, sodaß die sanften Worte Moltans bald sich überschrieen hörten von den zahlreichen Aufreizern, hinter dem Rate der Minister, der zur selben Zeit die engsten Verbindungen zur Ostmacht einzuleiten suchte und, jede Hoffnung überraschend, den langüberlieferten Kurs der Heimat plötzlich nach der Gegenseite lenken wollte.

Die Gerüchte um die Vorbereitungen der landesverräterischen Clique zur Übernahme jeder Macht und zur totalen Ausnutzung der

staatlichen Gewalt verdichteten und klärten sich, und allerwegen sah man ungewohnte Aufzüge von Männern und von Jungmännern, ja, von Frauen und von jüngeren Weibsbildern, die den Straßen der Städte jenen Ausdruck des Unheimlich-Widernatürlichen verliehen, der zumeist von einer schlimmen Vorbedeutung ist.

Josef Bodry, der mit einem wachsenden Zorne und mit einer stark gesteigerten Animosität die Dinge zu vermerken pflegte und, obschon der „Sturm" seinen Ausfall gegen die Verräter unterschlagen hatte und seither für immer auf die Mitarbeit des jungen Streiters verzichten mußte, in den herrlichsten, von jeder Herzensglut durchströmten und von allen Sprach- und Heimat-, Ehrlichkeits- und Gerechtigkeitslieben gesegneten Sätzen niederschrieb, erkannte schon am dritten Tage nach der Rundfunkrede Moltans, daß der Handelsherr dem andern und realeren Sturme, der heraufzog, nicht gewachsen war. Die Geister, die er gerufen und entfesselt hatte, entzogen sich im Nu der Leitung ihres Meisters und bekundeten, auf sämtlichen Ebenen des politischen Daseins, ihren Sonderwillen, nicht wie ihre bessere Einsicht es befahl, sondern wie die totalitären Gesetze der Partei es forderten. Der Justizminister epurierte das Polizeikorps, entließ und stellte ein, versetzte und gruppierte um und durfte, in der kürzesten Frist, auf die Wach- und Schutzorgane sich verlassen, während der Außenminister nichts Eiligeres unternehmen konnte, als den rabiateren Kollegen der Ostmacht zu einem Freundschaftsbesuche einzuladen und die tiefere Bedeutung dieses Faktums mit Pauken und Trompeten so hinauszulärmen, daß der letzte Simpelmeier überzeugt wurde, nun sei endlich das verdammte Zeitalter zu Ende und es hebe, dank dem Gaste, eine paradiesische Epoche an.

Für Josef Bodry begann das Neue mit der furchtbaren Entdekkung, daß der geheimnisvolle Anruf seines Unbekannten wohlbegründet gewesen war, da die unbewiesene Anklage, nach den eindringlichsten Nachforschungen und den ermüdendsten Spürerdiensten auf eigene Faust, sich als zutreffend erwies: Reber war, durch Zeugen feststellbar, von einem Boten aufgefordert worden, zur Entgegennahme wichtiger Dokumente, die ihn und seinen Fall beträfen, sich nach Ammenkeer zu begeben, dort das Wirtshaus Igor aufzusuchen und einen Mann zu treffen, der im Wagen ihn zur Stelle

führen sollte, wo die Schriftstückübergabe stattzufinden hatte. Reber schien, bevor er in den Wagen stieg, Verdacht gefaßt und sich geweigert zu haben, mitzufahren und war, wie Männer aus dem Dorfe übereinstimmend versicherten, unverhofft von hinten niedergeschlagen und im Wagen weggeschleppt worden.

Den Täter wußten sie namentlich zu nennen und als Propagandachef der Extremisten vorzustellen, ja, ihre Aussagen hatten sie, am Tage der Untat, ihrer Polizei in Wort und Schrift übermittelt, doch der Mörder war und blieb verschwunden, bis der Umschwung in der Landesführung auch die Stunde seiner Rückkehr festsetzte, und seither betrieb er, arroganter, zynischer und offener als zuvor, die dunkleren Geschäfte der Partei.

Solche Dinge schrieen, in der Darstellung, die ihnen Josef Bodry gab, zu allen Ohren der irdischen und der überirdischen Jusitz empor, aber nirgends fand sich ein Organ, das Tonvermittler hätte sein können: der „Sturm" blieb dem Schreiber verhaßt, die „Landeswacht" war mittlerweile unterdrückt worden und der „Vorwärts" lehnte aus begreiflichen Gründen die Veröffentlichung einer derart brenzlichen Geschichte ab. So nahm denn der verbissene Kämpfer seine Zuflucht zum Traktat, entdeckte im Vorstadtviertel einen Drucker, der bereit war, sich und seinen Beruf zu riskieren, korrigierte, überprüfte, sandte seine Unterschrift zum Druckerstarte ein und mußte dann, im allerletzten Augenblick, erfahren, daß die Mächte, die nun wider die Gesetze herrschten, auch den mutigen Meister durch ihren Druck von anderer Art in seinem Willen zu lähmen vermochten: das brennende „J'accuse!" verbrannte in einem Staatsofen, noch ehe es zu Ruch und Schwärze gekommen war.

Das Feuer aber, welches mit den letzten schriftbedeckten Bogen Glut und Licht verloren hatte, loderte als wohlgenährte Flamme fort im Herzen und im Geiste des Autors, dessen Zorn nun über jenen Raum hinausfloß, in dem die Empörung schöpferisch macht und der Wille zum Proteste den Genius befruchten kann. Die Unbändigkeit der Erregung ließ ihn Wort und Ton vergessen und, in einer Anwandlung von verrückter Tatbereitschaft, einen sehr gefährlichen Plan zur Erneuerung des Friedens in der Entfesselung der Freiheit erwägen, der, wäre ihm nicht in einem besseren Gedanken das Grab

des Vergessens bereitet worden, das Unrecht durch die schrecklichste Freveltat hätte sühnen wollen.

Was ihm einfiel, trug die Stigmen einer finsteren Entschlossenheit und so sehr den Ausdruck eines grimmen, harten und von keiner Weisheit angehauchten Unverstandes, daß die Handbewegung, die der Kleinpistole einen Platz in der rechten Rocktasche zuwies, als die natürlichste Äußerung seines erbitterten, von keinem höheren Sinne kontrollierten Innenzustandes erschien. Die bleibende und gefurchte Schärfe seiner Gesichtszüge sowie die Herbheit in der eingeengten und begradigten Mundfalte fanden ihre stärkste Replik in den trockenen Blitzen seiner Augen, die, dem Boden zugewandt, auf seinem Irrgang durch die Straßen nichts gewahrten von der absonderlichen Bewegtheit des Verkehrs und von den außergewöhnlichen Fiebermanifestationen der Massen, sondern die fernsten Sprühungen eines Aufruhrs spiegelten, der ein Objekt, vielleicht auch ein Subjekt zu finden sich bestrebte, um an diesem Wut und Wuchten auszulassen.

Als er in die Marvellistraße einbog, schien das Moltan-Haus vorbedachtes Ziel seines Marsches gewesen zu sein, da er, ohne Zögern, seine Schritte dem bekannten Eingang zulenkte und kein Bedenken nährte, in der Fülle dieser Mittagszeit dem Ministerpräsidenten seinen Besuch zu einer wichtigen Unterredung aufzuzwingen.

Daß Ludwig Moltan, der Gewaltige und Herrscherfrohe, ihn dann in seinem Badezimmer empfing, wo er, hemdsärmelig, die tägliche Rasiererei als neueste Marotte selber vornahm, ließ ihn freilich stutzen und die Art der Aufnahme als eine bewußt getätigte Beleidigung empfinden, deren tieferen Ursachen er nicht lange nachforschen durfte, da der einstige Beschützer die Verzerrungen seines Antlitzes in der Stimme gleicherweise sinnfällig machte, indem er sofort zu reden anfing: es habe sich ja Manches seit ihrer letzten Auseinandersetzung geändert, da dem Volke endlich zugekommen sei, was des Volkes immer hätte bleiben müssen, über allen spekulativen Bemühungen hätten die bisherigen Politiker das einzige Wohl der unteren Klassen zu sichern unterlassen, aber dank dem natürlichen Ausbruch der schaffenden Kräfte könne noch im entscheidenden Augenblick das Schlimmere verhütet werden. Mit allen Mitteln wolle

er die Dinge ändern und als starke Faust des Volkes dessen Wünsche zur Erfüllung bringen, da sein Herz stets den Bedrückten zugewandt und allen Notleidenden erbötig gewesen sei. Es gehe Großes um die Kleinen und Verlassenen vor, und er selber fühle sich, als schlichter Mensch aus ihrer Mitte, eigenartig wachsen in der Unwiderstehlichkeit ihres umgestaltenden Elans.

Und seine Millionen, seine Schätze, sein Besitztum? Also fragte, plötzlich in der Seele angewidert, Josef Bodry, dem die unbeständigen, weil dauernd wechselnden Fratzen Dessen, der sich gröberer Deckschichten als der schaumigen zu entledigen versuchte, wie direkte Offenbarungen seines Wesens erschienen.

Das, erklärte Ludwig Moltan, bilde die unerläßliche Voraussetzung zu seinem Dienst am Lande. Was er unternehme, um die Ausgestoßenen einzuordnen in die Ehrenreihen der Nation und um der Not aller bisher Verachteten ein Ende zu bereiten, kenne keine andern Motive als die greifbaren der Uneigennützigkeit in der wirkenden Liebe. Nicht das Land, das er vertrete, dürfe bluten, um die würdige Repräsentation nach außenhin zu sichern, das wolle er aus Eigenem tun, und also stelle er gewissermaßen Hab und Gut dem Vaterlande zur Verfügung.

Gut aber sei, meinte der Besucher, daß die Lebendigen auch gleich vergäßen, was die lieben Nächsten oder die geliebten Vorgesetzten in der Vergangenheit gesagt, gemacht und vorgenommen hätten, und wieviel Blutschweiß ihrer Väter oder ihrer Mütter gar an den Vermögen dieser neuen Volksbeglücker klebte, die in ihrem ganzen Dasein nichts anderes verstanden hätten, als die Winde der Opportunität in ihren Großsegeln einzufangen, um auf sämtlichen politischen Kaperfahrten alles einzustreichen zu eigenem Gewinn. Den alten Moltans habe die Piraterei im Geschäftlichen genügt, der letzte Sprößling dehne sie ins Politische aus und begnüge sich dabei nicht im geringsten mit den Geldern der Allgemeinheit, sondern wolle auch die letzten Rechte einsammeln, damit er alle habe, wenn die andern keines mehr besäßen. Was habe er mit der Freiheit angefangen?

„Freiheit!" rief der Präsident dem Frager zu. „Sie habe ich wie Keiner gesucht, ich werde sie wie Keiner zu verteidigen wissen!"

„Jawohl", setzte Josef Bodry hart dagegen, „hier bricht die Wahrheit aus und entlarvt Sie gleich: Sie haben die Freiheit für sich allein gesucht, um auch sie für sich allein zu behalten!"

Und Ludwig Moltan lachte und erklärte:

„Hat denn die Freiheit einen andern Sinn: man erobert sie, soweit man das vermag, doch nicht für jeden Unbekannten, um sich selber in der Teilung anzuketten?"

Josef Bodrys Stimme hatte einen eisigkalten Klangfall, als er, sich dem Präsidenten nähernd, der das Schneidemesser im vergoldeten Behälter einschloß und die Glätte seines Antlitzes noch einmal vor dem Spiegel überprüfte, in einer silbentrennenden Betonung sagte:

„So haben Sie es stets gehalten, ja, ich weiß, und wenn die Kette nicht genügte, half die Kugel nach."

Das Wort schien selber wie ein Projektil zu wirken, da der Handelsherr, mit einem Male innehaltend in den Waschbewegungen und den Kopf nach vorne schnellend, sich dem Sprecher zuwandte und mit erhobenen Händen, doch mit bodenwärts gesenkten Fingerspitzen erst nach einer schweren Pause zu reden vermochte.

„Und das heißt, mein Lieber?"

„Das heißt", entgegnete der junge Mann, „daß Rebers Tod verdammt nach einem politischen Verbrechen riecht, in das sogar ein Moltan verstrickt sein könnte, der aus diesem rein persönlichen Grunde jede Schreib- und Redefreiheit auszumerzen wagt. Daß er mich der Möglichkeit zur Volksaufklärung beraubt, ist ein lächerliches Kämpfen gegen den Wind, auf dessen Flügeln jetzt die Meldung, ungehört von den Spionen, doch ungreifbar selbst für Ihre besten Horcher, durch die Dörfer und durch die Städte geht. Die Wahrheit, Präsident, ist ein Geruch, ein Duft der Ehrlichkeit, der noch dem Joche entgeht, wenn alle Helden unterm Stiefel seufzen."

Ludwig Moltan hatte in der Mitte dieses Ausbruchs seine Reg- und Biegsamkeit zurückgewonnen, legte Kragen und Krawatte, Unterrock und Weste an und schritt, mit einer Handbewegung dem erregten Bodry gebietend, in das Empfangszimmer hinüber, wo er,

als der jugendliche Gewissenserwecker schwieg, das alte Lächeln wieder affichierte und in einer unbetroffenen Lebhaftigkeit erwiderte:

„Das sind Mätzchen, die ein Lyriker in Verse setzt, um unverbesserliche Weichherzler und kranke Gemüsekätzlein zu erheben. Mich packen derlei Phrasen nicht, weil ich den Kopf nach greifbareren Dingen richte, die dem Leben etwas mehr Gewicht und – ich bin so frei, es auszusprechen – auch dem Beutel mehr Gehalt verschaffen. Die Politik ist grundverschieden von der Literatur, in der noch Ethik gilt, wenn jene nur die Forderung der Notwendigkeit erfüllt. Du nennst, als Dichter, Mord, was ich, als Machteroberer, die Lösung einer Schwierigkeit zu nennen pflege. Eine Schwierigkeit in unserer Bahn hieß Reber. Sie ist hin, ich habe sie beseitigen lassen."

„Also doch!"

„Sie waren wohl nicht sicher? Ja, mein Wort hat ihn erledigt, denn er kannte meine Pläne und war entschlossen, mein Bestreben zu gefährden. Gehörte er nicht Ihrer Kaste an, da er nach Sauberkeitsgesetzen handelte? Ein Dichter, der sich ignorierte? Nein, ein Opfer unserer harten Neuzeit!"

Josef Bodry fühlte, als seine Rechte in der Tasche ruhte, im Erbeben des Körpers, das die Glieder insgesamt zusammenzucken ließ, die Kühle des Pistolengriffes, erstarkte, als er zupackte, und verleiste seine angeheiserte Stimme, als er fragte:

„Ein Mensch? Ein Mensch, sowas? Wie dürfen Sie so nüchtern, höhnisch frech und undurchgraust die Täterschaft vor meinen Ohren eingestehen? Befällt Sie keine Furcht, da ich nun wissend bin?"

Der Präsident hielt vor dem Frager an, legte ihm die Hand auf die Schulter, die zurückwich, und erklärte in der gleichen Stimmstärke:

„Junger Mann, ich weiß, was ich zu wagen habe, und ich kenne die Grenzen Ihres Mitteilungs- oder ihres Anklagevermögens! Nein, nicht Sie, ich allein kenne sie, weil mir bekannt, was Ihnen noch verborgen ist. Seit diesem Morgen gibt es keine patriotische Partei mehr, sondern nur noch jene extremistische, die in den nächsten Wochen unter meiner Führung das volksdemokratische Ideal verwirklichen wird. Leider haben bei der raschen Umgestaltung einige Hitzköpfe etwas Blut lassen müssen, allein die neuen Minister sind

bereits dabei, das gärende Element nach wissenschaftlichen und genau erprobten Methoden zu dämpfen oder einzudämmen. Verstehen Sie nun, weshalb ich Ihnen alles ruhig anvertrauen durfte?"

Josef Bodry richtete, als er den jähen Schreck bezwungen hatte, seinen Körper gerader aus, hob das Haupt und antwortete gelassen:

„Natürlich! Das Begreifen fällt mir leicht, da Sie mich selber aufklären. Es könnte sein, so denken Sie, daß ich das Schicksal Rebers zu erleiden hätte. Nicht wahr? Aber es könnte auch geschehen, so denke ich, daß Sie zuvor das Ende des Verräters erleben müßten. Bitte, hier!"

Die Pistole drohte, unbeweglich nun in seiner festen und entblößten Rechten, rund und dunkel in das fahlgewordene Angesicht des Präsidenten. Und der Schriftsteller, dem ein unerbittlicher Entschluß die Stirn entrunzelte, gab seiner Stimmung freien Ausdruck:

„Ich habe nie geglaubt, was ich nun fühle: daß ein Tyrannenmord beinahe als eine gute Tat oder als eine herzerleichternde Mission erkannt und ausgeführt werden kann. Ein Schuß, so fällt ein Schurke, doch es aufersteht die Freiheit! Was sollte mich zurückhalten, wenn soviel gewinnbar ist? Du ständest hier, wie ich, ich stünde da, wie du, – wo wäre dann ein Zaudern, wenn keine Moral dich behindert? Wenn ich den Hahn nun ziehe, Alter, hast du selber dich erschossen, – und ich habe mich auch mitgetroffen!"

Bevor er den Druck des Willens auf den Zeigefinger übertrug, begab er sich, wie oft, wenn eine Fülle widersprechender Gefühle über ihn zu herrschen verlangte, der eigenen geistigen Kontrolle, gab die Führung der Ereignisse aus der inneren Gewalt und spürte sich mit einem Male getragen und sich selbst enthoben werden, so als ob eine andere Macht die Decke unter seinem Denkkörper zu regeln und dabei ihn selber auszuschalten wünschte. Nicht das Explosionsgeräusch der Waffe war es, was er hörte, sondern hinter sich den Aufschrei einer Frau, die ihn, als er sich umwandte, mit ausgestreckten Armen anlief, ihm die Pistole raschen Griffs entwand und, zwischen Josef Bodry und Ludwig Moltan haltend, nach beiden Seiten ihre heftigste Entrüstung aussprach.

Lana Ferens!

„Geschaffen", rief sie, „um sich zu ergänzen, tun sie alles, um sich zu vernichten. Ist denn heut die ganze Welt von Sinnen. Draußen spielen die Verrückten Polizei, und hier drinnen führen sich die Klügsten wie Verbrecher auf. Was ist denn nur geschehen, Onkel?"

Der Präsident hatte, nach dem ersten Anruf seiner Nichte, das Gleichgewicht zurückgewonnen, atmete in einem neuen Lächeln auf, erstrebte rasch sein Pult und sagte, volubil, mobil und gönnerhaft wie immer:

„Ach, wir rannten um die Wette gegen das freie Leben an. Beinahe hätte dieser seltsame Bruder mich um eine Kugellänge geschlagen. Du kamst zur rechten Zeit, um einem fälligen Todesurteil noch die allein gültige Signatur zu sichern. Siehst du, wenn ich diesen hübschen roten Knopf berühre und, wie jetzt, den Zeigefinger niederfallen lasse, leuchten drunten in den Wachstuben sämtliche Alarmsignale auf. Die Posten stürmen gleich die hohen Treppen hinan, eilen durch die langen Korridore, treten bei mir ein und führen deinen Freund ins Haus der Häuser, wo die Herren etwas anders mit Revolvern spielen. Hundertfünfunddreißig Sekunden wird es dauern, bis sie da sind. So hast du wohl genügend Zeit zum Abschiednehmen."

Härter als zuvor klang die Stimme Lanas, als sie ausrief:

„Ich habe mich nun wochenlang bemüht, deinen Wünschen meine Liebe unterzuordnen und einen Mann, dem mehr als nur mein Herz gehört, nach deinem unbegreiflichen Willen zu leiten. Nun hast du ja dein Ziel erreicht, und ich bin frei. Ich bin so frei, daß ich mein schönstes Eigentum aus deiner politischen Geschichte herauszuziehen wünsche und, wider dein Gebot sogar, den Wegbereiter deiner Glorie für mich, für mich allein zu beschlagnahmen wage. Zu deinen Gunsten nehme ich an, daß die Worte die du eben ausgesprochen hast, nur eine scherzhafte Drohung darstellen. Oder sollten sie viel mehr bedeuten?"

Nicht Ludwig Moltan, sondern Josef Bodry gab die Antwort:

„Scherz? Als ob ein Krimineller seiner Art noch Sinn für Humor und noch Zeit für Späße haben könnte! Da ich, als Wissender, sein

neues peinigendes Gewissen geworden bin, muß er mich, wohl oder übel, wie das erste eingeborene abmurksen."

„Nein!"

Lana Ferens schrie diese Negation dem Onkel ins Angesicht, wiederholte sie, nur leiser und nur länger ausgezogen, und brach dann haltlos aus:

„So brauche ich von allen Fragen, die ich, herübereilend, hatte stellen wollen, keine einzige mehr als Zweifelnde vorzubringen. Draußen in meinem Wohnviertel haben sie mir alle, Mann um Mann und Frau um Frau, der Schande manche angetan, da sie, seit neun Uhr morgens, in versteckten und in offenen Sätzen von Verräterei und Ehrlosigkeit, von Mord und Terror, Tyrannei und Diktatur erzählten und dann stets den Namen Moltan mit den widerlichen Anklagen in Verbindung brachten. Ich habe dir in Jedem blind vertraut und noch das Letzte unternommen, um deinen Ambitionen den besten Erfolg zu sichern. Deine Worte redeten Tugend, und ich glaubte, aber deine Taten widerlegten deine Reden, und ich sah es nicht. So hast du mir die Möglichkeit, dich hochzuachten, geraubt. Es sei, wie du es heimlich gewollt hast! Aber eines werde ich niemals in deinen Händen zurücklassen: diesen Mann! Sein Geist ist wider dich, – sein Geist ist meiner nun. Und seine Hand, die meine ist, hat dich zurückhalten wollen, ein Verbrechen an ihm selber zu vollenden. Sieh, sie tut es noch! die eiserne Warnung hier wirst du verstehen. Gib mir den Geliebten frei und laß ihn seine Arbeit führen, wie er will! Sein Wille brennt schon ganz in mir, vergiß das Blut in meinen Adern, das du deines nennst, denn es würde, wenn du Zeugnis verlangtest, wider dich und seine Schwüre reden!"

Der Präsident saß starr und bleich in seinem Sessel und sah zum zweiten Male, doch in einer andern Hand nun, die Pistole seine Stirne bedrohen. Seiner Zunge gelang, nach verschiedenen Versuchen erst, den Ruf auch hörbar werden zu lassen, der in seinem Innern, Seelenschreck und Herzenswut vermischend, aufgesprungen war.

„Lana!"

Es war ein Doppelschrei, der von den Wänden des Saales zurückgeworfen wurde, denn auch der junge Josef Bodry hatte,

jählings seiner Eisigkeit entrissen und erneut der heißen Liebe ausgeliefert, aufgehellt und klargesichtig eine nahende Gefahr erkannt, bedacht und angemeldet:

„Lana!"

Da gingen schon, indes der laute Warner vorsprang, rechts und links die Türen, Männer drangen in den Saal ein, sahen noch die junge Frau erhoben stehn und die Pistolenmündung gegen das Haupt des Präsidenten führen, alle lärmten, einer rief, es fiel ein Schuß, doch Moltan wankte nicht, nur Lana schwankte. Lanas Waffe klatschte auf den Tisch, sie selber glitt der Waffe nach, sie hielt sich an der glatten Fläche fest, doch nein, sie sank, sie sank, sie stürzte weiter und gelangte endlich, nah am Boden, in den Armen Josef Bodrys dann zu Halt und Ruhe.

Es war eine stumme Ruhe, denn die Frau war tot. Die Kugel aus dem Wachtpostenrevolver hatte, von der linken Schläfe aus, den Kopf durchschlagen, und nun rann das Blut, von dem sie kurz zuvor gesprochen hatte, haltlos, träge, lautlos und gelassen in die Hand des Mannes, dem es wärmer und lebendiger hatte geschenkt sein wollen.

Und dieser Mann legte die Leiche behutsam in den Ledersessel, schloß ihre Augen, küßte ihren halbgeöffneten Mund, der weder Weh- noch Freudenfalten kannte, und legte die lassen und erkaltenden Hände übereinander.

Er hielt die Hände fest, sodaß die zarten weißen Glieder unter seinen streichelnden Greifflächen verschwanden, tastete die unbewehrten Finger ab, erlahmte, stutzte und bedachte dann, bewegt und feierlich, den Ringfinger seiner toten Braut mit dem Goldschmuck, den er der eigenen Linken entwunden hatte.

Schwer und augentrüb erhob er sich, sah den Präsidenten an und sagte, indem er die roten Flecken vorzeigte:

„Sieh, dein Werk beginnt bereits zu blühen. Wachsen wird es nun in Riesenmassen, da mein Weg wohl bald an Rebers Weg sich anschließen muß und hundert oder hunderttausend solcher Wege demnächst folgen werden. Und alle, alle werden diese Röte tragen, die in zehn, in zwanzig oder auch in fünfmal zwanzig Jahren die unvergängliche Substanz einer Glorie bilden werden, die der Freiheit

zu Ehren und den Henkern zur Schande in der Geschichte aufleuchten wird. O wir werden, wie diese Lana jetzt, viel Zeit haben bis zu jener Auferstehung. Doch nicht langweilen kann uns deine blutgesegnete Herrscherzeit, denn sieh: es wird so Vieles zu bedenken bleiben von den Taten, die in deinem Namen geschehen werden, um unfaßlich zu wirken wie die Judasdinge überall und allerzeiten. Wie unendlich herrlicher ist unsere Freiheit, die für Alle gilt, als deine, die nur dir gehört! Denn die Lana, die du verlierst, gewinne ich schon morgen wieder und führe sie alsdann, im Brautkleide einer Märtyrerin, zu Gott, der dich in Seiner Hand, doch uns in Seinem Herzen hat."

Ludwig Moltan sagte nichts. Er stand, ins tote Antlitz seiner schönen jungen Nichte starrend und die beiden Hände, die bei ihm der Rede Stützen waren, auf der blutbetropften Pultplatte haltend, sah die offene Rundung an der Schläfe Lanas und die koagulierende Flüssigkeit, die sich in ihren dunklen Haaren angestaut hatte, warf mit einem Mal das Haupt zurück, winkte seinen Prätorianern und ließ, indes er selber rasch dem Raum enteilte, Josef Bodry, der die Stunde nur als bleiches Antlitz der Geliebten und die Weltgebilde als umflorte Trauerdinge schaute, durch die Helle dieses Nachmittags ins Dunkel, in die Nacht, hinaus, hinüber in die Unbekanntheit eines neuen Schicksals führen.

TURM DER GERECHTIGKEIT

Es war eine jähe Detonation, mit nachfolgenden Wuchtstößen und allmählich verbebenden Hallwellen, die um die Mittagsstunde das schwäbische Städtchen aus der Scheinruhe riß. Militärisch geschulte Männer suchten sofort die mailiche Himmelsbläue ab, um das feindliche Flugzeug zu erspähen und dessen Identität festzustellen, während die ängstlichsten Mitbürger, weniger an Bomben als an Kanonenschüsse denkend, die unheimlich sichere Annäherung eines neuen Unheils als persönliche Gefährdung ihres gewohnten Daseins vermerkten und mehr als zuvor den Zwiespalt ihrer Herzen, der sich doch nicht eingestehen wollte, als ein Aufmucken ihrer eigentlichen Natur gegen den diktatorisch erzwungenen Optimismus des Machthabers zur Kenntnis nahmen.

Nur der General hatte den Platz am Mittagstische nicht verlassen, sondern den aufgesprungenen und forthorchenden Hotelgästen ruhig nachgeblickt, einmal den Kopf geschüttelt und dann auf die Frage einer zurückkehrenden Nachbarin, was das wohl für eine Explosion gewesen sei, leise und im ruhigen Tone des Wissenden geantwortet:

„Nur der erste Schreckschuß des Gewissens!"

Die Frau, vom General nun erst als eine Glorie des Städtchens begrüßt, sah dem Manne eine Weile, ohne sichtliche Erregung, ins Gesicht, setzte sich an ihren Dauerplatz am Nebentische, wollte ihre Eßzeremonien wieder aufnehmen, stutzte dann und fragte erneut:

„Ja, welches Gewissen meinen Sie nun?"

Der General warf einen kühlen Prüferblick auf die anscheinend wieder not- und sorglos gewordenen Kostgenießer und flüsterte:

„Ich würde sagen: des deutschen, wenn es das noch gäbe seit dem Reichstagsbrand, der Gleiwitzer Geschichte, der Kristallnacht und der Nacht der langen Messer. Ihnen, der verstehenden Dichterin, darf

ich das wohl sagen, nicht aber jenen schmatzenden Damen und Herren, die ihr Braun teils offen, teils unter den Hemden tragen."

Der Dichterin Widerrede war nichts mehr als ein fast unhörbares:

„Mein Gott!"

Dann schien sie etwas von sich abzuschütteln, wandte sich, fast widerwillig, ihren Gerichten zu, dachte, den Kopf erhebend und die Rechte in der Schwebe haltend, einen Augenblick lang nach, legte Messer und Gabel nieder und begehrte zu erfahren, was denn eigentlich hinter seiner furchtbaren Metapher verborgen sei.

Der General zeigte erst wortlos mit dem Zeigefinger aufwärts, dann abwärts, zog mit der Hand einen Luftstrich zwischen Oben und Unten, aß zu Ende und erklärte sich schließlich so:

„Nicht am Himmel und nicht im Tale ist der Ursprung jenes Knalls zu suchen. Nicht den Engländern und nicht den Franzosen darf er zugeschrieben werden, wohl aber Ursachen, die uns mehr entsetzen als interessieren müßten. Sie wissen doch, was draußen, auf dem Berge vor sich geht; das heißt: Sie wissen es nicht, allein Sie ahnen es, Sie müßten es fühlen, genau so wie ich. Nur haben wir nicht den Mut, darüber lauter als ein Mückensurren zu reden, aber wir haben die Courage, tapfer wegzublicken, es nicht wahrnehmen zu wollen und so zu tun, als ignorierten wir die nahe Präsenz von zwanzigtausend zebragestreiften Menschenkarikaturen, um die sich nur noch Tod und Teufel kümmern."

Fast automatenhaft war die Handbewegung der Dichterin, als sie die Finger ihrer Rechten an die Lippen legte und einen Blitzblick auf die lärmlaut diskutierenden Mitgäste warf. Dann erhob sie sich und raunte dem General, werbend und bittend zugleich, zu:

„Wollen wir nicht einen kleinen Gang ins Freie machen?"

Das war der erste von vielen Märschen, die sie gemeinsam um die fernere und die nähere Koppe machten, auf der die Geheime Staatspolizei ihre Sklavenheere hielt, und dann in das Schlößchen einkehrten, welches Eigentum der Generalsfamilie war. Ihr letzter Sproß galt als militärische Erscheinung entzückendster Art, lebensfroh, mutig, geistreich, edel und volkstümlich, sodaß die Bevölkerung

des Städtchens in ihm die Inkarnation der echten Ritterlichkeit verehrte: ein totaler Bejaher der soldatischen Erziehung, aber ein entschiedener Gegner der pöbelhaften Manifestationen jeder Art, ob sie sich nun in der Wirtschaftsdomäne oder im politischen Bereiche kundgaben. So kam er ziemlich rasch bei jenen Herren und Herrinnen in Verruf, die dem Deutschen das Odium der fleisch- und tatgewordenen Brutalität zu verschaffen wußten. Allein je mehr er bei den sogenannten Machtträgern geächtet wurde, umso tiefer geriet er in den Bann der Dichterin, die in ihrem Lebensbezirk das verkörperte, was man den heimlichen Widerstand gegen das System nannte. So oft ihm seine Freizeit den Aufenthalt im Städtchen und im Schlößchen seiner Väter erlaubte, suchte er die Gesellschaft der feingeistigen Frau, die ihm nicht nur die Berührung mit den Höchstdichtungen der wahren Nationalliteratur, sondern auch den Kontakt mit Frauen und Männern brachte, welche ihm gleich gesinnt waren und als erstes Ziel die Wahrung der Gerechtigkeit auf sämtlichen Stockwerken der privaten und der völkischen Existenz erstrebten.

Die natürliche Folge dieser fortwährenden Gänge und Besuche war, daß die beiden ledigen Leute allmählich in die Empfindung der Liebe gerieten, über den öffentlichen Problemen plötzlich persönliche zu lösen hatten und am Ende übereinkamen, sich möglichst bald zu einer Ehegemeinschaft zusammenzuschließen. Sie feierten ihre Verlobung, still und ohne Pomp, im Kreise ihrer Freunde, bestimmten das Datum ihrer Hochzeit und wurden dann von den furiosen Ereignissen überrascht, die ein früherer Gefreiter zum Entsetzen aller Denkfähigen zu entfesseln verstand. Der Rußlandkrieg rief den General an die Front, zuerst nach der polnisch-sowjetischen Grenze und von dort nach dem Westen, sodaß die Dichterin schweren Herzens ihre geheimsten Erwartungen zurückstellen mußte. Der General hatte ihr zwar die Möglichkeit einer raschen Beendigung des Krieges eröffnet, allein die Blitzkämpfe verloren sich in jenem mehr als zweijährigen Donnerrollen, das die Notschreie und die Bittgebete von Millionen solange zu übertönen wußte, bis die lebendigen Münder schwiegen, um den eisern-toten jeden Klang- und Klageraum zu überlassen.

Auch die Dichterin verhielt das Wort, um sich dem zu widmen, was sie als ihre wichtigere Aufgabe erkannt hatte. Die Briefe des Generals wurden immer seltener, seine Anspielungen auf eine Gefährdung seiner Person immer offener, sodaß die Verlobten das Faktum einer schweren Verwundung beinahe als Akt der himmlischen Fügung begrüßten und sich gemeinsam auf die Heilung auch jener Wunden konzentrierten, die über die des Generals hinausgingen und die gesamte Öffentlichkeit betrafen. Die Zusammenkünfte, welche bald im Schlößchen und bald in der Wohnung der Dichterin stattfanden, konnten nicht auffallen und durften noch weniger Bedenken erregen, da die Inszenierer als Verlobte bekannt waren. Immerhin mußten auf die Dauer jene Gäste anstößig wirken, welche in den beiden Heimen regelmäßig auftauchten und allmählich in den Ruch von Verschworenen gelangen durften, sofern das Tarnungswerk des Generals nicht den Glauben fand, den er mit Eifer anstrebte.

Er besaß nämlich im Städtchen selber und in der näheren Umgebung einige Kameraden, die zu seiner Offiziersprotion gehörten und sich in kurzen Zeitabständen zu einem Tun vereinigten, das weniger mit dem Ernst der Zeit als mit der Sucht nach Zerstreuung und Vergnügen übereinstimmte. Die Lokalbestimmung „in der näheren Umgebung" hat hier ihre besondere Bedeutung, da sich etliche Kilometer nur vom Stadtzentrum entfernt, auf einem abseits gelegenen Hügel, jenes Konzentrationslager erhob, das in der Geschichte der sogenannten nationalen Revolution eine grauenerregende Rolle spielte. Wenn auch nicht alle Stammgäste des braunen Lokals, in welchem der General seine früheren Dienst- und Spielgenossen traf, das unmenschliche Hand- und freche Mundwerk des Lagerkommandanten ausübten, so waren sie doch in der Mehrheit entweder freie oder gebundene Anhänger jener Barbarei, welche Opponenten der Partei hinter Stacheldraht und Wachttürmen im wahrsten Sinne des Wortes kaltstellte. Einige gehörten zu den Prominenten der Schutz-Staffeln-Führung, andere waren Mitglieder der Geheimen Staatspolizei und etliche rühmten sich, Untergebene des vorzüglichsten aller Lagerkommandanten zu sein. Nur die wenigsten sonnten sich im Ruhme, Angehörige jener Elite genannt zu werden, deren Leitsätze die halbe Welt hatten erobern lassen. Obwohl der General mit allen Empfindungen des Ekels und der

Verachtung zu kämpfen hatte, sobald er in der uniformierten Gesellschaft erschien, um eine fröhliche Miene zu ihren satanischen Spielereien zu machen, hielt er solange aus, bis er sich den Ruf des Gleichgesinnten erlitten hatte und ohne Gefahr seine entgegengesetzten Bestrebungen fortsetzen durfte.

Die Ruhe beider Kreise wurde in einer geradezu explosiven Weise gestört, als die Alliierten in der Normandie landeten und ziemlich rasch gegen das Zentrum Europas vorzustoßen drohten. Im ersten Augenblick der Verblüffung hatte der General vorgehabt, sich trotz seiner unvollkommnen Heilung für frontfähig erklären zu lassen und, seiner militärischen Natur entsprechend, an dem teilzunehmen, was er die Verteidigung des Vaterlandes nannte. Allein er stieß nun auf den totalen Widerspruch der Dichterin, die ihm mit allen Mitteln der Beredsamkeit klarzumachen versuchte, daß die eigentliche Heldenglorie nur dort gewonnen werden konnte, wo die Kulturgüter des Abendlandes und die deutsche Renommee, gute Träger und Befruchter der okzidentalen Zivilisation zu sein, am besten, am sichersten und zugleich am gefährlichsten geschützt werden könnten. Zwar war der General nicht vollständig von den Argumenten seiner Braut überzeugt, allein er brachte seiner Liebe, wie er sagte, das Opfer der Feigheit und gab sich, um die eigene Peinigung nicht zu überspannen, alle Mühe, einen sicheren und schlagkräftigen Schutzring zu schaffen, der im entscheidenden Momente die Häftlinge des Konzentrationslagers vor der Vernichtung zu bewahren hätte. Seine Anstrengungen fanden nur einen halben Erfolg, da die meisten Bürger wohl mit den Bestrebungen einverstanden waren, aber nicht den Einsatz ihrer Personen zum alleinigen Heile unbekannter Landsleute und zwielichtiger Ausländer wagen wollten. Wäre nicht die Dichterin gewesen, die ihn Abend für Abend aufzumuntern und in langen Diskussionen zu Taten anzuspornen vermochte, deren Weite und Kühnheit keiner der Eingeweihten ahnen durfte, so hätte er schließlich Verzicht geleistet.

Vielleicht verdächtigten ihn einige untergeordnete Organe der Geheimen Staatspolizei, die im Zusammenhang mit der Verschwörung gegen den Diktator auch seinen Namen nannten, allein die Kameraden, mit denen er unentwegt in der Becherrunde zusammenkam, sprachen ihn lachend frei und neckten ihn nachträglich mit

heimlichen Anspielungen auf seine „verbrecherischen Aktivitäten", sodaß er sich gezwungen sah, in spirituellen Repliken auf einen Gesprächsstoff einzugehen, dessen Nebenthemen ihm jedesmal die Galle erhitzten. Der Zwang zur Heuchelei, dem er stundenlang unterworfen war, erledigte ihn körperlich und geistig in einer Weise, daß sein Gesundheitszustand dann eine Verschlimmerung erfuhr, als die neuen Zeitumstände den Einsatz seiner besten Kräfte forderten.

Die alliierten Truppen hatten den Rhein überschritten und rückten in einem unglaublichen Tempo ins Innere des Landes vor. Auf dem Hügel in der Nähe des Städtchens ereigneten sich seltsame Dinge, von denen die Einwohner zwar wenig erfuhren, deren Grausigkeit sie aber durch einen Wirbel von Gerüchten zu fixieren trachteten. Der General hatte seine Stunde der Apathie, als die Dichterin mit sämtlichen Anzeichen der Erregung bei ihm auftauchte und von ihm die Mobilisierung des Schutzringes verlangte. Er lehnte kurzen Wortes ab und erklärte jeden Akt des Widerstandes in diesem Stadium der militärischen und politischen Entwicklung nicht nur für eine Wahnsinnstat, sondern auch für eine eindeutige Aufforderung an die Lagerkommandantur, mit dem geplanten Massenmord zu beginnen. Er sei durchaus bereit, sein Leben hinzuwerfen, um tausend andere zu retten, aber er müsse dann überzeugt sein, daß die tausend Existenzen auch wirklich salviert werden könnten. Nun aber habe er nicht diese Gewähr, denn der sogenannte Schutzring stelle nichts mehr als eine bunte Sammlung von halben Stärken und geblendeten Schwächen dar, sodaß seine Unzuverlässigkeit ins Auge springe. Möglich sei die Absicht des Lagerkommandanten, den gesamtn Häftlingsbestand zu vernichten, allein es stehe nicht fest, ob das jetzt oder an einem späteren Zeitpunkt zu geschehen habe. Wer aber sei imstande, in einer solchen Frage das Sichere zu erfahren?

Die Dichterin fand zu diesen Worten die rechte Antwort, da sie den Verlobten als den einzigen Menschen bezeichnete, der den Kameraden zum Reden zu bringen vermöchte. Der General widersprach in einer ungewohnten Heftigkeit und genas gerade an der Wucht seiner Entgegnung zu einer Erkenntnis, welche von der Dichterin so sehr geklärt wurde, daß er seine negative Haltung aufgab, seine physischen Schmerzen überwand, durch sein aufgesta-

cheltes Mitdenken und Mitfühlen zu geistigen Qualen kam und am Ende bereit war, ein Wagnis zu unternehmen, das ihm in dieser oder jener Form die eigentlichen Pläne des Lagerkommandanten verraten sollte.

Bei der erstfälligen periodischen Zusammenkunft am Weintisch durfte er in der passiven Rolle des Zuhörers verharren, da die Kollegen reihum die Gefahr der nahenden Niederlage beschworen, sich gegenseitig über die Imminenz zu täuschen versuchten, ihre Furcht durch den übermäßigen Genuß von Alkohol in einer tönenden und dröhnenden Weitmäuligkeit zu vergessen trachteten, allmählich einem fieberhaft sich äußernden Wortheldentum verfielen und einander in der Aufdeckung ihrer geplanten Reckentaten auszustechen wünschten. In diesem Wettstreite blieb der Lagerkommandant der tätigste und fröhlichste Mittelpunkt: er trank wie kein Anderer, grinste seine Mitzecher reihum an und bemerkte zu jeder Äußerung das Gleiche: „Herrgott, was ist das schon? Ihr werdet staunen und vor Baffsein umfallen, wenn ihr hören werdet, was ich anzurichten gedenke!"

Obwohl der General darauf brannte, den Betrunkenen auszuforschen, verhielt er die Frage, die ihm stärker und deutlicher von innenher ins eigene Gehör zu donnern schien, und wartete die günstigere Minute ab. Allein ein Anderer fing sich die Gunst des Augenblickes ein und traf den Ton, der den Lagerkommandanten offen machte. Denn ein Angehöriger der Armee stieß mit dem Betreuer der Schutzhäftlinge an und schrie:

„Prost, du Oberbefehlshaber unserer heimlichsten Bataillone! Ich kenne ganz genau, was dir im vernebelten Köpfchen rumort. Einfach göttlich, sag ich dir! Ex, mein Lieber!"

Und der Lagerkommandant leerte sein Glas, prustete plötzlich los, schlug sich mit beiden Händen auf die Schenkel, brüllte vor Lachen, erlitt einen fürchterlichen Hustenanfall, trommelte mit den Fäusten auf den Tisch, bis er wieder Gewalt über die Stimme hatte, lachte neuerdings und schleuderte seine Worte hin:

„Was sollst du wissen können, armer Kasernennarr! Keine Ahnung hast du! Nicht den Schimmer einer Ahnung!"

Der Offizier ließ sich keineswegs verblüffen. Hatte er unternommen, die Protzerei des Kommandanten ins Lächerliche zu kehren, so setzte er seine Bemühung dadurch fort, daß er heiteren Gemütes ausrief:

„Ha, pfeifen es die Lagerspatzen nicht bereits von unsern Stadtdächern? Ist nicht Jeder eingeweiht, der da zu lauschen versteht? Schon rufen es die Rotzbuben durch die Gassen, mein Bester. Ich rate dir, die hübschen Lieder anzuhören, die sie singen!"

Der Kommandant erlag einem zweiten Lachorkan. Plötzlich aber unterbrach er sich, starrte den feixenden Offizier an, hob sich schwerfällig empor und fragte mit einer Stimme, in der die Wut zu beben begann:

„He, du Säbelaas! Was singen deine Buben denn? Heraus mit der Sprache!"

Der Angeredete spürte in seiner Weinseligkeit noch nicht den Umschwung in der Stimmung seines Gegners. Darum fuhr er zu lächeln und zu frozzeln fort:

„Was sie in die Welt rufen? Höchst zuversichtlich dieses: Und ist der Rückzug dann komplett, kommt unser Sieg aus dem Kazett!"

Die gesamte Trinkerrunde markierte nach diesen Worten eine Fröhlichkeit, in der mehr Peinlichkeit als Freude mitschwang. Nur der Lagerkommandant enthielt sich jeder Äußerung. Wiewohl er schwankte, sobald er einen Schritt tat, ging er auf den Offizier zu, packte den, der zu glänzen aufhörte, an den Schultern, schüttelte ihn und zischte ihm ins Angesicht:

„Du dreimal verfluchter Höhner! Ich werde dich noch im allerletzten Moment hinaufbringen, verstehst du? Diese Uniform wirst du durch das Lumpenkleid der menschenähnlichen Mistkäfer ersetzen. Und dann wirst du dabei sein, mitten unter den Verdammten, wenn ich übermorgen das Kommando geben werde. Und weißt du, welches Kommando, Freundchen? Na, schon zitterst du! Aber dann, ja dann werden dir die Knie schlottern, und es wird ein herrliches Feuerwerk um deine hüpfenden Glieder entzündet sein. Was, hüpfen? Springen mußt du, Liebling, wie ein Floh, und also dreißigmal über die eigene Höhe hinaus. Und wenn du wieder

niederfallen wirst, Verehrter, dürfen sich deine hübschen Knochen vereinzelt grüßen. Hast du endlich begriffen, blöder Jämmerling? Ja, ich werde euch allen das rechte Freudenfeuer entzünden. Schon sind die Lunten . . .!"

Es war der Häuptling der Gestapomänner, welcher so unvermittelt eingriff, daß der Schreier das Wort verhalten mußte. Der Zwischenfall endete mit einer raschen Auflösung der Gesellschaft, deren Teile sich scheu verdrückten, um sich und die Seltsamkeit ihrer Gefühle im Dunkel der Nacht zu verlieren. Für den General freilich war der Abschluß dieses Abenteuers der Anlaß zu jenem neuen, das ihn zum Entschiedenen werden ließ. Bis in die ersten Morgenstunden hinein saß er mit der Verlobten zusammen und kam, nach der Darlegung seines Erlebnisses, nicht über die Feststellung hinaus:

„Nein, das darf nicht geschehen. Es muß verhindert werden, und müßte ich dafür den Tod erleiden. Denn es steht mehr auf dem Spiele als das Leben von zwanzigtausend Unglücklichen, nämlich das Gesetz der Gerechtigkeit, das Prinzip der Menschlichkeit und die Ehre eines ganzen Volkes. Die ganze Schuftigkeit einer irrsinnig und bestialisch gewordenen Minorität infizierte auch uns, wenn wir stumm und tatenlos zusähen, wie die verfluchten Stützen der neuesten Unkultur sich im Namen des Teufels zu unterhalten wagen. Ich glaube, wir sind auf dem Punkt angelangt, wo jeder Einzelne sich gegen die Machthaber erheben muß, um durch die aussichtslose Hingabe des eigenen Blutes die herrschend und vorherrschend gewordene Kriminalität derart zu beflecken, daß die Überlebenden mit allen Anzeichen des Ekels und der Verwerfung vor ihr zurückzuweichen beginnen. Liebste, ich bin bereit. Ich bin bereit, allein ich weiß nicht, wie ich am wirksamsten das Opfer darbringen soll."

Wohl machte sich die Dichterin zur flammenden Opponentin, die zwar auch die Rettung der Häftlinge sichern, aber darüberhinaus sich den Verlobten erhalten wollte, allein der General vermochte seinen Entschluß nicht rückgängig zu machen, sodaß die beiden Verschwörer in einer Verstimmung auseinandergingen, die bis zum Spätmorgen anhielt und ihnen die Beschwichtigung des Gemütes durch den Schlummer versagte. Immerhin war ihre Verfeindung nicht so, daß sie sich gemieden hätten, im Gegenteil: die Stärken ihrer geläuterten

Liebe trieben sie zu einem gemeinsamen Morgengang zusammen, auf welchem sie sich, da sie Hand in Hand durch die Ruhe des Waldes schritten, erfreulicherweise so ineinesschwiegen, daß sie auf dem Rückwege wieder eines Sinnes jedes Mittel zu ergrübeln wagten, das die Verwirklichung des satanischen Planes, wie ihn die Lagerkommandantur gefaßt hatte, unmöglich zu machen vermöchte. Sie flüsterten sich Möglichkeiten zu und verwarfen sie, stellten ihre Gedanken um und kamen doch nicht auf die eine gute Idee, die sie hätte befriedigen können. Erst als sie in die Nähe des Schlößchens gelangten und eine Weile reglos im Schatten des alten Wachtturmes verharrten, um die eigenartigen Effekte der Sonne zu betrachten, die in den Scheiben und auf den Dächern seltsame Glanzspiele aufführte, zuckte der General zusammen, gab sich dann einen Ruck, der seine Gestalt wieder straffte, faßte den Turmbau fester ins Auge, fuhr sich plötzlich mit der Hand über die Stirne und redete in sich selbst hinab:

„Vielleicht! So dürfte es gehen! Ich muß es in aller Ruhe überdenken! Es wäre ein gute Lösung!"

Er löste sich von der Dichterin los und wanderte langsam, ganz in sich verloren, dem Heime zu, das er aufsuchte, ohne sich von der Verlobten zu verabschieden. Diese freilich hütete sich wohl, den Überlegenden zu stören, kehrte beruhigter in ihre Wohnung zurück und wartete die unvermeidliche Aussprache mit dem Manne ab, der in der Einsamkeit seine Eingebung ausreifen ließ.

Der General fand sich zum Mittagessen ein und verriet schon durch sein äußeres Gehabe, daß er die Zeit des Zauderns und des Suchens überwunden hatte. Allerdings teilte er sich nicht sofort der Dichterin mit, sondern redete eine Weile über persönliche Belange, spielte auf die baldigst kommende Stunde ihrer endgültigen Vereinigung an und führte aus, in welcher Weise er das Schlößchen zu restaurieren gedachte, damit ihr Glück darin auch wirklich zuhause sein dürfe. Er sei des langen Wartens müde und wünsche, nach der Verwirklichung des gefährlichen Planes zum Schutze der Gefangenen, seine Hände und sein Denken nur dort zu regen, wo die Ergebnisse einer Steigerung ihrer Freude zu entsprechen vermöchten.

Hatte er aus Eigenem auf seine Entscheidung hingewiesen, so mußte er, vom Objekte seiner Reflexion gepackt, die sekreten Dinge,

die in seinem Herzen und in seinem Geiste geschahen, allmählich aufdecken. Die Dichterin kannte die Eigenheiten des Generals zu gut, als daß sie den Versuch unternommen hätte, durch eine Folge von Fragen das zu erfahren, was ihrer natürlichen Neugierde mit hundert Stacheln zusetzte. Sie bediente ruhig den, der empfing und redete, aß und sich behutsam enthüllte, zeitweilig schwieg und dann die Dichterin in das Netz seiner Überlegungen einzuspinnen wünschte. Denn mit einem Male fragte er:

„Glaubst du nicht, daß alles unterbunden werden könnte, wenn der Lagerkommandant nicht in der Lage wäre, morgen seine Befehle zu geben?"

Darauf vermochte die Dichterin nicht anders zu antworten als:

„Selbstverständlich. Wenn er das Wort verhält, bleibt alles in der alten Ordnung."

Er nickte und forschte weiter:

„Denkst du nicht, daß in der Abwesenheit des Lagerleiters ein Beauftragter das Grauenhafte auslösen dürfte?"

Und sie entgegnete:

„So weit ich die Gepflogenheiten dieser herrischen Naturen kenne, muß ich sagen, daß eine solche Möglichkeit entschlossen zu verneinen ist."

Er nickte neuerdings, legte die Hände über dem Tisch zusammen und brachte seine dritte Frage vor:

„Es käme also darauf an, den Kommandanten daran zu hindern, daß er morgen ins Lager hinaufsteigt und dort seinem mörderischen Unfug die Flammenkrone aufsetzt?"

Die Dichterin fing zu begreifen an, wurde lebhafter in ihrer Erwiderung und rief offen ihre Zustimmung aus:

„Natürlich! Das ist es. Ein ausgezeichnetes Unternehmen! Allein wie willst du es anstellen?"

Der General ließ sich nicht so leicht dahinreißen. Er blieb ernst und reserviert und setzte sein Fragespiel fort:

„Gesetzt den Fall, es gelänge uns, nein, es gelänge mir, denn ich möchte dich nicht implizieren, den Kommandanten irgendwie und

irgendwo festzulegen: wie lange müßte ich ihn zurückhalten, um die Rettung der Häftlinge zu vollenden?"

„Drei Tage, schlimmstenfalls!" erklärte die Dichterin mit Bestimmtheit und ergänzte ihre Ansicht: „In drei Tagen werden die Alliierten das Städtchen eingenommen und die Gefangenen befreit haben."

Der General richtete sich hoch, blickte der Dichterin längere Zeit ins Auge und begehrte dann zu wissen:

„Habe ich, als Privatperson, das Recht, einen Nebenmenschen so zu behandeln, wie der Staatsanwalt einen Dieb oder einen Totschläger behandelt?"

Wiewohl der Dichterin das Wort der bedenkenlosen Bejahung auf der Zunge lag, hielt sie es mit Gewalt zurück, kam auf diese Weise in den Strudel eines Zögerns und erwiderte erst nach einer lastenden Pause:

„Es ist natürlich nicht leicht, hier, wo du das Vergehen einer Amtsanmaßung zu beschwören scheinst, die genauen Grenzen deines Rechts oder deines Unrechtes abstecken zu wollen. Allein ich glaube, daß du die Frage nicht richtig gestellt hast, da sie meiner Ansicht nach zu lauten hätte: Habe ich, als Privatmensch, nicht die Pflicht, einen Nebenmann unschädlich zu machen, von dem ich weiß, daß er ein unerhörtes Crimen auszuführen beabsichtigt?"

Wieder nickte der General und dämpfte die Stimme, als er sagte:

„So formuliert, kann die Frage nur eine Bejahung herausfordern. Ich bin gezwungen, weil das Gesetz, nicht nur das des Zivilkodexes, sondern auch jenes der abendländischen Kulturtradition, es will, jedes Verbrechen zu vereiteln. Sieht jedoch der allgemeine Gebrauch nicht vor, daß ich zu diesem Zweck die zuständigen Instanzen an- und aufzurufen habe?"

Im Nu wurde die Dichterin zur eifernden Widersprecherin:

„Und welches sind die zuständigen Instanzen? Nein, wie sehen diese zuständigen Instanzen aus? Lieber Freund, sind sie nicht die Kräfte des Anstoßes und also Mitwirkerinnen in einer Sache, die den Aufschrei der gesamten zivilisierten Welt hervorrufen wird?"

Der General stimmte bedächtig zu, indem er den Gedanken zu Ende führte:

„So ist es, meine Liebe! Die staatliche Justiz hat in unserm Falle das hohe Amt, zu dem sie berufen worden ist, ins Gegenteil gewendet. Sie bewährt sich jetzt als erbärmliche Injustiz, die den normalen Gang der Dinge so verkehrt, daß die Mörder Polizeigewalt haben und die Unschuldigen in den Kerkern der Tierischkeit verkommen. Ein Appell an sie käme einem andern Verbrechen gleich, also darf ich sie nicht behelligen. Ich müßte mich, um der Stimme des wahren Volkes Ausdruck geben zu lassen, an die Gutgesinnten wenden. Und das heißt: ich hätte die Aufgabe, mich offen an die gerecht empfindenden Elemente der Nation zu richten, um einen Aufstand der Besten zu provozieren."

Ein Schreckensschlag traf die Dichterin, welche ausrief:

„Um Gotteswillen! Was hast du vor? Wo willst du Gutgesinnte ausfindig machen, wenn du heimlich vorzugehen wünschest? Und wie vermagst du Rächer des Unrechtes tätig werden zu lassen, sofern du die gesamte Öffentlichkeit anzugehen trachtest? Mit welchen Mitteln könntest du jenes oder dieses unternehmen? Und wenn dir die Mittel zur Verfügung ständen, so fehlte dir doch die Zeit, nicht wahr? In zwölf Stunden, Liebling, wird das Unheil seinen Lauf beginnen. In tausend Minuten wirst du nicht einmal deine kleinmütigen Mitverschworenen im Schutzring überzeugt haben, und alle Bemühungen werden vergebens gewesen sein."

Der General stand auf, wanderte im Zimmer hin und her und beruhigte die Dichterin auf seine gemächliche Weise:

„Ich habe weder das eine noch das andere vor. Was mich einzig beunruhigt, ist die Ausdehnung meines Rechtes. Ich bin, in einer land-, wenn nicht weltweiten Angelegenheit der Gerechtigkeit, auf mich selbst gestellt. Mein Beruf ist der des Militärs, nicht der des Richters. Und dennoch habe ich als Offizier die Mission, der Ordnung bis zum äußersten zu dienen. Ist hier nicht, in der Domäne des öffentlichen Rechtes, die Ordnung so gestört, daß ich, kraft meines Eides, einzuschreiten verpflichtet bin? Meine innere Stimme sagt laut und deutlich: Ja! Ich gehorche, selbst dann, wenn ich als Teil, als schwaches Teilchen, die Aufgabe des Ganzen erfüllen muß."

Er blieb vor der Dichterin stehen, die sich erhob, um ihn zu umarmen, und hatte mit einem Male das Aussehen des ebenso tatkräftigen wie unwiderstehlichen Draufgängers, dem der Wille zur Aktion in allen Muskeln zu spielen begann. In seiner Sprache strömte bereits die konzentrierteste Energie, als er, sich niederlassend, das Letzte und Geheimste offenbarte:

„Ich werde den Alten gefangensetzen, um ihn bis zum Eintreffen der Alliierten schachmatt zu halten. Hoffentlich stimmen unsere Berechnungen. Denn länger als drei Tage dürften die Gewalthaber sein spurloses Verschwinden nicht tatenlos hinnehmen. Sie würden die Ausführung seines Vorhabens einem andern Henker anvertrauen, dem ich nicht mehr beizukommen vermöchte."

Die Dichterin fuhr jäh, unter dem Impulse eines neuen Gedankens, empor:

„Es sei denn . . .!"

Sie schwieg, dachte nach und wurde vom überraschten General zum Weiterreden aufgefordert:

„Es sei denn . . .?"

Und sie erklärte sich in Sätzen, die sich überstürzten:

„Es sei denn, die Verbrechergilde nähme an, ihr Kommandant habe sich im gefährlichsten Momente zum Überläufer gemacht, um den Alliierten zu verraten, was die Kerle vorhätten. Die Annahme ließe sie zögern, Repressalien befürchten und eine humanere Lösung austüfteln!"

Der General ließ sich an ihrer Seite nieder, verarbeitete langsam im Geiste die Ansicht der Frau und meinte schließlich:

„Das ist eine Wahrscheinlichkeit, an deren Inhalt ich zu einer gewissen Erleichterung kommen dürfte. Ja, ich bin beinahe überzeugt, daß den Gefangenen nichts Allzuschlimmes mehr widerfahren wird. Es bleibt nur die gute Voraussetzung zu ihrem Heile zu schaffen."

Die Dichterin wollte selbstverständlich die Art und Weise erfahren, wie der General vorzugehen gedachte, allein der Mann lehnte die Enthüllung seines Planes ab, um, wie er sagte, die Geliebte nicht zur

gefährdeten Mitwisserin zu machen für den Fall, daß die Dinge wider jede Erwartung laufen sollten. Er verabschiedete sich in aller Eile, blieb nachmittags- und abendsüber unsichtbar und tauchte mitten in der Nacht wieder auf, um das Gelingen seines Unternehmens zu verkünden. Merkwürdigerweise trug er nicht die strahlende Miene des Siegers, sondern die ernsten Züge dessen, der sich unterlegen fühlt und im Banne einer inneren Scham weiß. Der Dichterin, die diesen greifbaren Widerspruch zwischen Erfolg und Empfindung feststellte, verriet er mehr unlustig als widerstrebend:

„Gewiß, ich habe den Henker überlistet, allein ich habe das Mittel der Lüge anwenden müssen, um ihn zu einem Besuche zu bewegen, der damit endete, daß ich ihm die Pistole auf die Brust setzte, um ihn meinen sonderbaren Wünschen gefügig zu machen. Wohl führte er sich wie ein vollkommener Feigling auf, der nicht den geringsten Versuch zur Verteidigung unternahm, sondern wie ein Waschweib um Gnade flehte, aber seine Gefangenenhaltung im Turmzimmer war doch so, daß ich plötzlich von Gewissensbissen heimgesucht wurde und meine Tat als eine Untat zu empfinden begann. Ein ungutes Gefühl in mir möchte mich den Akt der Entmachtung eines Amtsträgers bedauern lassen, und das, was ich mein inneres Gespür nenne, stellt mir, so dunkel es auch wirken mag, die kommenden Tage als eine Folge von Not und Kummer, Qual und Bedrohung vor. In dem Augenblick, da ich das Fortleben der Häftlinge gesichert weiß, bin ich selber in der Lage des Unsicheren, der sich immerfort vor sich selber zu rechtfertigen und gegen die persönlichen Angstzustände zu verteidigen hat. Heißt das nicht in andern Worten, meine Liebe, daß ich, unter dem Deckmantel der Nächstenliebe, gegen jenen Einzelnen gesündigt habe, der mir mehr als die anonyme Masse unbekannter Geschöpfe der Nächste sein muß?"

Dem neuen Anfall einer ungewöhnlichen Skrupelhaftigkeit gegenüber mußte die Dichterin das Gesetz der größten Vorsicht beachten. Sie ergriff den Arm des Erregten, drückte ihn und hielt ihn fest, als sie erwiderte:

„Ja, ich weiß, ich weiß genau, was die Gefühle in uns anzurichten vermögen, wenn wir über ihnen nicht das rechte Denken walten lassen. Wir haben eine Verantwortung übernommen, für die wir nicht

geschaffen worden sind. Die Last desaxiert uns in sämtlichen Regionen unseres Seins, das bis zu dieser Stunde seine Ruhe in seiner natur- und berufsgegebenen Atmosphäre genossen hat. Dadurch, daß wir aus der gewöhnlichen Ordnung geschleudert worden sind, verzeichnen wir bei jedem Schritt die Fremdheit des Terrains als Unter- oder Hintergründe einer Gefahr, die wir auf uns gerichtet glauben. Wir sind zu sehr mit uns beschäftigt, als daß wir die Tatsache bedächten, daß in dieser entfriedeten und ordnungslos gewordenen Epoche jeder Nachbar sich in der gleichen Position befindet. Der eine wankt auf diesem, der andere schwankt auf jenem Gebiete, und allen ist das gemeinsam, was in den kommenden Jahrzehnten als die gewaltigste insecuritas des jetzigen Säkulums wird erkannt und durchleuchtet werden. Das, was dich bekümmert, ist nichts anderes als die Friedlosigkeit, deren Druck ich gleichfalls erfahre. Deine Tat hat ihre Tätigkeit aktiviert, und nun bist zu überzeugt, verbrecherisch dort gehandelt zu haben, wo du Verbrechern entgegengearbeitet hast. Allein das Gegenteil ist der Fall. Morgen wirst du abgeklärt sein und in der Beruhigung der Nerven auch die körperlichen und geistigen Sinne beschwichtigt haben."

In dieser Annahme freilich irrte die Frau, da der nächste Tag einen Wirbel von Ereignissen brachte, der auch den General ergriff. Bereits am späten Vormittag erhielt er einen telephonischen Anruf, der ihn für die Mittagsstunde ins Hauptquartier der Geheimen Staatspolizei beorderte. Zwar äußerte er, in der sofort provozierten Aussprache mit der Dichterin, keine sonderliche Furcht vor den Verhörmethoden der Büttel einer nationalisierten Widerjustiz, aber ihn beunruhigte doch das Schicksal des eingesperrten Lagerkommandanten, den er voraussichtlich nicht mehr regelmäßig mit Speis und Trank versehen dürfte, sodaß das Leben gefährdet werden könnte. Die Dichterin bot sich an, den Gefangenen gegebenenfalls zu betreuen, ließ sich die Schlüssel zum Wachtturm aushändigen und erwartete, fiebernd vor Ungeduld, die Nachrichten der nächsten Stunden.

Der General selber kehrte gegen ein Uhr zurück und belächelte, mit dem Anschein einer leichten Schmerzlichkeit in den Zügen, die eigenartige Inszenierung der Polizei, die nur „absolut sichere" Parteigenossen eingeladen hatte, um diesen eine dunkle und peinliche

Angelegenheit zu unterbreiten: der Lagerkommandant sei an diesem Morgen nicht zu seinem Dienste erschienen, obschon er am Vortage sämtliche Untergebenen aufgefordert habe, bereits um acht Uhr anzutreten, damit sie auf allerhöchsten Befehl hin an einer äußerst wichtigen Besprechung teilnähmen; möglich sei ja, daß er irgendwo einen seiner periodisch angetrunkenen Räusche ausschlafe und mit Verspätung eintrudele, allein es dürfe nicht von der Hand gewiesen werden, daß er, angesichts der militärischen Lage, einen unqualifizierbaren Akt der Feigheit und des Verrates gesetzt habe; wenn einer seiner gegenwärtigen Freunde und Kameraden ihn in der vergangenen Nacht, egal in welcher Verfassung, bemerkt habe, so möge er sofort die nötigen Angaben machen; die Sache sei als höchst dringend und geheim zu behandeln und von allen Getreuen des Regimes im Auge zu behalten.

Nun, von den Eingeladenen wußte kein einziger mit Hinweisen zu dienen. Die Polizeibeamten ließen ihre Fernsprecher spielen, führten undurchsichtige Gespräche mit fernen Befehlsstellen, schickten ihre Gäste mit warmen Empfehlungen, die wie Drohungen klangen, fort und verrieten bald darauf, durch ihr aufgeregtes Getue der gesamten Öffentlichkeit, daß „irgendetwas passiert" sei. Die Dichterin umarmte, in einer jäh ausbrechenden Gefühlsstauung, den Verlobten und drückte eine Freude aus, gegen welche der General nach einer Weile Stellung bezog:

„Nein, ich bin durchaus nicht stolz auf meine Lage; ich bin es jetzt noch weniger als in der Nacht, da ich zum zweiten Male habe lügen müssen, um den Erfolg meines Unternehmens zu sichern. So entwerte ich andauernd die gute Absicht und bedenke die Tat mit Mängeln, deren Unsauberkeit sich gegen mich zu wenden droht. Mir ist, als schlüge mich die Verwirklichung des Gedankens, der die Erbarmungslosigkeit der Barbaren hatte schlagen sollen."

Auf diese Weise zermarterte er sich und die Verlobte bis zum Augenblick, da die Rundfunknachrichten in einer Sondermeldung bekanntgaben, daß die Alliierten im Raume des Städtchens zurückgeworfen worden seien. Er stand mühsam auf, fing wieder zu wandern an und wurde bleich vor Schreck, als er die Auswirkungen des kleinräumig bleibenden Sieges seiner eigenen Armee bedachte. Der

Rückschlag mußte das Eintreffen der Alliierten hinauszögern und also auch seine Verantwortung für die Sicherstellung des Lagerkommandanten verlängern. Als dann in den Nachtstunden geheimnisvolle Bewegungen auf dem Berge die Abwanderung der Häftlinge nach unbekannten Zielen und damit auch ihre wahrscheinliche Ausrottung durch Hunger oder Kugeln wahrscheinlich machten, ging er so weit, daß er sich eines Dummenjungenstreiches anklagte, und sich gezwungen sehen wollte, den Gefangenen wieder freizugeben und sich selber den Behörden zu stellen.

„Der eigentliche Zweck meines tollen Wagnisses", rief er aus, „ist sichtbarlich verfehlt worden, da die bedauernswerten Opfer des Regimes nun länger zu leiden haben, um am Ende doch erledigt zu werden. Droben wären ihre letzten Qualen kurz gewesen; mein sinnlos gewordenes Dazwischentreten hat sie ins Unermeßliche, wenn nicht ins Unerträgliche gesteigert. Nun bin ich, ohne den Gewinn mildernder Umstände, dreifach belangbar."

Die Dichterin, der die Ungeduld ins Wort zu springen drohte, bezwang sich, wußte noch in ihrem Schmerz zu lächeln und widersprach:

„Obwohl ich die kleinsten und feinsten Winkel deiner Seele kenne, willst du mir plötzlich so seltsam erscheinen, daß ich dich nicht mehr begreifen kann. Warum bemühst du dich, in einer selbstquälerischen Weise, deine ersten Erfolge ins Gegenteil umzudeuten? Denn du hast Erfolge aufzuweisen, mein Lieber, die du zu übersehen nicht müde wirst. Hast du nicht die Fanghunde der Geheimen Staatspolizei vollkommen deroutiert und auf eine Fährte gesetzt, die sie an vielen andern Opfern vorbeiführen wird, um in einer hübschen Ausweglosigkeit zu enden? Ist dir nicht gelungen, die Häftlinge vor dem fürchterlichsten Kollektivuntergang zu bewahren? Es mögen auf ihrem Marsche jetzt Hunderte der Ermüdung, der Verzweiflung, dem Hunger und der Niedertracht zum Opfer fallen, aber die überwältigende Mehrheit wird doch irgendwo den Befreiungstruppen in die Hände laufen. Denn wohin die Mitglieder der Schutz-Staffeln sie auch hinbringen mögen, es wird nach keiner Seite hin weit sein können, da wir, in der nächsten Nähe, von einem eisernen Ringe umschlossen sind. Zudem haben, durch den Abzug

der Wachmannschaften, gewisse Exzesse im Städtchen selber, als natürliche Folgen eines namenlosen Blutrausches, von uns abgeleitet werden können. Nennst du das alles keine guten Leistungen? Was wiegt dagegen die zeitweilige Freiheitsberaubung eines Mannes, der tausendmal schuldig ist und dennoch in seinem Karzer die Bequemlichkeit des Gutgenährten und Niegestörten genießen darf?"

Die Antwort des Generals war unerwartet: er umarmte die Frau, hielt sie eine Weile fest und entfernte sich dann in einer überstürzten Eile. An der Türe jedoch stand er still, wandte sich um und sagte:

„Ich werde ihn aufsuchen, um mit ihm zu reden."

Was er in Wirklichkeit aufsuchte, war seine eigene Gewissenspeinigung, die er mit einer solchen Beharrlichkeit durchführte, daß er am nächsten Tage die Verlobte vollständig vernachlässigte, ihre Unruhe nicht im geringsten bedachte und seine Unrast durch die nahen Wälder trug, bis die Nacht ihn als zerschlagenen Menschen ins Schlößchen trieb. Vielleicht hätte er das stumme Marterspiel auch den neuen Tag hindurch fortgesetzt, wenn nicht die Dichterin, von bangen Ahnungen getrieben, seine Klause betreten und seine Innennot zerredet hätte. Er beugte sich, nach einem langen Zweikampfe mit den Waffen des Wortes, ihrem Wunsche und begleitete sie auf einer Wanderung zur nächsten Anhöhe, von wo aus er den Ablauf der fernen Kämpfe verfolgen, seinen Empfindungen einen andern Ablauf sichern und seine eigentliche Seele in einer wortkargen Deutung der Kriegsgeräusche wiederfinden konnte. Nicht die Dichterin, sondern er selber fing vom Lagerkommandanten zu sprechen an, der ein gewisses Stadium der Frechheit in der Verzweiflung erreicht hätte.

„Seine Äußerungen", sagte er, „erschöpfen sich in wahnwitzigen Drohungen und gewaltigen Lachausbrüchen. Der Mann glaubt an einen so überraschenden Umschwung der militärischen Lage, daß die Welt darüber erschrecken müßte. Die Zeit zum Insichgehen, die ich ihm verschafft habe, tötet er dadurch, daß er mich in mente millionenfach martert und mordet. Gestern hat er einen kindischen Überfall versucht, als ich auftauchte, um ihm Eß- und Rauchwaren zuzustellen. Meine Faust konnte ihn zwar zum Verzicht auf seine Angreiferabsichten bringen, allein seinen Angeiferungen wußte ich nicht anders als durch die Flucht auszuweichen. Du siehst also, daß

meine Verfehlungen sich vermehren mit den Stunden des Harrens auf das unglückliche Ende!"

Das Wort verletzte die Dichterin, welche in der Ankunft der fremden Armeen eine Befreiung aus dem Joch des Zwanges sah. Er aber meinte, daß die nationale Unfreiheit nur einen andern Nenner erhielte, der nicht dadurch annehmbar gemacht werden könnte, daß ihn Ausländer, also Feinde des Volkes, vermittelten. Voraussichtlich enthöben ihn die Eindringlinge seines Amtes, sodaß er gezwungen würde, seiner Existenz ein neues Fundament zu legen. Dadurch kämen sie beide in die unangenehme Lage, den Termin ihrer Heirat noch weiter hinauszuschieben und sich in einer Zwielichtigkeit zu halten, die ihn quälen müßte. Denn um keinen Preis ließe er sich dazu bewegen, das Leben der Geliebten in einer unübersehbaren Unsicherheit zu fesseln.

Die Frau mußte lächeln, als sie ihn so reden hörte, und seinen Erwägungen mit der Frage begegnen:

„Aber haben wir nicht alles, was uns nottut, um in den kommenden Jahren bestehen zu können? Genügen unsere vereinten Einkommen etwa nicht unsern doppelten Bedürfnissen?"

Seine Antwort hatte nicht nur die Fassung, sondern auch den Unterton der Merkwürdigkeit. Denn er entgegnete:

„Wir litten hier, in der engeren Heimat, die wir liebgewannen, keinen Hunger, nein; unser physischer Fortbestand wäre, mit der Gnade Gottes, außer Frage. Allein wer sagt uns, ob wir diese Heimat behalten dürfen? Und wer bietet uns die Gewähr dafür, daß wir, in diesen gesegneten Breiten bleibend, nicht moralisch um den Atem gebracht würden?"

Die Dichterin erschrak und gab ihre Betroffenheit offen zu erkennen:

„Mein Gott, was redest du?"

Und er erwiderte sofort:

„Ich rede so, wie mir zumute ist, Liebling. Du darfst ruhig annehmen, daß die Geschichte mit dem Lagerkommandanten mich etwas durcheinander gebracht habe; ich werde dir es nicht verwehren.

Allein ich glaube, daß die fortgesetzte Spannung meiner körperlichen und geistigen Kräfte mich innerlich so aufgerissen hat, daß ich Öffnungen für den Einzug seltsamer Ahnungen freigelegt habe, über deren Bedeutung und Bedeutsamkeit ich mich noch nicht auszusprechen vermag. Ich bin, wenn du willst, die günstigste Inkarnation der Unruhe und demnach Spielfeld aller Mächte, die das Menschliche, bald hell, bald dunkel, jetzt lustsam und dann qualvoll, zu erregen und zu beherrschen vermögen."

Es wollte ihr nicht gelingen, dem Gespräche einen Fluchtweg ins Erfreuliche zu sichern. Darum schwiegen sie nach einem Augenblick, schritten, in ihre differenten Überlegungen eingesponnen, dem Städtchen entgegen und hielten, ohne sich beredet zu haben, vor dem isolierten Wachtturme an, der wie ein verlorenes Merkzeichen der Vergangenheit und der Vergessenheit in die Gegenwartsgeschichte hineinragte. Gemeinsam betrachteten sie, wenn auch aus gegensätzlichen Stimmungen heraus, die hohe und verwitterte Rundmauer mit dem ausgebuchteten Oberstock. Die Augen des Generals verweilten am Gitterwerk des Fensters unter dem mittelalterlich geformten Dache; ihre Blicke hatten eine Schärfe, die verrieten, daß der Träger sich in einer Vorstellung gefiel, die dem unsichtbaren Gefangenen die Rolle des abwärts drohenden Rächers zuzuweisen beliebte. Die Dichterin dagegen schien nichts anderes zu sehen als die ostwärts träumende Eingangstüre mit dem kunstvoll verschlungenen Eisenbeschlag und dem gewaltig ausgewulsteten Griff. Wiewohl sie manche Fragen vorzubringen hatte, bezwang sie den Drang der neugierig gewordenen Frau, stellte absonderliche Überlegungen an und wurde mit einem Male in ihren Reflexionen durch den Begleiter unterbrochen, der zu reden begann.

„Weißt du", sagte er, „was mir in den Sinn kommt, sobald ich diesen seltsamen Karzer vor mir schaue? Es mag dir komisch erscheinen, allein in mir ist nur der absolute Ernst wirksam, ich habe den Gedanken oder die Empfindung nicht mühsam ergrübelt, sondern diese und jener springen jählings in mir auf und vereinen sich im gleichen Rufe. Jawohl, das ist ein Ruf nach der Verwirklichung dessen, was ich bis zum Ende als das Höchste zu erstreben gesonnen bin. Oder ist es schon ein Schrei, ein verstofflichter Schrei in die Zeit,

die das Wichtigste zu vernachlässigen pflegt? Es schreit tatsächlich und wird zu schreien nicht müde: Turris justitiae! Turm der Gerechtigkeit! Der alte Bau soll mir zum Symbol des Neuen werden, das wir zusammen erstreben. Auf einem ganzen Kontinente der Ungerechtigkeit muß es eine Insel geben, auf welcher die allgemeine Niedertracht ihr Gegenteil in der Erhebung des Dinglichen selber, wenn es sein kann, erfahren, erleben und erleiden darf. Aus diesem Grunde bilde ich mir ein, daß der Mann, der uns jetzt von obenher verflucht, die Totalität der politischen Frechheit und der moralischen Verworfenheit verkörpert, welche wir zurückzudrängen wagen. Und deshalb auch, meine Liebe, sehe ich Feuerlettern brennen im Freiraume zwischen Tür und Fenster. Wenn ich dürfte, wie ich wollte, so ließe ich sofort die Worte „Turris justitiae" leuchtend auf die Mauer schreiben, als ein Testimonium dafür, daß es noch Geschöpfe gibt, die das Hauptübel des Regimes erkannt haben und damit den Kampf zur Wiederherstellung der guten alten Ordnung aufzunehmen gedenken. Denn unter Tausenden, die sich ducken, muß doch Einer Zeugnis für das Rechte geben, soll nicht die Gesamtheit der Nation im Henkertum Aller wider Alle den Zweck der Existenz entdecken. Diese Erkenntnis bringt schließlich die hintergründigsten Vorwürfe meines Gewissens zum Schweigen, wenn ich, noch aufgewühlt von den Ausfällen eines tobsüchtig werdenden Menschen, den Lagerkommandanten verlasse."

Die Dichterin legte ihre Linke in den Arm des Mannes, lehnte sich an die hochgereckte Gestalt an und brachte ihr Einverständnis mit den Ausführungen des Verlobten in einer ungewöhnlichen Weise zum Ausdruck. Denn sie flüsterte, in einer plötzlich erfolgenden Aufwallung weiblicher Gefühle:

„Ich möchte ihn sehen!"

Der General machte eine rasche Bewegung des Kopfes, so als wolle er eine energische Ablehnung markieren, fing den Rückstoß des Hauptes auf, verharrte eine Weile stumm und reglos, erstrebte dann, in fest skandierten Schritten, den Eingang, erschloß den dunklen Raum und ließ die Dichterin eintreten. Über die enge Wendeltreppe gelangten sie auf den Halbrundgang, der durch ein Fenster an der Westseite erhellt wurde, und standen vor der schweren Türe, hinter

der das Opfer der Besucher auf das Auftauchen seiner unbegreiflichen Gastgeber zu lauern schien. Der General lauschte eine Weile, überzeugte sich, daß er die Waffe bei sich trug, und schob dann die mächtigen Riegel zurück, deren glänzende Beschaffenheit der gediegenen Altertümlichkeit aller andern Dinge zu fluchen schien. Die dreifache Absperrung, die der General persönlich hergestellt hatte, machte jede Flucht von innenher unmöglich.

Der Dichterin wollte die Übersteigerung der Vorsichtsmaßnahmen unnötig erscheinen, allein der Begleiter verwies ihr die Bemerkung, zeigte auf den Rang des Gefangenen und das Ausmaß des Skandals bei einem etwaigen Entweichen hin und schlüpfte vor der Frau ins Turmzimmer hinein.

Der Kommandant stand nicht etwa sprungbereit in der Mitte des kleinen und kreisrunden Raumes, nein, er lag auf seinem Feldbette, vollständig angekleidet, wandte den Verlobten den Rücken zu und regte sich nicht. Erst als die Dichterin flüsterte: „Er scheint zu schlafen!" und der General sich der Ruhestätte näherte, ließ der Gefangene eine vollständig wache Stimme hören:

„Er hat längstens ausgeschlafen und wetzt die Zähne nun, um morgen oder übermorgen die Taube mit dem Täuberich zu verschlingen. Bin ich schon, in euren Augen, der böse Wolf, so werde ich als solcher auch zu handeln wissen. Seht euch vor, denn die Vergeltung kommt schneller als ihr zu denken und darnach zu laufen versteht! Nur in Kindsköpfen kann ein Plan entstehen wie derjenige, den ihr um meine Person entworfen habt. Die Sinnlosigkeit eueres Werkes wird euch alle Sinne verlieren lassen. Schon höre ich die kommen, die mich befreien werden. Eure Mühen sind nutzlos vergeudet worden."

Der General machte eine Bewegung der Geringschätzung, aber die Dichterin konnte sich nicht enthalten, jenen Sieg zu vermelden, der den Anstoß zur Entfernung des Kommandanten gegeben hatte:

„Immerhin sind zwanzigtausend Menschenleben gerettet worden."

Mit einem Fluche fuhr der Gefangene herum und fauchte die Frau an:

„Jawohl, um das herrlichste Schauspiel habt ihr mich betrogen. Aber das wird nicht das Ende sein, denn die Saubande wird weder

den Russen noch den Amerikanern in die Hände fallen. Ich sage euch, daß sie einzeln erledigt werden, Stück um Stück, wie räudige Hunde, und ich werde die Meldung entgegennehmen und eigenhändig die beiden letzten vernichten. Und das werdet ihr sein, meine Freunde. Gute Nacht!"

Allein die Dichterin ließ sich nicht so leicht verabschieden, sie fuhr, sehr eindringlich, zu reden fort:

„Glauben Sie nicht, daß Sie Ihre schlimmsten Wunschträume noch für Wirklichkeit halten? Elf Jahre lang durften Sie ungehemmt in Ihren Horribilitäten schwelgen, aber im zwölften müßten Sie eingesehen haben, daß die immanente Gerechtigkeit gleichfalls ihre Rolle zu spielen hat, um Ihre infernale Komödie an Ihnen selber zur Tragödie zu machen!"

Er lachte laut, fast dröhnend, auf und rief:

„Immanente Gerechtigkeit? Und ihr möchtet wohl die Exekutoren des himmlischen Urteilsspruches sein? Es wäre zu köstlich!"

Die Frau erwiderte ruhig:

„Ja, wir dürften Mittel zum Zwecke sein. Wir wissen es nicht, wir wissen so wenig, aber wir lassen uns führen, wie es dem stärkeren Willen gefällt. Darum können Ihre Drohungen uns nicht sonderlich entsetzen, wiewohl wir überzeugt sind, daß Ihr grauenhafter Irrtum eher als unser Akt der Freiheitsberaubung Sie demnächst erschlagen wird. Denn Ihre Brüder haben nichts mehr, um gegen die Alliierten bestehen zu können."

Der Kommandant richtete sich langsam empor, zeigte verzerrte Züge und sagte mit einem leichten Anflug von Heiserkeit in der Stimme:

„Also sind Sie auch Verschwörerin unter Verschwörern gewesen? Ich hätte mir es freilich zusammenreimen können, da die Pfäffin wie der Pfäffling denken muß, um die Weltanschauung des römischen Schwarzrockes in die Tat umzusetzen. Allein, mein Schätzchen, die Täuschung ist auf euerer Seite. Wir haben nämlich, was die Andern nicht besitzen: den Fanatismus!"

„O ja", gab die Dichterin zu, „in der Betätigung des Fanatismus seid ihr unerreichbar und also unübertreffbar gewesen. Ihr könnt jedoch nicht über die eigene Natur hinaus. Einmal müßt ihr am Höhepunkte anlangen, und ich glaube, das ist heute bereits der Fall. Schon gibt sich euer sogenannter Fanatismus als eine Manifestation jenes Satanismus zu erkennen, der sich dadurch am stärksten offenbart, daß er seine besten Vertreter zu Hinrichtern seiner eigenen Träger macht. Ich brauche keine Beispiele anzuführen, hoffe ich, da die gegenseitige Zerfleischung euerer Führer ein Schauspiel sogar für den höllischen Oberführer sein dürfte."

Der General mußte sich zwischen die beiden Gesprächspartner drängen, da der Lagerkommandant auf die Dichterin zuschritt und eine bedrohliche Haltung annahm. So zischte er dem Manne ins Angesicht:

„Warum? Warum kann das geschehen? Weil der Pesthauch der geborenen Verräter, wie ihr sie herrlich darstellt, auch die auserlesenen Geschöpfe infiziert hat? Euere Drecksmentalität wirkt kontagiös. Eine Zeitlang vielleicht! Aber dann wird, nach einer radikalen Heilaktion durch Schwert und Feuer, jene Immunisierung erfolgen, an deren Folgen das Gelichter euerer Art für immer auswehen wird. Ich weiß, daß ich dabei sein werde, wenn der Triumph, unser welterobernder Parteitriumph, beginnen wird. Deshalb spotte ich eueres Geplärrs, das die immanente Gerechtigkeit anruft, wenn es, angesichts unserer Erfolge, nichts Greifbares zu beschwören weiß. Und nun laßt mich, denn ich möchte weiterdenken über das, was ich euch in etlichen Tagen antun werde."

Nun ließ sich, in einer unerwartet weichen Weise, der General vernehmen:

„Wäre es nicht bekömmlicher, wenn du dem nachsinnen wolltest, was der Herr an dir tut?"

Ein erschreckender Fluch war die Antwort des Gefangenen. Die Dichterin verließ die Dachkammer in einer so auffallenden Hast, daß der Lagerkommandant zu lachen anfing und noch den Anfällen seiner forcierten Fröhlichkeit erlag, als der General die drei Riegel vorge-

schoben hatte. In der zweiten Treppenwindung vernahmen die Flüchtlinge den letzten Ausruf dessen, der sie zu jagen schien:

„Gute Fahrt auf den Wegen, die der Teufel, unser guter Meister, begeht! Er wird euch schon zu fangen wissen."

Etliche Stunden später mußten der General und die Dichterin diese Worte bedenken und dann die Empfindung haben, daß die Macht des Bösen auch die Kinder der Finsternis mit der Gabe des Prophezeiens auszuzeichnen vermag. Denn vierzig Minuten nach ihrer Heimkehr in die Stille ihrer Wohnungen waren die besessensten Lärmer des braunen Heeres aufgetaucht, hatten dort und hier die ahnungslosen Frager, denen keine Antwort zuteil geworden war, unter den Plantüchern großer Autowagen untergebracht und waren, ohne jede weitere Erklärung, mit den Entführten ostwärts, nach einer größeren Ortschaft im Landesinnern, gefahren.

Zwar hatten der General und die Dichterin die unerwartete und bedrohlich erscheinende Reise nicht gemeinsam unternehmen können, da sie in verschiedenen Wagen untergebracht worden waren, aber am Ziel der Fahrt, die alle Merkzeichen der Improvisation und der Überstürztheit trug, fanden sie sich zu einer heimlichen Aussprache zusammen, in welcher sie denselben Befürchtungen Ausdruck gaben, da sie beide überzeugt waren, im letzten Augenblick als unsichere Anhänger des Regimes verhaftet worden zu sein. Merkwürdig erschien ihnen nur die Tatsache, daß sie an ihrem ersten Bestimmungsorte in keiner Weise als Gefangene behandelt wurden, sondern sämtliche Rechte einer freien Bürgerschaft genossen und die Erlaubnis besaßen, in den besten Häusern Quartier zu beziehen. Nicht minder auffallend war, daß gerade diejenigen Frauen und Männer ausgehoben worden waren, die im stärksten Ruche der Systemtreue standen. Das Faktum konnte erst nach etlichen Stunden planlosen Hin- und Herwanderns und zufälliger Kontaktnahmen mit den Leidensgenossen vermerkt werden, sodaß der General allmählich dazu gebracht wurde, die Maßnahme als das Gegenteil einer Gefährdung, nämlich als einen Rettungsversuch in extremis hinzustellen und sich mit einem Male als wertvolle Persönlichkeit von den obersten Behörden anerkannt zu wissen. Obschon diese Erkenntnis ihn nicht besser als die andere Annahme zu beruhigen vermochte, spürte er sich

doch freier in dem, was er vor der Dichterin seine Rekognoszierungsaufgabe nannte; er suchte die Amtsträger der Partei auf und wollte in mehr oder weniger langen und mehr oder weniger vorsichtig geführten Gesprächen den eigentlichen Sinn der Aktion entdecken; allein am Ende hatte er nur die Empfindung, daß die eigentlichen Akteure des Unternehmens kaum mehr als die passiven Teile der Umsiedlungsgeschichte wußten. Sie hatten einen undurchsichtigen Auftrag bekommen und ihn ohne Rückfrage ausgeführt; die eigentlichen Aufklärungen sollten später nachfolgen, wenn die Gefahr vom Heimatstädtchen entfernt worden sei.

Diese Anspielung ließ deutlich die Furcht der Parteileiter aufblitzen, den vorrückenden Alliierten auf keinen Fall die hervorragendsten Bewohner des Städtchens in die Hände gelangen zu lassen, sondern alles zu wagen, um sie, aus sehr unklaren Gründen, auf einem noch unbestimmten Punkte mit ihren Brüdern und Schwestern aus den andern Städten zu vereinigen. Diese Möglichkeit schlug vor allem die Dichterin mit neuen Ängsten, da sie eine Gleichstellung mit den blinden und verblendeten Bejahern der Diktatur vermeiden wollte, um unbehindert, nach dem Eintreffen der Westtruppen, die Redemokratisierung ihres Volkes zu betreiben. Der General freilich hatte nicht die gleichen Sorgen, da er plötzlich, durch eine unscheinbare Nebenbemerkung der Verlobten, an den Lagerkommandanten erinnert wurde, dessen Schicksal er, über den Bemühungen um die Sicherung des eigenen Wohles, einen halben Tag lang vergessen hatte.

In einem Nu verlor er die Spannkraft des Körpers und des Geistes, die ihm zuvor die ungewöhnlichsten Demarchen und bedenklichsten Unterredungen gestattet hatte. Er ließ sich vor der Dichterin nieder, geriet ins Grübeln und verriet eine Laßheit, die ihn lange in der Pose des niedergeschlagenen und hilflos gewordenen Mannes zu verharren zwang. Die Dichterin strengte sich vergebens an, ihn der vollkommenen Apathie zu entreißen und seinen regsamen Geist umgewandelten Plänen zu erschließen; er blieb ihren Worten unzugänglich, flüchtete jählings aus dem Frieden des Zimmers, verließ in einer unverständlichen Hast das Gasthaus und kehrte in der Nacht als ein aufgeregtes und übel aussehendes Stücklein Mensch in seine Kammer zurück.

Die Dichterin mußte ihm in einer fast entwürdigenden Weise zureden, bevor er den Riegel zurückschob und der Verlobten den Eintritt in seine Mietklause erlaubte. Ihren Umarmungsversuchen wich er aus, wanderte in der Enge des Raumes wie ein Gejagter auf und nieder und flüsterte schließlich, als die Frau, dem Weinen nahe, ihm eindringlich zuredete, mit umflorter Stimme:

„Du kannst nicht ahnen, in welcher Gewissensnotlage ich mich befinde. Entweder entdecken die Braunen, nach unserm Verschwinden, den eingeschlossenen Kommandanten, und dann habe ich mit meinem auch dein Leben verwirkt. Oder die Kampfeshandlungen verhindern den Zugang zum Wachtturm, und in diesem Falle wird der Gefangene weder Speise noch Trank erhalten. Und die Folge brauche ich nicht zu schildern, denn auch ohne meine Erklärungen wirst du erkennen müssen, daß ich bereits als Mörder vor dir aufzuleuchten beginne!"

„Mein Gott!" replizierte die Dichterin. „Der erste Schreck hat dich von Sinnen gebracht. Du weißt nicht mehr, was du redest, denn du gefällst dir bereits in Hypothesen, die dich stärker zu belasten scheinen als die Gegebenheiten der Wirklichkeit. Du hast dich in zwei Möglichkeiten verkrampft, die wohl zutreffen könnten, aber dann immer noch die gewichtigsten Entschuldigungen zuließen; allein es gibt noch andere Wahrscheinlichkeiten, deren Auswirkungen nicht so wären, wie du sie zu sehen liebst! Du hast, so scheint mir, eine ausgesprochene Prädilektion für Annahmen, welche dir die fortgesetzte Folterung deines eigenen Herzens zur Pflicht machen möchten. Es wird Zeit, daß du, wenn du schon dein Gedächtnis stachelst, an die Außerordentlichkeit der Zeit denkst und für das, was sie schenkt oder nimmt, auch außergewöhnliche Milderungsgründe gelten läßt. Hast du nicht selber des öfteren mir die schlüssigsten Beweise dafür geliefert, daß wir außerhalb der normalen Ordnung stehen und dort auch anormale Handlungen vornehmen müssen, damit gewisse Grundsätze der Menschlichkeit und der christlichen Kultur gewahrt bleiben? Warum agierst und fühlst du nicht, wie du denkst?"

Das Wort traf den General so, daß er plötzlich stille stand, die Dichterin starr ins Auge faßte, mit der Rechten seine Stirn bedeckte und dann zur Antwort gab:

„Warum? Weil mein Fühlen stets dem Denken voraus ist! Weil ich mit allen Mitteln mich bemühen muß, die Empfindungen zu meistern und dem Denken erbötig zu machen! Allein was willst du, daß ich tue, wenn das Herz immer größer bleibt als die Vernunft?"

Die Dichterin faßte den Mann und zog ihn neben sich auf den Sitz, bevor sie erwiderte:

„Schön ist es und ehrenhaft, ein weites Herz zu besitzen. Es macht mich froh, zu sehen, daß du nicht zu den Engen gehörst. Ich habe es freilich geahnt und weiß es nun so, daß ich am Wissen mein Glück zu nähren vermag. Allein du darfst nicht deine Vernunft vermindern, die deinem Empfinden durchaus gewachsen ist. Nur läßest du dich zu sehr von Zweifeln heimsuchen, sobald das Denken in dir mit dem Fühlen kollidiert. Was du in derartigen Situationen tun sollst, scheint mir einfach und natürlich zu sein: du bedienst dich meines Verstandes als eines zusätzlichen Mediums zur Klärung deines Zustandes!"

Der General neigte das Haupt, so als wolle er dem Worte nachlauschen, das die Dichterin gesprochen hatte. Eine Weile war alles Atem und Schweigen; dann redete der Mann:

„Ich höre das nicht allzu gerne, meine Liebe. Denn in deiner Aufforderung wirkt eine Überlegenheit mit, die mich deinen Einflüssen auszusetzen trachtet. Ich bin leider zu sehr Offizier, um mich widerstandslos von Nichtberufenen, ich meine: von Nichtberufenen im militärischen Sinne, führen zu lassen. Und dennoch magst du Recht haben: in sämtlichen Fragen, die das Recht in seinen ethischen Aspekten betreffen, bin ich ein Zweifler, der die sogenannten Stärken seiner Akte in Schwächen über Schwächen verwandelt. Im ersten Ansturm handele ich, wie das Herz es eingibt, und das Herz ist gut und eindeutig; aber nachher provoziere ich Schwierigkeiten dadurch, daß ich das Unternehmen mehr zerdenke als überdenke und dann zu Entschlüssen komme, welche das Verdienst aufheben und die Tat rückgängig machen möchten. Ich schaue Folgen voraus, die sich vielleicht nicht einstellen werden, und erschauere an ihnen in einer Weise, daß ich keine andern zu sehen wünsche. Du hast soeben auf andere angespielt; ich möchte sie aus deinem Munde nun erfahren."

Die Dichterin nickte und erklärte:

„Wenn ich einige anführe, die sich mir, ohne jedes Nachdenken, aufgezwungen haben, so will das nicht besagen, daß sie die einzig möglichen sein müßten. Der Zufall oder, wenn du willst, die Fügung könnte sieben oder siebzehn andere vorstellen, obschon dem Lagerkommandanten die allereinfachste zur Rettung genügte."

Der General wurde ungeduldig und verlangte:

„Enthülle mir diejenigen, die dir bekannt sind!"

Und lächelnd verkündete die Dichterin:

„Natürlich, Liebling! Hast du niemals daran gedacht, daß ein Mitglied deines Widerstandsringes Manches geahnt und Etliches gesehen haben könnte? Was müßte es nach deinem Verschwinden tun? Hingehen, nicht wahr, in den Turm eindringen und den Gefangenen im einen wie im andern Sinne sicherstellen?"

Der General erhob sich plötzlich, hob wieder zu wandern an und rief im Schreiten aus:

„Nein, das ist nicht von der Hand zu weisen. Meine Freunde, die zurückgeblieben sind, dürften tatsächlich meine geringen Andeutungen verstanden haben. Ja, so könnte es geschehen. Das schlösse die Gefahren aus, die ich beschworen habe. Ich danke dir!"

Im Gesichte des Mannes kam ein Glänzen auf, das wie der Vorschimmer eines zufriedenen Lächelns wirkte. Die Dichterin nahm es mit Freuden wahr, verfolgte seinen Wandel und wußte mit einem Male, daß der Verlobte den Fängen eines neuen Zweifels verfallen war. Tatsächlich hielt er nach einer Weile an, zögerte für die Dauer eines Augenblicks und fragte dann: „Wie aber, wenn die Freunde sich desinteressieren und in der ungefährlichsten Inaktivität verharren?"

Nun vermochte die Dichterin nicht länger zu sitzen; sie sprang vom Stuhle auf, blickte den Frager aus verschmerzten Augen an und sagte leise:

„Willst du mit Gewalt unser Verlöbnis unerträglich machen? Anstatt in Liebe uns zusammenzufühlen, grübelst du in Qualen uns auseinander. Was darf dich das Schicksal eines notorischen Verbrechers kümmern, wenn es deins und meines zu bedenken gilt? Aber

hast du jemals meine Zukunft im Sinne? Woran kann ich feststellen, daß dir an mir gelegen ist?"

Der General zuckte zusammen. Mehrere Sekunden lang stand er unbeweglich, in der Gewalt eines Schrecks, den er nicht verheimlichte. Dann ergriff er die Hände der Dichterin, führte sie an die Lippen und stammelte:

„Liebste, nein! Verwirf mich nicht! Ich habe ja nur dich im Sinne. Woran du das erkennst? Ach, ich hätte niemals geglaubt, dir erklären zu müssen: daran, daß ich dich brauche wie nichts anderes hier auf Erden!"

In einer längeren Umarmung wurde die zeitweilige Entfremdung ausgelöscht. Dann zog sich die Dichterin zurück. In der Türe aber zögerte sie und flüsterte dem Manne zu:

„Ich weiß wohl, daß du den Schlüssel der unteren Eingangspforte bei dir trägst, so daß deinen Freunden schwerfallen dürfte, in das Innere des Turmes einzudringen. Aber Hunger und Durst könnten den Kommandanten erfinderisch machen; in welcher Weise würdest du, beispielsweise, deine Flucht aus dem Dachkämmerchen bewerkstelligen? Ich glaube nicht, daß dir das Dach widerstehen könnte. Sodann wäre möglich, daß das, was ihr so hübsch die Kriegseinwirkungen nennt, dem Eingeschlossenen zur Hilfe käme. Nein, mein Freund, ich ließe mir keine grauen Haare wachsen, wenn ich den Häftlingshenker kaltgestellt hätte. Gute Nacht!"

Die Beschwichtigung des Generals war das Gegenteil eines dauernden Erfolges, denn bereits am nächsten Morgen mußte die Dichterin wahrnehmen, daß er sich neuerdings in sich selber zurückgezogen hatte, um auf stundenlangen Alleingängen die Marterung seines Geistes und seines Gewissens fortzusetzen. Sie versagte sich und ihm die Anstrengungen einer weiteren Auseinandersetzung dadurch, daß sie die Gesellschaft der Mitverschleppten vorzog und auf ihre Weise das Dunkel, das ihr gemeinsames Geschick umschloß, zu durchdringen versuchte. Den General traf sie erst gegen Abend, als er mit dem Ausdruck des Verstörten auftauchte und einen Entschluß bekanntgab, der die Dichterin laut und nachdrücklich zu protestieren zwang. Denn er hatte nichts anderes vor, als die Würdenträger der

Partei in ihr Geheimnis einzuweihen und durch ihren Eingriff den Gefangenen befreien zu lassen, selbst wenn er durch sein Bekenntnis die eigene Einkerkerung betriebe und höchstwahrscheinlich der schlimmsten Auswirkungen gewärtig sein müßte.

Seine dezidierte Haltung wurde schließlich durch den Hinweis der Frau erschüttert, daß nicht nur sie, sondern auch andere Mitglieder der Widerstandsbewegung im allerletzten Momente, also kurz vor der Erlösung aus dem Banne grauenhafter Übeltäter, den Todesweg zu beschreiten hätten. Wohl beteuerte er seine Festigkeit gegenüber den Aushorchern der Geheimen Staatspolizei, denen er nicht das geringste andeuten würde, allein die Bemerkung der Verlobten, daß Keiner sich verheischen dürfe, den Inquisitionsmethoden der Teufelsjünger gewachsen oder gar überlegen zu sein, ließ ihn für eine längere Weile erschwachen, sodaß sie zusammen am Abendtisch erscheinen und sich über die Möglichkeiten einer baldigen Heimkehr auslassen konnten. Als sie jedoch Arm in Arm durch die Dämmerung schritten und die Frische des Vormaiabends genossen, geriet der Mann auf seine alten Denk- und Fühlabwege zurück, legte noch einmal die Gründe vor, die ihm die Selbstdenunziation zur Pflicht zu machen schienen und wurde äußerst lebhaft an der Betrachtung des Vorschlags, den die Dichterin in der ersten Trauer eines Verzichtes, dem sie sich zutreiben spürte, geäußert hatte: wenn er schon das Unheil der besseren Bürger hervorzurufen gesonnen sei, um das Heil eines Henkers zu betreiben, so möge er das Prinzip der Gerechtigkeit doch einmal vom Standpunkte der neuen Opfer aus untersuchen und sich die Frage vorlegen, ob seine zweite Schuld nicht größer werde, als die erste sei, wenn er seinen Entschluß verwirkliche; er könne durchaus, wenn er wolle, den Lagerkommandanten dadurch ins öffentliche Leben zurückführen lassen, daß er, durch das Mittel eines anonymen Schreibens etwa, die Behörden auf den unfreiwilligen Bewohner des Wachtturmes aufmerksam mache.

Der General löste sich mit einem Ruck aus dem Arm der Dichterin, stand wie ein Stücklein kondensierte Nacht im Dunkel und flüsterte erregt:

„Natürlich, Liebste, das wäre ein Ausweg! Ich schriebe hier den Brief, wahrte jede Vorsicht, ließe ihn den Leuten in unserm Städtchen

zugehen und wüßte mich von einer schweren Last befreit. Obwohl ich, wenn ich die Dinge recht bedenke, doch auch wieder gestehen müßte, daß ich einen Akt der Feigheit beginge und mir selber keine Achtung mehr entgegenzubringen vermöchte, vor allem nicht vor dir, die du meine Handlung kennst und mir früher oder später meinen Mangel an Mut vorwerfen könntest. Nein, nein, ich glaube nicht, daß ich deinen einfachen Vorschlag werde annehmen dürfen. Er ist meiner nicht würdig und zudem nicht wirksam, da er vom Wachtturme aus, der zu meinem Besitztum gehört, die Spur der Befreier auf mich lenken müßte. Der Lagerkommandant kann ja nur mit meiner Hilfe oder zum mindesten mit meiner Erlaubnis dort festgesetzt worden sein, nicht wahr? Also wäre das anonyme Schreiben nichts anderes als eine Selbstbezichtigung auf Umwegen und also, in den Augen der Polizisten, die nicht vor den Freunden und Gegnern in der Armee zu schweigen vermöchten, eine furchtbare Selbstentehrung. Liebling, siehst du endlich ein, daß ich ehrlos wäre, wenn ich täte, was du mir anrätst, und nicht täte, was ich mir vorgenommen habe. Ich muß mich stellen, verzeih mir, aber ich kann nicht anders!"

Bevor sie auseinandergingen, wagte die Dichterin einen letzten Bekehrungsversuch:

„Bitte, bedenke wohl, was die Ängstlichkeit deines Gewissens gefährdet! Jawohl, aus Gründen eines falsch verstandenen Mutes und einer verzerrt gesehenen Ehre willst du mir das Haupt vom Körper trennen lassen, und es ist nichts anderes als eine unüberwindliche Ängstlichkeit, welche dich einen Mord zugleich mit einem Selbstmord begehen läßt, damit ein vielfacher Mörder der Welt und der Menschheit erhalten bleibe! Meine Liebe versagt mir jedes Verdammungsurteil und dieselbe Liebe ist bereit, das Opfer, das du forderst, zwar bebend und betend, aber furchtlos darzubringen; doch die Nachwelt wird dich richten und mit einem Mal bedenken, welches schändlicher sein wird als das, was deine eingebildete Entehrung dir als Makel vorstellt. Hier, an der Schwelle zu einem Heime, das schon nicht mehr mein Heim ist, sage ich dir Abschied für immer. Denn wenn du ausführst, was du vorhast, werden wir uns hienieden bestenfalls am Schafott wiedersehen. Und mein letztes Wort soll die Äußerung eines Wunsches sein: Laß mich nicht zu lange leiden!

Darum tue gleich, was du tun zu müssen glaubst! Die Nacht ist günstig für solche Unternehmungen. Adieu!"

Wiewohl der General in seiner Erschrockenheit die Gunst des Augenblicks verfehlte, die ihm die Verlobte zurückzuhalten, den Zuschlag der Türe zu verhindern und die Fortsetzung der Diskussion auf einer andern Grundlage zu betreiben erlaubt hätte, verließ er nicht den Platz, sondern klopfte mehrmals an, rief der Dichterin zu, wiederholte seine Bemühungen, stand und horchte, bekannte deutlich seine Schuld und zog sich zögernd in sein Zimmer zurück, als die andauernde Stille ihn überzeugt hatte, daß er an diesem Abend kein Gehör mehr finden würde.

Dafür strengte er sich, nach einer schlaflos verbrachten Nacht, mehr als an den Vortagen an, mit der Dichterin in den frühen Morgenstunden in Berührung zu kommen und an ihrem ausgeruhten Zustande zu erkennen, auf welche Weise er die Versöhnung zu verwirklichen hätte. Er fand die Frau nicht und sah erst gegen Mittag ein, daß sie vor ihm floh und mit Absicht den Strom der Menschen aufsuchte, um sich aus seiner Nähe treiben zu lassen. Diese Erkenntnis ließ ihn so zum Einsamen werden, daß er die Ortschaft verließ, um unbehindert durch die Frühlingsstillen der Natur zu wandern und, wie er später bekannte, die Feuchtwerdung seiner Augen den Quellen in den Hängen anzugleichen. So gingen sie an diesem Tage aneinander vorbei, suchten sich dadurch, daß sie einander mieden, und empfanden in der Trennung die Unmöglichkeit, aufeinander zu verzichten. Dennoch erschwerten sie sich gegenseitig das Zusammenkommen so, daß sie erst nach sechzig Stunden wieder den Kontakt gewannen, der sie gleichzeitig beruhigte und erfreute. Freilich war es nicht ihr guter Wille, der sie zusammenführte, sondern ein äußeres Ereignis, welches alle Umgesiedelten im gleichen Staunen, aber auch in derselben Unsicherheit vereinigte.

Einigen Bürgern, welche sich der Freundschaft führender Parteileute rühmen durften, war die Tatsache aufgefallen, daß ihre Informatoren sich immer seltener sehen ließen und mit einem Male unauffindbar blieben. So unternahmen sie eine systematische Suchaktion in sämtlichen Winkeln der Gemeinde, stellten fest, daß die Quartiere der Umsiedlungsleiter leer standen, und wußten nicht, was sie von den

Verschwundenen denken sollten, bis ein Einsichtiger die Flucht in den sogenannten Untergrund als plausibelste Erklärung vorbrachte und dadurch eine allgemeine Unruhe auslöste, an welcher die Entschlossensten zu guten Initiatoren wurden: sie riefen alle Schicksalsgenossen zusammen und berieten sich mit ihnen über das, was nun zu unternehmen sei.

Während die Mehrzahl der Versammelten unentschieden blieb und den Einlauf weiterer Befehle abzuwarten gesonnen war, suchte der General die Dichterin auf, zog sie aus dem Kreise der Erregten, umarmte sie, die seine Herzlichkeit erwiderte, und sagte, verheiterten Angesichtes:

„Welch eine Fügung des Himmels, Liebling! Wir werden nach Hause zurückkehren und uns keinen Deut um das mehr kümmern, was die Regierenden oder die Befehlenden heute oder morgen anordnen werden. Sie haben sich in aller Heimlichkeit von uns abgesetzt und dadurch das Recht verwirkt, hier noch bestimmen zu dürfen. Fünfzig oder sechzig Kilometer trennen uns von unserm Ziele. Zwar wissen wir nicht, ob die Alliierten dort eingezogen sind, oder ob unsere eigenen Truppen noch an jener Stelle operieren, allein das darf uns vollkommen egal sein. Wir wollen es wagen und dem entgehen, was uns hier verfeindet hat. Daheim wird alles besser und beglückender sein!"

Die neue Tätigkeit verwandelte den Mann: er wurde zum resoluten Planer, der keine Mühe scheute, um zu verwirklichen, was er sich vorgenommen hatte. Seine Bewegungen schienen elastischer, seine Worte weicher, seine Liebesbezeugungen herzlicher und seine Gefühle eindeutiger geworden zu sein. Wo er improvisierte, offenbarte er geniale Züge, wo er inszenierte, riß er mit fort, und wo er suchte, fand er, was seinem Wagnis diente. Schon am zweiten Tage seiner auffallenden Beweglichkeit hatte er, als Angehöriger der Armee, einen Truppenwagen aufgespürt, der ihn mit der Dichterin in die Nähe des Heimatstädtchens brachte. Sechs Kilometer vom Schlößchen des Generals entfernt, hielt der Militärfahrer an und entließ die Zufallsgäste in ein Niemandsland, von dem er nur zu sagen wußte, daß es zweimal von den Amerikanern besetzt und zweimal von den Landsleuten zurückerobert worden sei.

Die Spuren dieser Kämpfe offenbarten sich am auffallendsten im Zentrum des Städtchens, wo die Wohnung der Dichterin vernichtet zu sein schien, während die Raingebiete kaum gelitten hatten, sodaß der General sein Schlößchen beinahe unversehrt fand. Merkwürdigerweise trug der Wachtturm unverändert seine Patina des Alters und seine Züge ruhiger Verträumtheit; obschon er sich auf einem kleinen Hügel erhob und dadurch die Qualität strategischer Bedeutsamkeit hatte, war er hier von den militärischen Beobachtern unbeachtet geblieben und dort von den Kanonen geschont worden. Zwar beherrschte er nicht das Städtchen, dessen Neubauten sich weit über seine Turmspitze hinausgeschwungen hatten, allein im Augenblick der Heimkehr empfanden der General und die Dichterin seine Gerecktheit als eine Herausforderung an sämtliche Zerstörergewalten und gleichzeitig als ein Siegesmal mittelalterlicher Baukunst, der nicht einmal die modernsten Waffen hatten beikommen können.

Das Gefühl machte freilich rasch jener Furcht Platz, die den Mann in aller Hast den Turm zu ersteigen und die Türe zum Dachzimmer zu erschließen zwang. Als die Dichterin, welche dem vorstürmenden Verlobten nicht zu folgen vermochte, etliche Minuten später den Oberraum betreten wollte, mußte sie, unter den wuchtigen Folgen des Schrecks, in der Öffnung stehen bleiben und im Nu die erschütternden Einzelheiten des Bildes erkennen, das sich ihren Augen darbot. Die hohe und anscheinend starr gewordene Gestalt des Generals bezeichnete, gleich einem Pfeiler, die genaue Mitte des Freiraumes. Seine Augen fixierten, in einer unheimlichen Stäte, das Feldbett in der Ecke des Dachzimmers, und auf diesem Bette lag der Körper des Lagerkommandanten so verkrümmt und in sich eingezogen, daß der Anblick alle Wuchten der Peinigung auslöste.

Wiewohl die Dichterin glaubte, ihrer jähen Not im lautesten Schrei einen Ausfluß verschaffen zu müssen, bezwang sie sich um des Verlobten willen, taumelte auf den Toten zu, beugte sich über das abwärts gerichtete Antlitz, um den Ausdruck des Gesichtes zu erspähen, und wurde dann durch ein Röcheln zurückgerissen, das der General nicht hatte verhalten können. Sich umwendend, sah sie, daß jede Stärke von dem abgefallen war, den sie als die beweglichste Inkarnation der Kraft zu schätzen gelernt hatte: der im Innersten

angeschlagene Mann fing zu wanken an, schwankte vor, wurde von der Dichterin im Fallen halbwegs aufgefangen, torkelte mit der Stütze seitwärts und kam wie eine vollständig inerte Masse auf dem schmucklosen Stuhle zu Halt und Ruhe. Als die Frau sich, selber schwach und zitternd, um den Hingesunkenen bemühte und sein Gesicht zu streicheln begann, fiel ihr die Blut- und Farblosigkeit der Wangen und der Stirne auf; der Atem schien ausgesetzt zu haben und das Herz stille zu stehen; die Arme hingen laß nach unten, und das Haupt hielt sich in einer unnatürlichen Neigung. Die Dichterin, welche sich mehr und mehr zum Opfer eines Schwächeanfalls werden fühlte, bemühte sich in sinnlosen und fiebrigen Bewegungen um den stumm und regungslos gewordenen Verlobten, rieb und rüttelte ihn, redete ihm zu, weinte und tröstete und nahm mit einem Male, mitten in ihren Anstrengungen, die leichten Wellen eines Odors wahr, der aus dem Winkel herüberkam und die ganze Kammer allmählich mit jenem Geruche erfüllte, der unabweisbar die Präsenz des Todes bezeugte. Sie richtete sich plötzlich, alle Bewegungen unterlassend, empor, öffnete der Unheimlichkeit sämtliche Sinne ihres Wesens und mußte dann, wider Willen, laut und anhaltend schreien.

An diesen Angstrufen erwachte der General: er kam zu sich, wurde wieder zu dem, der er gewesen war, und handelte in einer Weise, daß die Frau sofort verstummte. Wortlos führte er die Willenlose zur Wendeltreppe, schloß ab und geleitete die Verlobte, welche leise vor sich hinzuweinen begann, in die eigene Wohnung, wo er die Verwüstungen kaum zu beachten schien, welche unerbetene Logiergäste während seiner Abwesenheit vorgenommen hatten. Erst nach einer langen Zeit, als die Dichterin auf einem improvisierten Lager die Gewalt über ihre Nerven zurückgewonnen hatte, wanderte er prüfend durch die Räume seines Heimes und kehrte mit den finsteren Blicken des Erzürnten zur Verlobten zurück, deren Frage nach dem Ausmaß der Beschädigungen er nicht nach ihrer Erwartung beantwortete. Denn er sagte:

„Das alles ist ja jetzt bedeutungslos geworden. Was sollen mir Ahnenbilder und Louis-Quinze-Möbel noch wert sein, wenn ich selber zum Nichts geworden bin? Sie haben mir mehr genommen als die Weine und die Valeurs, nämlich die Möglichkeit, davon zu

profitieren, und die Beherztheit, den kommenden Tagen offenen Blicks entgegen zu treten. Hingekehrt ist vieles, aber was sind die hübschen Gegenstände hier im Vergleich zu dem, was drüben durch meine Schuld zugrunde gegangen ist? Selbst wenn ich sämtliche Akte des Vandalismus, die in meinem Schlosse geschehen sind, durch eine Erneuerung des Ganzen aufzuheben und zu vergessen vermöchte, würde die Erinnerung niemals über das hinwegkommen können, was droben nicht renovierbar gewesen ist. Warum sollte ich mir Gedanken machen über das, was vor Zeiten zwischen diesen Mauern den Stolz eines ästhetisierenden Eigenbrödlers ausgemacht hat? Der Mann wird ja nicht mehr in diesen Räumen daheim sein. Ja, versteh mich recht: ich werde auf keinen Fall, auch wenn ich Schloßherr zu bleiben wage, der gleiche Bewohner wie früher sein. Dadurch, daß ich den Lagerkommandanten hilflos sterben ließ, ist in mir etwas abgetötet worden, das niemals wieder Auferstehung feiern wird. Glaube mir, ich bin ein Hinübergeschiedener, der leider noch hüben zu leben scheint!"

An diesen Worten wurde die Dichterin weniger furchtsam als lebhaft. Sie erhob sich, schritt auf den Mann zu, legte ihm die Hände auf die Arme und fragte ihn, ruhig und eindringlich, welches Los er denn der Liebe vorbehalte, die, so viel sie wisse, auch ihren Wünschen und Empfindungen, Träumen und Gedanken einen gewissen Raum in seinem Weiterleben zuweisen müßte. Der General zauderte eine Weile, verschritt seine Verlegenheit und suchte im Schreiten seine Gefühle zu deuten:

„Gewiß, du bist da, und ich möchte dich nicht dort mitgemeint haben, wo ich die Ausstattungsobjekte meines Heimes habe beschwören müssen. Du bist eine Lebendigkeit an meiner Seite, beinahe hätte ich gesagt: du bist der immerfort bewegte Pfahl in meinem Fleische, das zu leiden hat, weil ich für ein Vergehen zu büßen habe. Und darum bist du mir notwendig, Liebling; ich liebe dich stärker als zuvor, aber ich liebe dich anders, wenn ich auch noch nicht weiß, wie ich dieses Anderssein begreifen und ausdrücken soll."

Die Dichterin trat wieder vor den General hin, berührte ihn nicht mehr, sondern erklärte mit dem Tone der Bestimmtheit:

„Soll ich dir verständlich machen, was dir dunkel bewußt ist? Du liebst mich wie den Schatten deinerselbst, denn du bedarfst meiner als deiner süßen Mitschuld."

„Nein!"

Der General warf den Ruf der Negation wie einen scharfen Protest aus, wandte sich um, hastete zur Frau hin, nahm ihren Kopf zwischen die Hände und eiferte:

„Wie kannst du sowas behaupten? Wie darfst du mir eine Selbstsucht unterschieben, die das Gegenteil dessen wäre, was ich bin und bleiben möchte? Nicht mich habe ich allezeit gesucht, sondern dich und in dir die natürliche Ergänzung meines Seins. Bis jetzt ist eine Scheide zwischen uns gewesen, aber nun, nach dem, was sich im Turme zugetragen hat, scheinen wir beide, ineineswachsend, weiter geworden zu sein. Die Stimme meines Herzens hat einen tieferen Echoraum gewonnen, sodaß ihre Kundgebungen mir noch fremd oder befremdend klingen. Das Gleiche dürfte für dich zutreffen, Liebste, und also müßten wir uns erst an den Wort- und Klangwandel gewöhnen, bevor wir unsere Äußerungen mit den alten Tonmaßen messen. Zudem ist in unserer gemeinsamen Existenz eine andere Änderung erfolgt: wir tragen nicht mehr, wie vor Wochen, die Unsichtbarkeiten der Beseligung, sondern einen sichtbaren Toten auf den Händen. Dieses Hingemordeten müssen wir uns zu entledigen versuchen, o nicht dadurch allein, daß wir ihn begraben, sondern auch durch eine Sühne, deren Schwere und deren Dauer wir noch nicht zu übersehen vermögen. Es wird nicht leicht sein, liebe Freundin, denn die Unberechenbarkeiten dessen, was ich die täglichen Zugaben der eingeweihten Gesellschaft nennen möchte, werden uns vielleicht furchtbarer belasten, als wir annehmen."

Sie lehnte sich an seine Schulter an, überließ sich, gleich ihm, dem Schweigen der Erschütterung und flüsterte nach einer langen Pause:

„Wir werden es zu tragen wissen, Liebster, denn das, was du Schuld und Vergehen zu sein behauptest, wird von der Gesellschaft als Akt des Mutes und der Resistenz verherrlicht werden. Was aber wirst du mit der Leiche beginnen?"

Der General hatte seinen Entschluß gefaßt, denn er erwiderte ohne längere Überlegung:

„Ich werde sofort die Behörden aufsuchen, meine Tat bekennen und ihnen alles Weitere überlassen."

Schon straffte er die Glieder, um seinen Gang in die Stadt zu unternehmen, da hielt ihn die Verlobte mit der Frage zurück:

„Wäre nicht besser, du wartetest noch einige Stunden? Ich glaube nicht, daß dieses Fleckchen Erde bis morgen Niemandsland bleiben wird. Bei den Alliierten fänden wir das beste Verständnis für das, was hier geschehen ist. Du wärest nicht gefährdet, und ich dürfte beruhigter meine Vorbereitungen für die Hochzeit zu Ende führen."

Der General jedoch schüttelte das Haupt und entgegnete:

„Es ist keine Furcht mehr in mir, Liebling. Wer mich stellt und wem ich mich stelle, spielt keine Rolle, denn ich bin seit einer Stunde jener unentrinnbaren Justiz gestellt, die wir in uns tragen. Über Schuld oder Nichtschuld, über Verdienst oder Nichtverdienst entscheiden nicht die Stimmen dieser oder jener Menschen, sondern die Stimmen meines Herzens und meines Gewissens. Und von ihnen bin ich bereits verurteilt worden. Nicht einmal die Ehren, welche mir die geretteten Häftlinge zukommen ließen, vermöchten die Verdammung aufzuheben. Ich habe zwar Gutes gewollt, aber Böses hervorgerufen; das verlangt eine Poenitenz, deren Gewalt ich mich vor etlichen Minuten ausgeliefert habe. Verzeih mir, allein ich muß jetzt gehen."

Er ging und mußte dann erleben, daß die Außenzustände weniger unbarmherzig als seine Innenregungen waren. Im Städtchen fand er nichts als Stummheit und Trostlosigkeit, Tod und Verwesung. Die Behörden hatten die Siedlung längst aufgegeben, von der Partei war nichts mehr zurückgeblieben, als ein übel zugerichtetes Haus, und weder Priester noch Totengräber walteten eines Amtes, das in diesen Tagen wohl am meisten ermüdet hätte. In allen Winkeln lagen Leichen, und die vielfältigen Trümmererscheinungen ließen ahnen, daß unter Schutt und Steinen, Ziegeln und Gebälk viele Unglückliche das Leben verloren hatten.

Die Dichterin berief sich auf die Schilderung des Verlobten, um seinen Toten, wie sie sagte, gegen die vielen andern zu stellen und den

einen Unfall im kollektiven Akzident auf- und untergehen zu lassen; allein der General wurde heftig in der Replik, daß für das zufällige Massensterben eine unbekannte Anzahl ahnungslos schießender Soldaten haftbar sei, die auf Befehl zu handeln hätten, während er, der genau bestimmbare Offizier, aus Eigenem einen greifbaren Menschen umgebracht habe und demgemäß nicht wie ein Krieger entschuldigt werden dürfe. Wenn aber die Verlobte der Ansicht sei, die Leiche aus dem Wachtturm zu holen und heimlich unter den Opfern der Bombardierung verschwinden zu lassen, so müsse sie erfahren, daß er niemals zu einem solchen Akte der Vertuschung bewogen werden könne, da er dadurch das Vergehen vermehrfache und sein Schuldbewußtsein ins Unerträgliche zu steigern bereit sei.

Hier setzte die Frau, zum ersten Male, der Heftigkeit eine Heftigkeit durch die Schärfe ihrer Antwort entgegen:

„Mein Lieber, ich habe dich im Verdacht, mit Absicht die ganze Angelegenheit auf der Ebene der menschlichen Justizgebarung zurückhalten zu wollen, um in den Augen der Landsleute – oder auch der Fremden – als ein neuartiger Mörder zu erscheinen. Welche Zwecke du damit verfolgst, ist mir unerklärlich, aber ich weiß, daß wir seit Tagen aneinander vorbeireden, weil ich die Dinge auf einem höheren Plane zu bedenken pflege. Manchmal berufst du dich auf dein Gewissen, ohne dann auch die Konsequenz zu ziehen und deine Schuld, wenn nicht deine Mitschuld vor dem ewigen Richter zu betrachten. Denn vor Gott kannst du nicht schuldig sein, wie du es darzustellen beliebst, da du eine Voraussetzung nicht erfüllt hast."

Der General fuhr empor:

„Und die wäre?"

Die Frau blickte eine Weile zu ihm hinauf, schüttelte dann das Haupt und sagte schließlich:

„Es ist zu keiner Zeit und in keiner Weise dein fester Wille gewesen, den Kommandanten zu vernichten."

„Bei Gott, nie!"

Der Mann rief es aus, hob wieder zu wandern an, überlegte in der sichtbarsten Anstrengung aller Kogitationsmächte, hielt nach ein paar

Minuten vor der Dichterin und suchte eine neue Stimmung im Wortklange zu klären:

„Du magst Recht haben, Liebling; ja, gewiß, du hast Recht. Aber bis zu einem gewissen Grade nur. Ich habe seinen Untergang nicht gewollt, allein ich habe mich durch Unterlassung, durch Nachlässigkeit und durch Fahrlässigkeit in einer furchtbaren Form vergangen. Welches war der Erstzweck der Entfernung eines Mannes, dem die Gewalt über das Leben und den Tod von Tausenden gegeben worden war? Die Rettung der Häftlinge, nicht wahr? Nun, war diese Rettung nicht in dem Momente erreicht, als die Bedrohten aus dem Lager abgeführt und einem andern Schicksal entgegengetrieben wurden, über dessen Ausgestaltung wir keine Macht mehr besaßen? Du kannst nicht anders als diese Frage bejahen. Und in der Bejahung wird meine Schuld wieder offenbar: ich hätte unbedingt, nach dem Abmarsch der Lagerbewohner, meinen zeitweiligen Gefangenen in die Freiheit entlassen müssen! Auf sich selbst gestellt, wäre er fähig gewesen, das Leben inmitten seiner Kameraden zu salvieren."

„Nachdem er zuvor dein eigenes genommen und meines bedroht hätte, nicht wahr?"

In der Stimme der Sprecherin schwangen Wehmut und Resignation mit. Der General schien das Leid der Nachbarin nicht beachten zu wollen, denn er erwiderte rasch und ungestüm:

„Vielleicht! Sogar wahrscheinlich! Aber wäre dieses Sakrifizium nicht die natürliche Krönung des Unternehmens gewesen?"

Die Frau verließ ihren Ruheort, trat ans Fenster, dessen Scheiben gebrochen oder gesprungen waren, sah ins Städtchen hinüber und verbarg nur mühsam ihr Weinen, als sie entgegnete:

„Nein, es hat keinen Sinn mehr, über die Angelegenheit, der im Gesamtgeschehen unserer Zeit nur das Gewicht eines kleinen Inzidentes zukommt, noch länger zu reden. Wir bewegen uns als Gesprächspartner, als Untersuchungsrichter, wenn du willst, und als Rechtsprecher, in einem Kreise, in dem du dich zum Eingekerkerten machen möchtest. Ich bin des Kampfes um deine Rechtfertigung müde, Liebster, und wünsche nichts als ein Endlein Ruhe, irgendwo

in einer Ecke, wo ich die Allgegenwart des Kommandanten nicht mehr zu spüren vermag. Ich werde mich zurückziehen und dich deinen schwarzen und finsteren Gedanken überlassen. Doch zuvor will ich erfahren, ob du die Leiche oben zu lassen gedenkst oder ob du vorhast, sie vor dem endgültigen Zerfall in der Erde beizusetzen?"

Der General bekundete seine Absicht, den Toten eigenhändig zu bestatten und später jene Formalitäten zu erfüllen, die einer regelrechten Beerdigung vorauszugehen oder nachzufolgen pflegen. Die Dichterin nahm keine Stellung zu diesen Ausführungen, legte sich zur Ruhe nieder und fand sich getröstet in einem schreck- und traumlosen Schlafe, der über den Spätnachmittag, den Abend und die Nacht hinausging. Als sie sich der lichterfüllten Wirklichkeit zurückgegeben spürte und mit allen Sinnen dem Verlobten wieder ergeben war, suchte sie ihn vergebens im Schlosse, wanderte durch die Gärten hinüber zum Wachtturme, erstieg den Bau bis zur Dachkammer, die sie leer fand, kehrte in den Park zurück, den sie in allen Richtungen durcheilte, ohne den Verlobten zu treffen, verließ die Abgeschlossenheit des Gutes, um sich ins Städtchen und zum Kirchhof zu begeben, erkannte auch dort ihr Alleinsein, wurde ängstlich im Banne einer Stille, welche sie knistern und wispern zu hören vermeinte, lief, mehr als sie ging, die Hügel zu den Wäldern hinan, in denen der General am liebsten daheim gewesen war, und stellte ihn schließlich am Rande des Buschwerkes, wo er, mit eingefallenen Wangen und zerfurchter Stirn, die Mängel seiner Totengräberarbeit prüfte.

Das unerwartete Auftauchen der Verlobten überraschte ihn nicht im geringsten. Er nahm ihre Gegenwart als Selbstverständlichkeit hin und redete so in sie hinein, als habe er zuvor nichts anderes getan, als sich mit ihr zu unterhalten:

„Das Kreuz wird natürlich seinen Namen tragen. Später wird man ihn wohl ausgraben und drüben betten wollen. Wahrscheinlich werde ich dann nicht mehr dabei sein, weil ich inzwischen alles werde bekannt haben. Denn das, was sich nun aufdrängt, ist das Bekenntnis. Ohne das Bekenntnis keine Sühne, Liebling! Bereits der Gedanke an die Offenbarung meiner Tat erleichtert. Gehen wir, das Größere zu vollenden!"

Und ein weiteres Mal wurde dem General die Erfüllung eines Wunsches verwehrt, den er bald, über das Ohr der Dichterin hinaus, fernerstehenden Menschen zu Gehör bringen durfte. Denn allmählich fanden sich Kühne ein, die im Niemandslande wieder Wohnung zu beziehen wünschten, ehemalige Bürger des Städtchens, denen die nähere Heimat über alles ging, Ältere und Jüngere, welche mit einer unverhüllten Befremdung die Selbstbeschuldigung des Generals zur Kenntnis nahmen, aber sich nicht berufen glaubten, der seltsamen Erzählung eine andere Folge als jene zu sichern, die sie jeder absonderlichen Kriegsgeschichte gewährten. Da die sogenannten Behörden und die einstigen Amtsträger nicht heimzukehren wagten, da zudem die rückflutenden Flüchtlinge nur an die Herstellung notdürftiger Behausungen und an die Beschaffung unerläßlicher Lebensmittel dachten, fiel keinem der Geretteten ein, den eigensinnigen Verbrecher, der eine Justiz suchte, die vor ihm zu fliehen schien, so zu belangen, wie es seinen Wünschen entsprach. Auf die Dauer freilich hatte der unermüdliche Selbstankläger einen Erfolg, dessen Auswirkungen mit jedem Tage sicht- und fühlbarer wurden. Die sehr beschäftigten Bürger, denen an der möglichst raschen Beendigung ihrer Ausnahmelage durch den Einmarsch der Alliierten gelegen war, fingen den General zu meiden an; entweder bezweifelten sie die Wahrheit seiner Aussagen und damit zugleich die Gesundheit seines Geistes oder sie glaubten seinen Darlegungen und verachteten in ihm den Schuldigen, dessen sich kein Henker erbarmen wollte.

Mehr als der General, litt die Dichterin an dieser wachsenden Ächtung, welche mit sich brachte, daß der Verfemte seine offenen Ausgänge einschränkte, seine Spaziermärsche auf ein Mindestmaß verringerte und die Tage im Innern seines ummauerten Besitztumes zubrachte, wo er freilich das unruhige Leben des Gemarterten führte, der sich aus der Gesellschaft ausgestoßen weiß. Alltäglich suchte er den Wachtturm auf, vor welchem er in unergründlichen Gedanken und wechselnden Stimmungen verharrte. Nicht er jedoch, sondern die Dichterin erspähte an der Eingangspforte das mit Reißnägeln befestigte Schreiben, das an einem sonnigen Morgen die erste Drohung in die Unfriedlichkeit des Schlosses brachte. Der offene Brief war eindeutig in seiner Fassung: „Jeder Verräter wird fallen.

Blut um Blut! Der Werwolf." Der Mann las die Worte, zerknitterte das Papier in seiner bebenden Rechten und flüsterte:

„Wohl begehre ich meine Sühne, aber nicht jene, welche die Gesetzeslosigkeit zu vergeben hat. Wo die Rache Außenstehender an ihre Stelle tritt, setzt sich die Schuld nur verstärkter fort. Nein, das darf nicht geschehen!"

Es geschah dann doch, daß die Drohbriefe sich folgten und in der Anpreisung der Mordmittel immer schwärmerischer und barbarischer wurden, sodaß der General auch die letzten Erholungsgänge einstellte und zum Claustromanen wurde, der tagsüber Schlösser und Riegel revidierte und des Nachts bewaffnet auf seinem Lager wachte. Redete er, in den seltenen Zusammenkünften, die er mit der Verlobten hatte, überhaupt, so gefiel er sich in der Ausmalung jener normalen Zustände, welche Polizei und Justiz zu unerschütterlichen Grundlagen eines geregelten Staatslebens zu machen wüßten. An dem Tage aber, da die Alliierten eine neue Aktion zu unternehmen schienen, fand er sich mit der Dichterin in einem kleinen Schreibzimmer zusammen, wo er ohne Einleitung für die sofortige Aufhebung ihres Verlöbnisses plädierte.

„Die Verhältnisse sind nun so", sagte er, „daß ich dir nicht mehr zumuten kann, an die nutzlos gewordene und immer nutzloser werdende Existenz eines Mannes gefesselt zu sein, der bereits verworfen worden ist. Draußen, in der sogenannten Welt, finde ich nichts als Verachtung auf der einen und Haß auf der andern Seite. Morgen oder übermorgen werde ich entweder ein Gefangener oder ein Gemordeter sein. Du weißt, wie die Werwölfe mich, aus der sicheren Ferne herüber, umheulen. Einmal könnten sie hervorbrechen und mich zerreißen. Nein, ich habe nicht das Recht, dich bloß aus dem Grunde leiden zu lassen, weil ich ein Gezeichneter bin. Deine Zukunft soll heller und hoffnungsreicher sein. Vom Glücke, das ich dir versprochen hatte, vermag ich dir nicht einen Schimmer zu geben. Darum mußt du frei sein, Liebling, und du bist es von dieser Sekunde an. Widersprich nicht, unternimm nichts gegen meinen Entschluß, denn ich bin in diesen selben Sekunden taub geworden für alle Geräusche, die von außenher auf mich zukommen könnten. Meine letzte Lauschung ist einwärts gerichtet: ich vernehme nur

noch, was in mir Sprache hat, und habe es soeben ausgesagt! Vergiß mich und werde selig!"

Er machte wahr, was er verkündet hatte. Sein Gehör blieb unzugänglich für die Bittworte der Dichterin, welche ihn, aus der Fülle einer geklärten Liebe heraus, beschwor, nicht auch das Höchste und das Heiligste zu opfern, damit sein entordnetes Gewissen eine Genugtuung erfahre, in der er schließlich, als Persönlichkeit und als Vernunftwesen, elendig verkümmern müßte. Sie redete wirklich an ihm, der sich allem Menschlichen zu verschließen begann, vorbei. An dem, was außen geschah, hatte er kein Interesse mehr, da ein Außendasein für ihn nicht mehr zu bestehen schien. Und es geschah viel im Laufe von drei Tagen, da die Alliierten ihren tobenden und verderbenbringenden Vormarsch wieder aufgenommen hatten. Wohl gingen ihre Geschosse in der Regel über das Städtchen hinweg, aber dann und wann explodierte doch eine Todbringerin inmitten der Ortschaft, deren Bewohner neuerdings in den Kellern bangten und hofften, wenn die Kämpfte ihre Maximalstärke erreicht hatten.

Der General war in diesen entscheidenden Stunden zum Unsichtbaren geworden. Trotz der einseitig vorgenommenen Entlobung fühlte sich die Dichterin angetrieben, seiner unbegreiflichen Misanthropie entgegenzuarbeiten und mit den Mitteln der Beharrlichkeit und der Fraulichkeit seine Bekehrung zu erstreben. Sie irrte, nachdem sie ergebnislos die Schloßräume durcheilt hatte, wohl einen halben Tag lang durch die Landschaft, um den Verschwundenen, für dessen Heil sie mehr und mehr zu fürchten begann, in irgendeiner Ecke zu stellen, allein ihrer Sucherei unter dem nahenden Donner der Geschütze war kein Erfolg beschieden. Nicht einmal an jenem Morgen, der dem Mitternachtslärme einer gewaltigen Detonation in der Nähe des Wachtturmes folgte, tauchte er auf, um die Wirkung des Kriegsgeschehens an seinem Besitztum zu betrachten und also zu sehen, daß eine Kugel den Unterteil des isolierten Baues mitsamt der Eingangstüre hinweggetragen hatte und daß die Wendeltreppe dem Auge sichtbar geworden war. Im Wirbel der nachfolgenden Ereignisse, vom Einzug der amerikanischen Truppen bis zur raschen Neuordnung des gemeinschaftlichen Lebens unter der Führung vorbestimmter Besatzungsmänner, war die absonderliche Gestalt des

Generals wohl von der Majorität seiner Mitbürger, aber nicht von der einen Frau vergessen worden, welche vorsichtig bei den Eroberern zu forschen anfing und am Ende ihre geheimsten Hoffnungen vernichtet fühlen mußte. Wohl hörten sich die Sieger an, was die Dichterin vom früheren Verlobten, von seiner bewundernswerten Leistung, aber auch von seinen seltsamen Reaktionen auf die eigene Tat zu erzählen wußte, doch vermochten sie in keiner Weise Aufschluß zu geben. Immerhin waren sie bereit, in sämtlichen Bezirken, welche sie bereits beherrschten und noch beherrschen sollten, ihre erprobten Spürer mobil zu machen, um den Aufenthaltsort des Generals zu entdecken.

Nach etlichen Tagen wußten die Fremden nur zu melden, daß sie nirgends die Überreste des Verschwundenen gesichtet hätten, sodaß die Annahme wohl erlaubt sei, ihn früher oder später unter den Lebenden wiederzufinden. Die Nachricht erlöste die Dichterin von jenem Albdruck, der die Folge einer Hoffnung wider jede Hoffnung war: denn nächtelang hatte sich in ihr die Überzeugung festsetzen wollen, der Geliebte sei von einem verirrten Geschosse getroffen worden, aber sie war nicht fähig gewesen, diese Möglichkeit als Tatsache hinzunehmen und sich mit einer Furchtbarkeit abzufinden, an welcher sie selber vergehen mußte. In dem Zustande halben Erlöstseins und halber Benommenheit flüchtete sie in den Schloßpark, wanderte ziellos durch die verwahrlosten Alleen und fand sich mit einem Male vor dem Wachtturme wieder, dessen Zerstörungen ihren Blick verletzten. Indem sie so das Ganze ins Auge faßte und ihre Erinnerung vagieren ließ, sprang ihr plötzlich das Wort des Generals in den Sinn: Turris Justitiae! Und sie erkannte, nach einer längeren Weile der Betrachtung, daß die flammende Inschrift, welche über der Türe hatte aufleuchten sollen, derart mitzerstört worden war, daß die ersten Lettern und der letzte Buchstabe ins große Nichts hinausgeschleudert zu sein schienen. Was zurückgeblieben war, ach nein, was zurückgeblieben wäre, wenn der General sein Vorhaben hätte verwirklichen dürfen, brannte jäh vor dem geistigen Sichtsinn der Frau. Sie trat ein paar Schritte rückwärts, umfaßte Dach und Mauern mit geschärften Prüferblicken und kam allmählich zu einer Impression, die sich langsam wandelte, um am Ende mehr Druck als Eindruck zu sein.

„Justitia"! flüsterte sie. „Das ist das einzige, was ich noch zu lesen vermöchte, und der Turm selber schreit das Wort in einer donnernden Stummheit durch die Zeit. Denn der Turm steht und wirkt wie eine versteinerte Exklamation. Ein stoffgewordenes Ausrufezeichen!"

Forderte er nun Gerechtigkeit oder stellte er das, was in ihm vorgegangen war, durch einen unwandelbar fortbestehenden Hohn in Frage? Wollte er jetzt zum Denkmal einer Handlung geworden sein, welche fort und fort vor aller Welt gerichtet und verdammt zu werden wünschte? Die Dichterin erschrak, empfand nach etlichen Minuten einen undefinierbaren Widerwillen und flüchtete vor dem toten Zeugen ihres Geheimnisses, das durch die Aufführung des Hauptheldens dem Allerweltswissen enthüllt worden war.

Sie lief, damit sie alles vergäße, durch die belebten Straßen des Städtchens, zwang sich selber zu Ablenkungen, die sie nicht zu befriedigen wußten, und stürzte schließlich dem entgegen, was sie hatte meiden wollen. In der Nähe des Hauptquartiers der Besatzungstruppen wurde sie von jenem Offiziere angerufen, dem sie ihre Not geklagt hatte und von dem die vergangenen Suchaktionen geleitet worden waren. Er forderte sie zum Eintreten auf, hieß sie Platz nehmen, blickte sie eine Weile an und redete ganz nach ihrer Befürchtung, als er sagte:

„Der General ist gefunden worden. Ja, leider nur als Toter! Empfangen Sie den Ausdruck meines bestempfundenen Beileides!"

Wiewohl die Dichterin auf einen Schock vorbereitet war und obschon sie alle Kräfte einsetzte, um ihren Schmerz nicht zu verraten, feuchteten sich doch ihre Augen an und ihre Stimme bebte, als sie fragte:

„Und wo haben Sie ihn entdeckt?"

Der Offizier erhob sich, verließ das Zimmer und kehrte nach einer Weile mit einem Soldaten zurück.

„So", sagte er, „das ist der Mann, dem wir die Nachricht verdanken. Er ist vor etlichen Minuten hier aufgetaucht, um uns mitzuteilen, daß er im Dachstübchen des Wachtturmes eine Leiche gesehen habe. Die gebenedeite Neugier, welche jedem Urlauber

zueigen ist, hat ihn das Geröll übersteigen, die Treppe emporhasten und den hübschen Aussichtspunkt erstreben lassen. Sämtliche Angaben, die er machte, entsprechen den Einzelheiten Ihrer Beschreibung. Wir werden, wenn Sie wollen, sofort hinfahren, um uns zu vergewissern. Der Soldat wird uns begleiten."

Es war der General. Er lag, beinahe in der gleichen Haltung wie der Lagerkommandant, auf dem kleinen Feldbette und trug die Spuren einer vollkommenen Erschöpfung. Der Militärarzt untersuchte ihn gründlich und erklärte, ohne die geringste Bewegtheit, ohne den leisesten Anschein einer menschlichen Empfindung, der Mann sei an den Folgen eines langwährenden Hungers und Durstes zugrunde gegangen; die Stunde seines Verscheidens liege nicht allzu weit zurück, auf jeden Fall sei er nach dem Eintreffen der alliierten Truppen gestorben.

Auf die Dichterin hatten diese Worte die Wirkung von betäubenden Fausthieben auf die Schläfen. Sie schwankte die Wendeltreppe hinunter, hörte kaum die Erklärungen des Soldaten, der ihr folgte und die Art und Weise darlegte, wie er den Rundgang erstiegen, die Türe aufgeriegelt und den Ruhenden wahrgenommen und berührt habe, und ließ sich in die Wohnung zurückgeleiten, wo sie in einem haltlosen Schluchzen ihre Gefühle erbrach.

Bevor sie, zur Beerdigung des Toten, die vorgeschriebenen Formalitäten erfüllte und den Geistlichen aufsuchte, hatte sie eine längere Aussprache mit dem bekannten Offizier und dem Militärarzte, die beide, nach vorsichtigen Tast- und Spürversuchen, dieselbe Ansicht offenbarten: der General habe, vielleicht in einer unerklärlichen geistigen Umnachtung als Folge seiner andauernden Selbstbeschuldigungen und seines wachsenden Weltekels, die größte Abgeschiedenheit aufgesucht und das Sterben seines Opfers, mutmaßlich aus etwas abwegigen Sühnegründen, nachgeahmt.

Der Geistliche warf zwar den Einwand auf, den die Dichterin befürchtet hatte, der Mann sei als Selbstmörder zu betrachten und als solcher nach den Vorschriften der Kirche zu behandeln, allein er ließ, ohne sich sonderlich von der Verteidigerin des Generals beeinflussen zu lassen, die stärksten Milderungsgründe in einem Maße gelten, daß er von sich aus die Unzurechnungsfähigkeit und den Geistesdämmer-

zustand des Abgeschiedenen anrief, um die Einsegnung der Leiche zu gestatten.

Die Bestattung freilich fand in aller Stille statt, nicht etwa, weil es so von der Dichterin gewollt worden wäre, sondern weil die Bürger des wieder auflebenden Städtchens ihren heimlichen Prozeß der Ächtung bis zum verbitternden Ende fortzusetzen wünschten. Außer dem Priester, dem Totengräber, etlichen Kirchendienern, mehreren Unbekannten, welche nach dem feierlichen Akte der Dichterin den Dank der geretteten Lagerhäftlinge aussprachen und ihre Gesinnung in einem schlichten Blumenkranze bekundeten, nahmen nur jene drei Amerikaner an der Grabeslegung teil, die bei der Auffindung des Generals eine Rolle gespielt hatten. Die Dichterin selber konnte sich nicht als Entlobte fühlen, im Gegenteil: je stärker sie um sich die Kühle oder auch die Kälte ihrer Mitbürger spürte, die den untergründig fortschwelenden Haß, den sie dem General hatten zuwehen lassen, auf sie selber zu übertragen schienen, umso nachhaltiger bemühte sie sich um die Verklärung eines Mannes, der, wie sie auszurufen pflegte, den Konsequenzen des eigenen Mutes nicht gewachsen war und darum mit frevelnden Willensanstrengungen die natürlich aufglutende Glorie seines Heldenaktes hatte auslöschen müssen. In einer großartigen Dichtung versuchte sie, den guten Ruf des Generals wiederherzustellen und seinen besseren Ruhm den nachkommenden Generationen zu verkünden.

Sie fand sofort einen Verlag in der Schweiz, dem die rasche und ruhmschaffende Verbreitung so gelang, daß auch deutsche Kulturblätter, die neuerdings als freie Publikationen, wenn auch noch unter fremder Lizenz, erscheinen durften, den ausländischen Begeisterungssprüchen ein landweites Echo zu sichern unternahmen. Den zeitschriftlichen Besprechungen, die zumeist sujetbetreffende Erwägungen enthielten, folgten, an die Adresse der Dichterin, manche briefliche Stellungnahmen, denen weniger an literarischer Bewertung als an persönlicher Verketzerung gelegen war. Die Frau vermerkte diese Zusendungen so sehr als Wust aus den Tratschstuben der Bourgeoisie, daß sie nur durch Zufall, sozusagen, das einzige Schreiben beachtete, das, nach einer seelischen Erschütterung, ihre geistige Einstellung plötzlich umkehrte. Sie brauchte eine längere Zeit

der Überlegung, nach einer mehrmaligen Lektüre, bevor ihr bewußt wurde, daß die Zusendung von jenem amerikanischen Offizier kam, der ihr bei den ultimen Vorgängen um den Verlobten seine tätige Sympathie bewiesen hatte. Was er schrieb, hörte sich wie eine posthume Absolution, vor einer Verheldischung des Generals, an, da er, ohne weiteren Wort- und Kraftaufwand, die Entschleierung des Geheimnisses um den Untergang ihres Geliebten vornahm. Er führte dieses aus:

„Ich habe mit ebenso viel Bewunderung wie Verwunderung Ihr Werk gelesen, wieder gelesen und, von den wirklichen Fakten aus, unbegreiflich gefunden. Und noch immer staune ich darüber, daß Sie sämtliche Episoden, welche die Drohungen der Werwölfe betrafen, nicht zur Deutung des Rätsels um den Tod Ihres Verlobten ausgeschöpft haben. Diese sind tatsächlich ernster zu nehmen, als Sie zu glauben scheinen. Es hat im Schlößchen eine Explosion stattgefunden, daran ist nicht zu zweifeln; die Detonation ist ausgelöst worden, als irgendwo die Kanonen und die Granatwerfer sangen, so fiel der Knall unter Knällen nicht auf. Doch war der zerstörerische Akt am Turm die Folge einer Verschwörung, die nichts weniger bezweckte, als den oben gefangen gesetzten General mitsamt dem Bau in die Luft zu sprengen und das Attentat unter den gewaltigeren Auswirkungen des Krieges zu vertuschen. Das Racheunternehmen schlug nur dadurch fehl in seinen Tarnungsabsichten, daß die Wucht des Sprengschusses unzulänglich war. Der Eingesperrte wurde zu spät entdeckt, um dem Leben erhalten zu werden, da ihm unmöglich war, sich selber aus dem hochgelegenen Käfig zu befreien. Denken Sie an den amerikanischen Soldaten, der über die Trümmer zur Dachkammer emporstieg und dort die Türe entriegelte! Erinnern Sie sich des eingeschlossenen Kommandanten, der nicht zu entfliehen vermochte, weil die Schlußvorrichtung nicht nach innen, sondern nach außen ging! Wenn aber die Riegel vorgeschoben waren, so deutet mir das Faktum auf den Eingriff fremder Elemente hin, da der General sich doch wohl nicht eigenhändig einzusperren und außen abzuriegeln vermochte. Vielleicht hat er getobt, gelärmt und geschrien, um sich der Außenwelt bemerkbar zu machen, allein die Außenwelt war anderweitig beschäftigt, die nackte Existenz ihrer Mitglieder zu garantieren. So ging er, genau wie sein Opfer, zugrunde, und in

diesem Schicksal gibt sich uns die eigentliche Tragik des Falles mit all seinen physischen Unvorstellbarkeiten, aber auch mit seinen metaphysischen Hintergründigkeiten zu erkennen."

Die letzten Worte waren es, welche nun tage- und auch nächtelang in der Dichterin fortklangen, bis sie kreatorischen Mächten so zur Nahrung wurden, daß der Erstdichtung eine Zusatzdichtung folgen mußte. In ihr fand die Wahrheit jene gloriose Verkündigung, welche, mehr als die primäre Botschaft an die Welt, ein Evangelium der verkannten Größe für das eigene Herz und für die jäh verjüngte Seele der Gestalterin war.

DIE CHOPINSCHE TONPEITSCHE

Plötzlich, im Ausklang der „Polonaise brillante", gelang dem jungen „Duo de Luxembourg" eine aufschreckende Übersteigerung des fortissimo: Klavier und Cello jagten, beim Höchstschwung ihrer Töne, die in einer rasenden Verklammerung zusammentrafen, sich gegenseitig empor, dann brach das Furiosum in einer, Zeit und Raum aufreißenden, Harmonieexplosion so unvermutet ab, daß die Stille wie ein Geißelknall auf die hundertfünfzig eingeladenen Konzertgäste der Gräfin einzuwirken schien. Erst als diese sich erhob und auf das Künstlerpaar zueilte, um durch eine warme Umarmung nicht nur die eigene Empfindung, sondern auch den Enthusiasmus der gesamten Zuhörerschaft zu veräußerlichen, entlud sich die angestaute Bewunderung in einem Wirbel von Rufen, Händeklatschen und Stuhlrükken, dem sich das luxemburgisch-schweizerische Ehepaar erst nach zwei, mit Verve und Charme gemeisterten, Zugaben zu entziehen vermochte.

Mitten im Schlußakkord, als er, intensiver denn zuvor, die Befremdlichkeit des Schloßkonzertsaales aus den aristokratischen Erinnerungsmotiven und verstaubenden Vorgestrigkeiten aufsteigen spürte, welche ringsum Wände und Schränke den Chopinschen Zeiten eher als dem letzten Fünftel des zwanzigsten Jahrhunderts anglichen, vermerkte Robert Reding eine innere Unruhe, die er wohl mit den Vorgängen des Abends verbunden, doch für den Augenblick noch unbestimmbar wußte. Das mochte mit dem „Duo" zusammenhängen, dem er freundschaftlich ergeben war, allein es durfte sich ebenso gut von Chopin herleiten, dessen visionärem Offenbarungsvermögen er neuerdings zu verfallen drohte. Hatte die Endwucht der einen einzigen von fünfzehn Polonaisen ihm wieder die ungewöhnliche Revelationsgewalt des Genies verdeutlicht, dem schon 1836 vorbehalten war, die kommenden Katastrophen seines polnischen

Volkes nicht nur voraus zu ahnen, sondern auch lautlich zu erhellen, um sie klanglich mit dantesken Infernobränden zu durchsengen?

Als in seinem Gedächtnis die Vorgänge von damals langsam die Ereignisse der Gegenwart berührten und sich irgendwo über dem Herzen zu decken begannen, fühlte sich Robert Reding wie erlöst, als die Umwelt wieder regsam wurde, da die dankbaren Chopin-Verehrer sich um Gräfin, Prinzessin und andere Angehörige des alten Adels wie um die großartigen Chopin-Interpreten drängten. Obgleich er selber am Rande der Dinge hatte bleiben wollen, wurde er gar bald zu einem Mittelpunkt in der starken Vorstellungsströmung, die ihn zur Gräfin und deren Begleitschaft hinleitete, wo er, fast widerwillig, Konversation machen mußte, während seine wach geschlagenen Innensinne an Fühl- und Denkstoffen weiterspannen, deren depressives Ergebnis ihn schließlich zu belasten anfing. Vielleicht hätte ein Gespräch mit den kongenialen Ausbeutern des polnisch-französischen Komponisten ihn auf andere und höhere Empfindungsebenen abgeschoben, allein die Virtuosen waren dreifach umzingelt und vermochten kaum die Worte zu Halbsätzen auszuformen, mit denen sie ihre stummen Danksagungen von zuvor nun stimmlich zu bestätigen hatten.

Vielleicht bemerkte die jüngere Gräfin, nach einer sehr offiziell gewollten Einführung, sein körperliches und seelisches Unbehagen; ganz unerwartet fragte sie, gleichsam in seine Geistespeinigung hinein:

„Sehe ich recht? Auch Sie will es nicht lassen?"

„Wie sollte es das so leicht, wenn geniale Inspiration und kongeniale Interpretation sich derart ergänzen, daß ein geistig-künstlerischer Blitz die heutigen Dinge an den gestrigen zu beleuchten scheint?"

Eine Weile lächelte die Gräfin vor sich hin, dann meinte sie:

„Ich glaube, wir dürften jetzt gemeinsam, sofern es unsern Spielern nur gefiele, den „Krakowiak" des Meisters erleben, um dann identische Stimmungen in diesen mit Übermaß vergeschichtlichten Schloßräumen zu vereinen!"

„Vielleicht!" sagte Robert Reding, wiederholte das Wort, indem er die Silben trennte: „Viel - leicht", schwieg zwei Atemzüge lang und wurde dann im Tone lebhafter:

„Dabei wäre in Ihnen die Freude Schwungkraft und in mir die Wehmut. Wie ich bemerkt habe, hielten Sie mehr von Schuberts „Arpeggione", bei dessen Adagio Sie ein wenig mitzuschweben schienen, während mich Beethovens „Sonate in g-moll" eher auf das einstimmte, was nachher Chopin als einen von der Tragik umflossenen Freiheitsrausch zur Geltung zu bringen versuchte."

Die junge Gräfin horchte den Worten nach, so als wünschte sie eine weitere Klärung der sonderbaren Gemütsbewegung durch eine längere Erklärung. Als aber Robert Reding nicht aufhörte, sich selber zu belauschen, lächelte sie erneut und wurde gastgeberisch schlicht in ihrer Zusprache:

„Sie kommen doch auch mit zu einem Spättrunk, bei dem Sie mir etwas durchsichtiger in Ihren Äußerungen werden dürften?"

Nur entwickelten sich, nach einer kurzen Wagenfahrt durch das schneeigkalte, aber lichterhellte Darmstadt, dessen Straßen vom Mandelduft des Sankt-Nikolaus-Marktes geradezu durchschwängert waren, sämtliche Salonvorgänge nach den heimlichen Anordnungen eines stärkeren Geistes, der Schloß, Musik, Chopin und Tagesablauf gleich vergessen ließ, um die Gräfinnengäste gemütsmäßig dort anzusiedeln, wo sie mehr Unbehagen als Hör- und Sprechlust offenbarten. Cellist und Pianistin stärkten sich bei Mainwein und Pastetchen. Eltern und Freunde handelten ihnen gleich und fanden in der jüngeren Hausdame eine freundliche Nötigerin, während, ihrem Alter zum Trotz, die ältere sich von Robert Reding die Glanzpunkte des musikalischen Nachterlebnisses bis zum allerletzten Vortragsteilchen nachbewerten ließ. Obwohl sie selber mehr für Schumanns zarte Fantasiestücke schwärmte und sich noch nachträglich an der Klangglut des Endsatzes erwärmte, genoß sie doch auch die Chopin-Leidenschaft des Mannes, der vor ihr die Lebenstragik des Polen aus dem kurzen „Alla Polacca"-Schluß der „Polonaise brillante" herausdeuten wollte. Sie wurde nachdenklich, als er unverhofft, im besten Fluß der Rede, zu stocken anfing, mehrmals nach dem rechten

Ausdruck suchte, dann verzichtete und, wie um Verzeihung heischend, ausrief:

„Ach, entschuldigen Sie! Hier geht mir, zur Ausdeutung des Mysteriums, das einzig zutreffende Wort ab."

Die alte Gräfin war klug und feinfühlig genug, um nicht nach der Beschaffenheit dieses sogenannten Geheimnisses zu forschen. Sie leitete, aus der seltsamen Atmosphäre seiner Augenblicksverfassung heraus, so schien es, ihr Gespräch auf ein Gebiet hinüber, auf dem die ganze Nachtgesellschaft nicht weniger daheim war als der Chopinomane, der die Kriegsjahre zwischen Mitte 1940 und Mai 1945 in deutschen Konzentrationslagern hatte überleben müssen: alle Gesprächsteilnehmer waren, soweit ihr Alter und ihre Landsmannschaft sie dazu befähigt hatten, stille Mitakteure in den verschiedensten Widerstandsbewegungen gewesen. So wirkte es wie eine Selbstverständlichkeit, daß der Tod in sämtlichen Abarten, wenn auch mit einer fühlbaren Scheu bei den einen, mit einer offenkundigen Retizenz bei den andern, minutenlang beschworen wurde, bis die alte Gräfin selber, in einer sehr gedämpften Anspielung auf das Flugzeugunglück einer Hochzeitsgesellschaft aus dem Jahre 1938, bei dem fünf ihrer Angehörigen zu Tode gekommen waren, eine Klimax des Tragischen zuwege brachte, vor deren Verarbeitung die Dichter mit den Musikern bisher zurückgeschreckt seien.

„Wahrscheinlich", seufzte sie, „weil aus der Nutzlosigkeit ihres Unterganges weder eine lyrische noch eine dramatische Quintessenz zu gewinnen war."

Gegen eine solche Schlußfolgerung wagte Robert Reding den timiden Einwurf des Mannes, der einer gütigen Gastgeberin nicht allzu worteifrig widersprechen, aber doch die eigene Gegenansicht vorbringen wollte. So meinte er, immer in der Suchweise des unsicheren Redners, die Sprecherin habe gewiß, über ihrer Aussage, die Inkongruenz der Behauptung verspürt, da sie ein klein wenig gezögert habe, die Gemordeten, Aufgeopferten, Verstoßenen und Verunfallten als ebenso sinn- wie nutzlos Umgebrachte, um das Leben Gebrachte, erkennen zu lassen. In seiner Sicht sei eine derartige Annahme, sofern man keine Differenzierung zuließe, schon ein entmenschlichender Akt von Impietät, der die absterbenden

Geschöpfe Gottes einer weggeworfenen Bruchsache anzugleichen wünsche. Niemals aber geschähen Gewalttode umsonst; in der ungeheuer weit verzweigten und fast undurchsichtig gewordenen mechano-dynamischen Existenz habe jedes Geschaffensein sehr bestimmte Werte, selbst im erzwungenen Entwerden; nur seien unsere Schausinne, vor allem die innerlichen, solchermaßen abgeschwächt worden, daß sie das unheimlich gewaltige Spiel im Düsteren nicht mehr wahrzunehmen vermöchten.

„Und das", erklärte er, „scheint sie der Pflicht zu entheben, ihren unbekannten Fallopfern Dank zu wissen für eine mögliche Sühne, die ihnen, den Ewig-Ahnungslosen, irgendwann und irgendwo von irgendwem hätte geleistet werden können. Entschuldigen Sie noch einmal, wenn ich wiederhole: In unserer menschlichen Gemeinschaft, die ja mehr zu sein hat als eine humane Gesellschaft, ist Jeder Jedem verhaftet und jeder Überlebende diesem oder jenem Gefällten in einer geheimnisvollen Weise verschuldet."

Als die junge Gräfin einen Einwurf wagen wollte, fuhr er etwas hastiger fort, sein Denken zu erschließen:

„In der Ökonomie unseres Herrn gibt es weder unbewertete Taten noch unverbuchbare Haltungen. Auch Untaten und Enthaltungen haben darin ihre verborgene Bedeutung. Wer weiß denn zu sagen, in welchen Dimensionen wir an diesem Verbrechen oder an jener Ungerechtigkeit Anteil haben? Und hüten wir uns vor der Verwirrschaffung des Teufels, der, zu unserem Unheil, ein blendender Meister in der verfälschenden Rechnungsführung ist!"

Als er kurz nach Mitternacht seinen Wagen über die verschneite Straße nach Frankfurt lenkte und im Ohre noch die Mahnung der Gastgeberinnen nachschwingen hörte, sich mehr der Vorsicht als dem Zeitdruck auszuliefern, vernahm er, so nebenbei und unterschwellig, immer noch das Wort, an dem er, wie er nachträglich fühlte, zu heftig gegen die Mäzenin ausfällig geworden war. Es dauerte eine längere Weile, bis er am wiederholten Abglitschen der Räder aus der Geraden die Gefährlichkeit seines Sinnierens im Unbeteiligtsein der geschärfteren Sinne an der Wagenlenkung erkannte, sich jäh zusammenraffte, die Schnelligkeit abflauen ließ und im Rückspiegel seinen Vorsprung auf die andern Fahrzeuge abzuschätzen begann. Die Lichter hinter

ihm, in deren Schein die Schneeregenschleier sichtbar wurden, leuchteten ziemlich weit zurück und schienen nur zögernd in die lange Nachthöhlung vorstoßen zu wollen. So drosselte er den Motor weiter ab, schaltete in den zweiten Gang zurück, schob den Heizungsriegel etwas höher und gab sich einen Ruck, durch den er gleichzeitig ein Erschauern überwand und dem Anruf der Achtsamkeit gehorchte.

Drei Minuten später wurde ihm, mit Hilfe des Reflektors, klar, daß das junge Künstler-Ehepaar in seiner Spritzbahn fuhr, während der Eltern- und Freundeswagen ziemlich weit zurücklag. Beim neuerlichen Denken an das „Duo de Luxembourg" sprang, einer natürlichen Erinnerungsfolge entsprechend, des Fahrers Grübeltrieb wieder so stark auf Frédéric Chopin und dessen „Polonaise brillante" ab, daß er zum zweiten Mal den Schlag der Tonpeitsche mittwegs zwischen physischer Horchung und psychischer Wehhaftigkeit zu erleiden vermeinte, für das unmeßbare Teilchen einer Sekunde die Realität aus der Sicht verlor und dann, mitten auf der Autobahnüberbrückung, einen Kleinbus wahrnahm, der von der Abfahrtsstraße geradezu hervorschoß, unversehens ins Trudeln geriet, eine halbe Kehrtwendung machte und dann unhaltbar auf das Redingsche Auto zuglitt, dessen Fahrer nur mehr einen Ausweg sah, indem er, zur Vermeidung einer tödlichen Kollision, mit Wucht an der Brückenbrustwehr aufprallte.

Zu hören war, zwei Herzschläge lang, eine Mischung von Schuß und Prasseln, dann hielten die Wagen an, fast Tür an Tür, die Motoren schwiegen, und aus dem Kleinbus war überlaut Kassettenmusik zu vernehmen. Vier benommene Jungen und vier verwirrte Mädels entquollen dem Mietwagen und ahnten nichts von ersten Hilfeleistungen und wußten noch weniger von ihrer wunderbaren Rettung. Doch den abseits haltenden Fahrzeugen des Musikerpaares, der Eltern und der Freunde entstürzte, sechsfach gespiegelt, ein lebendiger Schreck. Dem Vater der Pianistin gelang, nach der Zertrümmerung einer Gleitscheibe, das Aufbrechen der Türe, das Eindringen in das halbzertrümmerte Gefährt und das Abschalten der Motorzündung.

Robert Reding lag mit verquertem Kopf auf dem Lenkrad. Er verkörperte nur mehr Ruhe und Schweigen. Die Lautlosigkeit im Innenraum hatte ihren Berstgrad erreicht. Nur die weiterlärmende Kassettenmusik aus dem Kleinbus und das Außengeschwätz der Zuschauer milderte die Intensität der eingeschlossenen Stille. In ihr lag Robert Reding regungslos, mit offenen Augen, doch nicht tot. Blut fädelte langsam aus seinem Munde. Der Helfer redete den Liegenden an, hielt jäh zu fragen auf, denn der Verletzte begann zu flüstern:

„Es ist da, das Wort. Ja, es deutet meine Ahnung aus: Äternal! – Aber nein, das trifft noch immer nicht die Dinge dort, wo das Herz ihre Mitte ist. – Es müßte höher zielen, ja, ins Unendliche hinein. – Eschatonal? – Das dürfte es sein: Eschatonal!"

Als Kehlenreiz und Hustenschmerz ihn erbeben ließen, schwieg er. Etwas stärker floß das Blut, und dringlicher wurde das Hinhauchen seiner Worte:

„Hört ihr? Da ist er wieder! – Ja, er ist's in seinem ‚Abschiedswalzer'. O, ein Stücklein himmlischer Musik! – Und auch in ihr ein Schlagton aus der Ewigkeit herüber! – Nur müßt ihr tiefer horchen, um ihn zu vernehmen – oder höher. – Auch in seine ‚Polonaise' hinauf! – Denn das kommt her von Gottes Urtongründen. – Divin ist es und divinatorisch – glorien- und katastrophensichtig! – Nein, ihr schöpft ihn niemals aus."

Dann versagte sich ihm die Stimme. Mühsam und keuchend versuchte er, sich von der harten Unterlage wegzudrücken. Im Absacken verlor er die Körperspannung und gewann dafür einen ruhiger gehenden Atem. Als im Kleinbus unverhofft der „Abschiedswalzer" ausgeschaltet wurde, ging es wie ein Zuck durch seinen Oberleib, und seine Stimme war wieder da:

„Es war genau wie damals – hundertfünfzig Jahre liegt's zurück – und stets dieselben Peiniger! – Wo der Osten sie entfesselt, bleibt dem Genie allein die Flucht ins Schweigen – oder der Hinaufstieg in den schöpferischen Fluch vor dem jungen Tode. – Dennoch, meine Lieben, es gibt kein unnützes Sterben. – Immer gehen wir an den andern zugrunde – nein, o nein, immer gehen wir nur für die andern unter. – Gute Nacht!"

Die Stadtzeitungen von Frankfurt und Darmstadt gaben anderntags auf der sechsten Seite im einspaltigen Normaldruck bekannt, daß an der Autobahn bei einem, wohl durch Glatteis verursachten, Unfall einer der Wagenlenker unglücklicherweise zu Tode gekommen sei. Doch die erste Seite verkündete auf Blattbreite und in roten Großlettern, daß in Polen, unter russischem Druck, die Militärdiktatur neue und radikalere Konzentrationslager für die tapferen Mitglieder einer wirklich nationalen „Solidarität" erschlossen habe.

MORDSFERIEN IN DER HAUTE-SAVOIE

Ja, ich hätte es wissen müssen. Vielmehr, ich hätte niemals vergessen dürfen, daß meine herrlichsten Stunden unweigerlich in einem Verhängnis auszumünden pflegen. Kaum habe ich mich hingelegt, um aus der Tiefe eines Liegestuhls die unbeschreiblichen Schönheiten des Lac d'Annecy von der Terrasse einer alten Benediktiner-Abtei aus zu bewundern und in meinem Rücken die ratternden und heulenden Laute des Talloires'schen Augustlebens verdämmern zu spüren, so macht sich bereits in meinem Unterbewußtsein jene Unruhe bemerkbar, an der ich das heimliche Nahen der Störung vorausempfinde. Das Gefühl hat sämtliche Eigentümlichkeiten des Mir-selber-ungut-Seins noch unter der Gewißheit, daß meine kurz bemessenen Ferien wohl verdient worden sind. Mehr als ein Dutzend heikle Fälle habe ich im Laufe des verflossenen Jahres aufklären können; manche Familien sind durch meine Tätigkeit vor kleineren, wenn nicht vor größeren Übeln bewahrt worden; der nationalen Gemeinschaft ist durch meinen Einsatz etliches Heil widerfahren; und meine Nerven haben den gleichen Spannungsgrad erreicht, der den uniformierten Vertretern der Gerechtigkeit im Minimum drei Wochen Muße erbringt. Warum soll mir nicht erlaubt sein, hüben die spritzenden Kunstübungen der modernen Nymphen zu verfolgen, die auf kurzen Brettern über die Wellen reiten, und drüben den langsamen Farbwechsel der Bergesspitzen im ununterbrochenen Wandel der Tagesbeleuchtung zu studieren? Wohl, ich tue das alles nur mit schläfrigen Augen und mit verdämmernden Sinnen, ich weiß es; allein es ist doch köstlich über alle Maßen, so in der Mitte einer neuen Welt zu dösen, allmählich an die Traumsamkeit der Dinge zu glauben, ohne freilich dem Denken eine Anstrengung zuzumuten, und am Ende, irgendwo an einem beseligenden Ende, wo die Schwelle des Schlafes vor den Kammern der Bewußtlosigkeit zu locken scheint, für eine unabmeßbare Kleinewigkeit vergessen zu

haben, daß den Prächten des Lebens noch Häßlichkeiten entgegen zu treten vermögen.

Und dann wird langsam alles anders. Zuerst ist mir, als rufe mich eine vormals bekannte, doch längst nicht mehr vernommene Stimme beim Vornamen:

„Paul! Paul!"

Dann aber nehme ich nur die durchdringenden Baßlaute eines deutschen Organes wahr, welches die gesamte Welt zur Zeugin einer wohlgenährten, wenn auch immer noch hungrigen Unzufriedenheit zu machen begehrt:

„Jawohl, zu kalt der Braten und zu warm der Wein! Und der Kellner guckt mit einem erstaunlichen Eifer stets an unsern bestbegründeten Beschwerdeversuchen vorbei."

Plötzlich wechseln Sprache und Stimme, und ein Unbekannter wünscht mir begreiflich zu machen:

„It may be of use, some day; in business, my dear . . .!"

Nein, was mich zu stören wagt, sieht anders aus als ein Querulant aus Köln und hört sich besser an als eine englische „Who's-who?"-Zierde. Wo habe ich diese außerordentliche Gestalt mit dem heiteren Lächeln, welches immer hinter Unmutswolken zu wirken scheint, bereits gesehen? Und die ungewöhnliche Freundlichkeit des Anrufes, – wo ist sie mir am intensivsten sinnfällig gemacht worden?

„Aber, Liebling, du schläfst schon wieder! So wach doch endlich auf und höre her, was ich dir zu vermelden habe!"

Vy!

Natürlich vermag nur meine liebe Frau, mit dieser aufdringlichen Amabilität in meine fernsten Traumesintimitäten einzudringen, um dort Hausherrinnenrechte nachdrücklichst geltend zu machen. Noch ehe ich den preußischen Gutfraß vergessen, dem englischen Utilitaristen ins Auge geschaut und dann rasch wieder die unfaßbaren Stimmungsgewalten der Talloires-Bucht durch den Blick und, tiefer noch, durch das Gefühl ins jähgeweckte Bewußtsein hineingehoben

habe, sehe ich zur Auserwählten meines Herzens empor und gestehe unschuldgemäß:

„Geschlafen, meine Beste, habe ich wirklich nicht. Allein du wirst gestehen müssen, daß die Vielfalt der Ereignisse auf dem blauen Einerlei des Sees, unter der noch blaueren Monotonie des Himmels, den die dunkelgrünen Berge ringsumher zu tragen scheinen, eine unwiderstehliche Einladung an die Sinne darstellt, sich gehen zu lassen und, einmal aus dem Halte der Gewöhnung gelöst, sich einem Vagieren auszuliefern, das durch hundert Räume der Erleichterung führen kann, so daß man sich am Ende in einer Schwingung ohnegleichen dahingleiten fühlt und nicht müde wird, sich sämtlichen Gewalten der geistigen Erholung in der körperlichen Verruhigung zu ergeben. Nur glaube ich nicht, daß du gekommen bist, um dich über meine inneren und äußeren Zustände zu erkundigen. Was also führt dich endlich zu mir her?"

Vy muß ziemlich erregt sein, da sie auf ihre gewöhnliche Erwiderungsweise, halb Hetzerei und halb Humor, verzichtet, um ohne Überleitung auszurufen:

„Frau Lux ist da!"

Ich kann nur, aus einer schwerdeutbaren Benommenheit heraus, zur Antwort geben:

„Schön! Soll sie dableiben und mitgenießen. Warum müßte sie es schlechter haben als wir? Und übrigens: Wer ist Frau Lux?"

Vy gibt ihr Erschrecken durch einen Aufschrei zu erkennen, bevor sie mich nach guten alten Normen zur Ordnung ruft:

„Sei kein Narr, mein Kleiner! Öffne für einen Augenblick die Augen, wenn ich bitten darf, und du wirst das blaueste Wunder dieses Tages erleben!"

Als gehorsamer Ehegatte wage ich die Anstrengung, hebe zugleich den Kopf ein klein wenig empor und starre geraden Blicks in das sehr verwirrte Angesicht einer nie erwarteten Marianne Guth, die vor einigen Jahren tatsächlich den Namen eines lieben Bekannten, Jean Lux, angenommen hat.

Die Überraschung läßt mich mit den körperlichen auch die seelischen Bemühungen gleich vervielfachen. Ich springe auf, um die Angekommene mit allen Lauten der Freude zu begrüßen, da hält mich der jähe Wandel im Aussehen der Besucherin zugleich mit den überstürzten Erklärungen Vys von der Ausführung meines freundschaftlichen Vorhabens zurück: Marianne fängt zu weinen an, und Vy hat verräterische Erbebungen in der Stimme, als sie auf mich einspricht:

„Paul, es ist furchtbar. Hier mußt du helfen. Alle Hebel hast du in Bewegung zu bringen, um das arme Ding aus seiner Pein zu erlösen. Nein, du darfst nicht zaudern. Und vor allem darfst du nicht die Entschuldigung geltend machen, du seiest in den Ferien. Ach, wenn du wüßtest!"

Und dann ist es auch mit ihrer Beherrschung vorbei. Sie umarmt Marianne und schluchzt mit dieser um die Wette. Und ich halte an, als armer Tor, und weiß nicht, wie ich die Dinge aus dem unangenehmen Stand in eine erklärende Bewegung zu treiben vermag. Marianne verbirgt ihren Schmerz an der Schulter meiner Lebensgefährtin, und Vy versucht, mit mütterlichen Gesten eine leidende Schwester zu trösten, während ich mich jenem Schluckauf verhaftet fühle, welcher immerfort das Anzeichen einer Unbehaglichkeit in einer ungemeisterten Lage ist. Schließlich tue ich das, was mir am sichersten die Rettung aus der Schweigenot zu versprechen scheint: ich fange laut zu fragen an und habe den unerwartetsten Erfolg:

„Wo ist denn Jean geblieben? Er könnte mir vielleicht am sichersten . . ."

Was habe ich damit angerichtet? Sowohl Marianne wie auch Vy schluchzen lauter und erbärmlicher auf, so daß ich, meiner Verblüffung keinen anderen Rat suchend, neuerdings das Wort verhalte und auf die Folgen der fraulichen Erschütterung warte. Vy hat sich zuerst gefaßt:

„Das ist es ja. Von ihm, von ihm allein geht andauernd die Rede. Wenn du bloß aufzumerken wüßtest, sobald wir das Unglaubbare zu erzählen versuchen! Aber nein, du mußt dich . . ."

Diese Weitschweifigkeit in der Vorwurfstaktik reißt mich denn doch aus der Gelassenheit. Meine Reaktion ist so heftig, daß Vy zu reden und Marianne zu seufzen aufhört:

„Ja, wollt ihr mir nun endlich erklären, was dieses ganze Theater zu bedeuten hat? Was ist geschehen? Warum taucht Frau Lux so plötzlich in diesem Winkel auf? Mit oder ohne Jean, das ist meine Frage."

Für einmal kommt Marianne meiner Frau in der Entgegnung zuvor. Ihre Stimme klingt gefaßter, obschon das Zucken um ihre Mundwinkel weitergeht und die Bläue ihrer Augen nach wie vor in Wasser liegt:

„Jean ist verhaftet worden."

Nun bin ich der Erschrockene. Was, dieser ruhige Bürger, der die Biederkeit selbst darzustellen scheint, hat sich eines Vergehens schuldig gemacht? Kaum anzunehmen, daß er in irgendeiner Weise gegen die Landesgesetze verstoßen haben könnte! Und zuerst: welchen Landes? Ich gebe der Frage Ausdruck und muß aus dem Munde Vys vernehmen, daß er in Annecy im Gefängnis sei. Und übrigens sei die Sache möglichst einfach zu erklären: Jean und Marianne hätten ihre Ferien in La Clusaz, im Hôtel Beauregard, verbracht. Nach der Verhaftung ihres Mannes habe Marianne sofort nach Hause telefoniert und durch die Vermittlung eines entgegenkommenden Polizeidirektors, der bekanntlich in der Siret-Familie eine nicht ungewöhnliche Rolle spiele, die Anschrift des Ferienkindes Paul Siret erfahren. Für sie sei es ein Glück im Unglück gewesen, den unvergleichlichen Spürer in ihrer Nähe zu wissen. Sogleich habe sie sich im Taxi aufgemacht, um die Hilfe des guten Bekannten in Anspruch zu nehmen. Nun sei sie da und hoffe, nicht abgewiesen zu werden.

„Übrigens", fügt Vy mit dem beiläufigen Tonfall unwidersprechbarer Entschiedenheit hinzu, „übrigens habe ich alle Anordnungen getroffen, damit das arme Kind bis zur definitiven Erledigung des Falles in unserer Nähe wohnen darf."

„Schon gut, schon gut", erwidere ich, derweil mich andere Gedanken beherrschen, „hoffentlich handelt es sich um nichts Schlimmeres als ein ernstes Autofahrerverschulden?"

Doch alle meine Fragen wollen anscheinend die gleiche Wirkung erzielen. Wieder fängt Marianne heftig zu schluchzen an, indessen Vy sie in die Arme nimmt und begütigend auf sie einredet. Endlich, endlich vermag die Hilfesuchende Worte zu formen und Gedanken auszudrücken. Was sie, eingebettet in mehrere Erschütterungsstöße, auszusagen hat, hebt sogar Vy aus der Fassung. Mit einem kurzen Aufschrei nimmt sie die Nachricht entgegen:

„Er steht unter Mordverdacht."

Die Mitteilung ist von einer solchen Geradheit in der Schlagkraft, daß ich ihre Entsetzlichkeit am Erbeben des eigenen Herzens verspüre und die Unrast, der ich mit einem Male ausgeliefert bin, im Freien verwandern muß. So verlasse ich die beiden Frauen, welche engstens nebeneinander sitzen, und trete auf die Holzplanken über dem Seewasser hinüber in die Landeseinbuchtung, um dort, in der Haltung des Neugierigen, der die Kunstübungen der Schwimmer nicht weniger als die Akrobatien der Wasserskifahrer zu bewundern scheint, mit der Verwirrung meines inneren Wesens fertig zu werden. Vielleicht trägt der einzigartige Zauber der Aussicht sein Teilchen zur Verwindung der Erregtheit bei, vielleicht erscheinen die Möglichkeiten einer wirklichen Schuld, die Jean Lux betreffen könnte, um so geringer, je eindringlicher die Höhen und die Hänge ringsumher, mit ihren grünen Inseln in den steinernen und in den felderschmalen Flächen, nur das Gute in der menschlichen Natur oder gar das Bessere in der von außenher beeindruckten, wenn nicht von der durch die Landschaft neugeprägten Seele zu betonen unternehmen. Nach einigen Minuten bin ich wieder so sehr der Herr meiner Sinne, daß ich auf die Terrasse zurückkehren darf, wo vier feuchtfragende Augen mich umfassen. Was ich vorzubringen habe, ist weder Trost noch Klage, sondern eine Einladung an die Beruhigten, mich auf einem kurzen Rundgang zu begleiten, damit wir die Einzelheiten der Geschichte besprächen, um durch die Prüfung sämtlicher Angaben die Notwendigkeit jener Schritte zu klären, welche nachher zu unternehmen seien.

So schlendern wir zu dritt, sorglos für die Augen der Uneingeweihten, die „Promenade des Moines" entlang und haben keinen Sinn weder für den Glanz über den Wassern noch für das Flimmern über

der erdfesten Fassung des wellenwerfenden Juwels. Marianne erzählt. Marianne hat die normale Röte ihres Anlitzes zurückgewonnen und gibt in der schlichten Art der guten Berichterstatterin den vergangenen Ereignissen Form und Konturen.

Acht Tage lang haben sie, zufrieden, weil ganz für sich und allen Reizen der Bergwelt hingegeben, im Hôtel Beauregard in der Nähe des Col des Aravis gelebt; acht Tage lang haben sie nichts anderes als sich selber in den verborgensten Teilen ihres Herzens und ihres Geistes gesucht; und acht Tage lang haben sie das genossen, was die oberflächlich denkenden Menschen Glück nennen, ohne zu ahnen, daß die ununterbrochene Folge der Stimmungen und der Gefühle nur das Ineinanderwachsen sich fremd gewesener Seelen ist, denen nichts anderes vorschwebt, als den nah gekommenen Angetrauten ganz in sich hineinzuholen. Einmal hat Jean, für einen Nachmittag, das Dorf verlassen, um in Annecy seinen Wagen überprüfen zu lassen. Und dann, ganz plötzlich, kommt mit der Polizei das Unglück über die jungen Eheleute.

Der Mann wird im Hotel verhört und die Direktion gleichfalls vernommen. Seltsame Dinge tragen sich zu, die von den Außenseitern besprochen, gedeutet und in einer unheimlichen Weise aufgebauscht werden. Marianne wird am Rande der Geschehnisse gehalten. Ihre Versuche, mit der Polizei in Kontakt zu kommen, um von Jean gewisse Aufklärungen zu erlangen, schlagen fehl. Zwar geben ihr die Hilfsdiener der Justiz beruhigende Versicherungen, noch im Augenblick, wo der Mann in den Polizeiwagen geschoben und abgeführt wird, allein den Kern der Sache kennt sie derart wenig, daß sie vom Hoteldirektor so halb und halb ins Bild gesetzt werden muß: Sie habe doch sicherlich die Bewohnerin des Zimmers einunddreißig, die wirklich auffallende Gabrielle d'Estrées gekannt; nun, vor ein paar Tagen sei diese Frau spurlos verschwunden; ihr Mann allein könne etliche Aufschlüsse geben, da er sie im Wagen mitgenommen und wahrscheinlich als Letzter lebend gesehen habe. Von diesem Faktum zur Annahme, Jean habe die Frau umgebracht, da keiner sie in Annecy habe ankommen sehen, ist nur ein Schritt. Der Schritt wird von den Einwohnern von La Clusaz leicht, von der Polizei in Annecy jedoch bedächtiger getan. Allein er wird ohne Bedenken dann

zurückgelegt, als im Wagen des Verhafteten Blutspuren entdeckt werden.

Marianne versucht nicht, den Zustand zu schildern, in dem sie achtundvierzig Stunden lang hat aushalten müssen, inmitten einer fremden Welt, welche sie mit vielsagenden, noch mehr verheißenden Blicken zu betrachten unternimmt. Sie sagt nur, es sei fürchterlicher als eine Mitverhaftung gewesen, bis zu dem Moment, in welchem sie das Schreiben ihres Mannes empfangen und aus ihm die vereinsamte Seele des Eingesperrten erkannt habe. Doch besser, ach, um vieles besser als ihr Wort könne der Brief aus der Gefängniszelle Aufschluß über die undurchsichtige Geschichte geben.

Wir lassen uns im Laubgang der oberen Terrasse nieder, wo wir ungestört die Aussagen des Angeklagten auf uns einwirken lassen dürfen. Es muß Marianne vollständig entordnet haben, da sie, ohne zu zögern, die Ausführungen ihres Mannes vor fremden Augen und vor fremden Überlegungen enthüllt. Denn was da geschrieben steht, ist durchaus keine Beschäftigung mit der Ursache des Übels, sondern ein fortgesetztes Ansprechen jener Gefühle, aus denen das vollständige Zueinanderstehen zweier Menschen begreifbar wird. Jean ist zum Spielball sehr gefährlicher Mächte geworden, allein er übersieht diese, um sich ganz seiner Frau in dem zu erschließen, was sie zu umhegen und zu schützen vermöchte. Denn Jean Lux sagt dieses aus:

„Marianne, Liebling, ich weiß zwar nicht, wie lange diese verrückte Geschichte andauern wird, deren Opfer ich unverständlicherweise, vielleicht durch eine Rache der alten Glücksgötter, geworden bin, allein ich nehme an, daß die nackte Wahrheit ziemlich rasch ins Licht treten wird, um für mich und meine Unschuld zu zeugen. Allerdings ist mir noch unklar, was die Justizbehörden eigentlich vorhaben, da sie ohne Unterlaß von mir das Eingeständnis zu erzwingen hoffen, ich hätte eine Dame, die ich leider, dank ihrer frechen Autostopmanier, habe einsteigen und vor Chavoire wieder aussteigen lassen, irgendwie, so mir nichts, dir nichts, umgebracht und ins Wasser geworfen. Doch lasse ich in der sinnlosen Affäre leicht und gerne jene Macht gewähren, die für uns noch immer alles ins Schönere und Bessere gekehrt hat. Was mich quält, weil es auf mir

lastet, geht nur dich an, und was mich mit Unruhe schlägt, gilt dir allein, getroffene Frau.

Nicht zum ersten Male habe ich die grenzenlose Einsamkeit des Karzers zu ertragen. Doch nicht zu ermessen, ich meine: in Worten nicht auszuschöpfen ist der Unterschied zwischen den Kerkerleiden, welche deutsche Unterdrücker dem ledigen Patrioten verschafft hatten, und den Gefängnissorgen, die ich nun, so fern von dir und fern von dieser mittragenden, mitertragenden und alles überwindenden Zuneigung, zu erdulden habe. Ich nehme an, weil ich am eigenen Herzdurchschmerztsein es verspüre, daß auch du jetzt die Unerträglichkeit des längeren Getrenntseins empfinden mußt. Was kann ich anderes tun, als dich, noch für die Unfreiwilligkeit des Aktes, um Verzeihung zu bitten. Bin ich auch das Objekt, mit Geist und Gedächtnis, ach, mit Herz und Einnerung, an welchem sich die Tücke des Schicksals auszulassen wünscht, so bist und bleibst du doch die Hauptbetroffene, weil aufs Herz Geschlagene in einer Tragödie, deren Entwirrung in der Komödie noch nicht abzusehen ist. Ich bin gefesselt, und du blutest. Und also blute ich wieder an der Tatsache, daß ich dir Wunden schlug, wo ich dich, mit sämtlichen Mitteln der Rückzuneigung, zu streicheln begehrte.

Werde ich, so frage ich mich jetzt vor dir, nicht dreifach gestraft für das Geschehnis, in welchem ich mehr Agens als Agitator gewesen bin und sein werde bis ans Ende, da ich die vielfältigen Kleinwunder dieser Nähe stunden-, tage- und vielleicht wochenlang entbehren muß? Was kann in der Welt ich eigentlich noch sein ohne deine kraftspendende Präsenz? Schon lebe ich mehr durch dich als durch irgendeine Gewalt aus mir und außer mir. Mein mag das Blut sein, das mir durch die Venen geht, allein du bist in diesem Blute die Wärme, welche mich erhält, indem sie mich fruchtbar macht und tätig. Jede Tat, an der ich meinen tieferen Wert ermesse, ist, von dir gewollt, durch mich weniger als durch dich geschehen. Dir gilt sie immerdar, denn ihres Wirkens Ziel kann nur durch das Höherheben deiner unabschätzbaren Persönlichkeit sein.

Lächele nicht, wenn du diese Worte zur Kenntnis nimmst. Sie sagen allesamt nur mein Langen nach der letzten Ursache meines Weiterlebens aus. Ja, sie wiederholen, in wechselnden Formeln, nur

den gleichen Innenschrei: daß ich Heimweh habe nach dir und nach deinem Sosein-wie-du-bist; daß ich, nachdem meine Sinne pausenlos der Zukunft die Pforten der Offenbarung hatten aufreißen wollen, um hinter ihnen die Neubeglücktheit deines kommenden Daseins zu entdecken, allmählich niedersinke auf die Untergründe der Erinnerung und dort mich ergötze an den verdämmernden Bildern unseres gestrigen und vorgestrigen Zusammenseins. Wie hast du damals ausgesehen, als dieses sich ereignete? Wie hast du reagiert, als ich jenes zu unternehmen wagte? Klang dein Lachen nicht freudenährend und freudewiedergebärend durch den Raum, der allein sich dir erschließen durfte? Ging nicht deine Rede wie ein tongewordenes Heimeln über alle meine Empfindungsflächen hinweg? Und beugte sich dein Gesicht nicht mir in einer lichtgewordenen Offenheit entgegen, während das Feinste und das Geklärteste aus mir in den unauslotbaren Doppelborn deiner Augen sich zu ergießen strebte?

Das alles suche ich nun in der Helle des Tages wie im Dunkel der Nacht und freue mich, noch in der Not der Trennung, sobald mir gelang, der Vergangenheit die schönsten Bilder zu entreißen, um sie mit den sieben Farben meiner Sehnsucht und meiner Wünsche in die Gegenwart zu malen. Und es hilft mir viel, Marianne, daß ich dich so nahe weiß; du magst es nicht erfassen, allein ich glaube dich hinter den Gefängnismauern erhaschen zu können. Das macht mir die Dinge leichter, weil es mir erlaubt, die geistige und die seelische Entfernung zwischen uns durch den Hinweis auf die körperliche Nähe zu narren. Aus diesem Grunde bitte ich dich, zu bleiben, wo du bist, und in Ruhe und Geduld – ach, welch ein Rat, den ich selber nicht zu befolgen weiß! – den Ausgang des mörderischen Quiproquos abzuwarten. Mut hast du, und Liebe, die du brauchst, ist dir zugesichert. Soll ich noch vom Glauben an mich selber reden? Nein, in diesem Falle, ja, in diesem Falle kann nur Zuneigung das letzte Wort sprechen. Sie urteilt und sie richtet gerecht.

Der äußere Halt, an dem meine Normalexistenz zum Stillstande gekommen ist, bewirkt allgemach, im Anstieg der Peinlichkeit, durch die sich meine Nutzlosigkeit vor mir selber eingestehen möchte, daß auch mein verborgenstes Leben fast unmerklich zu Dammbrüchen kommt, welche unverhofft ein Zurückfluten der angestauten Ereig-

nisse mitsamt ihren Folgen in Gefühlen und Gedanken hervorrufen. Mit einem Male sehe ich mich geradezu aus den Tiefstregionen meines Gesternseins in ein Vorgestern hinübersteigen, um dort eine Tätigkeit zu erneuern, welche ich für immer vergessen, weil mit den Jugendkleidern endgültig abgelegt wähnte: es fängt in mir sich rhythmisch zu bewegen und reimsüchtig auf mich einzureden an:

Ich bin am Kerkersaum
nur Aus-mir-gehn,
nur aller Stillen Überwehn
in Zeit und Raum.
Was greifbar war, verfällt.
Das Schweigen spricht
in Lauten einer Hinterwelt, –
du hörst sie nicht.
Ur-unton schwingt vorbei
und nimmt mich mit
in jedem stummen Sehnsuchtsschrei,
den ich verlitt.
Des Leides letzte Lust,
dir nah zu sein,
holt zaubersam, uns unbewußt,
dich in mich ein.
Was noch gehalten ist,
wird rucklos frei.
Ich brenne, da du Feuer bist,
die Not entzwei.
Wir strömen licht und leicht
dem Jubel zu.
Alleinsein dem All-eins-sein gleicht:
Du-Ich, Ich-Du!

Das, liebe Marianne, sei für dieses Mal meine Umarmung. Jean."

Nach dem gedämpften Vorlesen lege ich den Brief auf dem Gartentisch nieder und blicke die beiden Frauen an. Vy hat Mariannes Hand erfaßt und schaut der Jüngeren in die Augen, welche wieder feucht im Strahle der Nachmittagssonne funkeln. Vy kann nicht länger verhalten, was ihr Herz zu bedrücken scheint, und so gibt sie

sich einen energischen Ruck, räuspert sich – wie gut kenne ich die Bedeutung des Tones und die Triebkraft der Bewegung! – und ruft mir zu, als wolle sie meine gegenteilige Ansicht zerschmettern:

„Ein Mann, der sowas zu schreiben vermag, ist unschuldig. Ich sage dir, daß du irrst, wenn du annimmst, er habe das geringste mit dem Verschwinden dieser Dame zu tun."

Ich komme einem weiteren Erguß meiner Herzdame zuvor, indem ich ohne jede Tonbeschwerung sage:

„Ich habe niemals etwas anderes als eine absolute Unschuld anzunehmen gewagt. Marianne kennt ihren Mann, ich kenne ihn, und du kennst ihn. Leider sind wir drei nicht die Leute, auf deren Überzeugung es ankommen wird. Die französische Justiz weiß nicht, was wir zu wissen glauben. Ihr muß mit Beweisen zugesetzt werden. Diese zu erbringen, ist jetzt meine Aufgabe."

Marianne erfaßt meine Rechte, drückt sie, nach ihrer weichen Weise, und bemerkt nur:

„Ich danke Ihnen. Nun wird er gleich wieder frei sein."

Diese Sicherheit in der Annahme will mich beunruhigen. Darum setze ich ihr sofort einen Dämpfer auf:

„Des Rätsels Lösung wird bestimmt nicht einfach sein. Ja, ohne Scham gestehe ich, daß ich keinen Faden sehe, an dem ich ziehen dürfte."

Vy jedoch schiebt mit einer raschen Handbewegung meine Besorgnis ab und gibt dem Denken einen anderen Anhaltspunkt:

„Nach Ihrer Darstellung hat man den Körper der Ermordeten nirgends entdecken können. Wo aber keine Leiche greifbar ist, da kann auch keine Verurteilung erfolgen. Jean ist so lange nicht in Gefahr, als man diese Gabrielle d'Estrées vermißt. Atmen wir auf, denn die Lage ist weniger erschreckend, als wir anzunehmen gesonnen waren."

Auch dieser Leichtsinn im Räsonieren verdient die Belastung eines Verweises. Darum erkläre ich:

„Immerhin ist Jean verhaftet worden. Die Zahl der Indizien scheint also überzeugend zu sein. Was mich besonders unangenehm

berührt, ist die Präsenz von Blutspuren im Wagen. Über diesen Punkt möchte ich seine Erklärung hören. Ich werde sofort hinüberfahren."

Vy und Marianne möchten selbstverständlich mit. Es kostet mich einige rednerische Anstrengungen, um sie zum Dableiben, mit allen Annehmlichkeiten des Ausruhens oder des Spazierengehens, zu bewegen.

* * *

Die französischen Behörden erweisen sich, nachdem ich meine Berufsdokumente vorgelegt habe, von einer bemerkenswerten Freundlichkeit, obschon sie über den letzten Stand der Dinge ein Stillschweigen bewahren, das mir nicht gefallen will. Mein Angebot, für die Freilassung des Gefangenen eine angemessene Kautionssumme zu hinterlegen, wird durch den Hinweis auf unser Ausländertum verworfen. Für die Aussprache mit dem Häftling werden mir dreißig Minuten zubemessen.

Jean Lux ist selbstverständlich auf das höchste überrascht, als er mir gegenübertritt. Seine erste Frage bringt mich dann zum Staunen:

„Wie hat Marianne Sie so rasch zu stellen vermocht? Ich ahnte, daß sie alles unternehmen würde, um Sie für meinen Fall zu gewinnen. Was halten Sie von meiner Lage?"

Ich versuche gar nicht, die Dinge zu beschönigen, im Gegenteil:

„Sie sitzen in einer hübschen Rattenfalle und dürfen von Glück sagen, wenn Ihnen bei der kleinsten Bewegung die Schlagtüre nicht das Haupt zerschmettert."

Das Wort reißt ihm den Kopf empor:

„Wieso? Die Anklage ich doch gar zu lächerlich."

„Vergessen Sie nicht, daß eine Frau, gleich nach einer Autofahrt mit Ihnen, nicht mehr gesehen wird, während merkwürdigerweise frische Blutspuren Ihren Wagen zieren! Welchen Reim machen Sie sich auf diese Feststellungen?"

„Keinen guten", antwortet er, atmet schwerer auf und führt dann, wieder energisch werdend, die Rede weiter:

„Zu dumm dennoch, um wirklich geglaubt zu werden! Ich kann doch nichts anderes tun, als schlichthin die Wahrheit zu gestehen."

„Gewiß, gewiß! Aber welches ist Ihre Wahrheit?"

„Sie sagen das mit einem Unterton, der mich reizen dürfte, wenn ich Sie nicht kennen würde."

„Ich sage es aus dem Geiste des französischen Untersuchungsrichters, der weder Ihre Gewohnheiten noch Ihre Philosophie ausgefunden hat."

„Und was soll ich tun?"

„Erzählen Sie mir Ihre Geschichte!"

Er legt die Hände zusammen, neigt das Haupt darüber und berichtet ohne die geringste Stockung:

„Es war gegen drei Uhr nachmittags, am achtundzwanzigsten Juli, als ich mit dem Wagen La Clusaz verließ und unten, am Ausgang der Ortschaft, in der schmalsten Biegung, von dieser Dame d'Estrées gestoppt wurde. Ich sage: regelrecht gestoppt, da sie die Mitte der Straße beherrschte und ich nach keiner Seite hin auszuweichen vermochte. Ich mußte, wohl oder übel, anhalten und meine sogenannte Ritterlichkeit dadurch bekunden, daß ich die Mitbewohnerin meines Hotels einsteigen ließ, um sie, die nur schwieg und schwitzte, bis nach Chavoire mitzunehmen. Dort ließ sie mich unverhofft die Fahrt abbremsen: sie wolle mich schon da verlassen, weil sie einen wichtigen Gang vorhabe; auch danke sie mir bestens für das Entgegenkommen, und abends würden wir uns beim Nachtessen wiedersehen."

„So einfach ging das vor sich?"

„So simpel war der ganze Hergang."

„Und die Blutspuren in Ihrem Wagen?"

„Mir unerklärlich."

„Sah jemand die Dame bei Ihnen einsteigen?"

„Sehr wahrscheinlich, da zu dieser Stunde die meisten Sommergäste ihre Erholungsgänge antreten."

„Gab es Zeugen ihres Ausstiegs aus dem Wagen?"

„Nicht zu sagen! Ich achtete kaum auf das, was um mich vorging, da mich das Gebaren der Mitfahrerin weidlich erzürnt hatte. Meine

Hoffnung, gesehen worden zu sein, ist sehr gering, im Gegensatz zu dem, was in La Clusaz zu geschehen pflegte, da Fräulein d'Estrées eine sehr auffallende Erscheinung für den täglich tätigen Dorfklatsch war."

Jean spricht von der Dame bereits in der Vergangenheitsform. Das Faktum trifft mich so, daß ich zurückzucke. Er bemerkt es und gesteht mit einem schmerzlichen Lächeln:

„Mir erging es genauso, als ich wahrnahm, mit welcher Bereitwilligkeit meine Gedanken den Tod des sogenannten Opfers registrierten. Man sagt mir, ja, man wiederholt mir, sie sei nicht mehr am Leben, durch meine Schuld. Wohl ist sie weder als Lebende noch als abgeschiedene Frau vorzuführen, allein ich nehme an, was man behauptet, und nenne sie nur noch nach den Gesetzen der Sprache. Meine Unschuld wird dadurch nicht geringer und meine angenommene Schuld nicht größer. Was wollen Sie für Marianne unternehmen?"

Das ist bezeichnend für den Mann, der Vieles, zumeist Unangenehmes zu gewärtigen hat, aber zuerst an die Frau denkt, welcher er in Liebe bis zum Letzten ausgeliefert ist. Ich antworte ihm, ohne seinen Gefühlen zu folgen:

„Was ich vorhabe, läßt sich hier und jetzt nicht festlegen. Alles wird von den Ergebnissen meiner Nachforschung in La Clusaz abhängen. Zu Ihrer Beruhigung will ich jedoch gestehen, daß Sie um Mariannes Heil sich keine trüben Gedanken zu machen brauchen. Vy hat sie unter ihre Fittiche genommen, und das will manches heißen. Sie selber sind mein Fall. Ich werde versuchen, Vys Beispiel an Ihnen nachzuahmen. Nur, mein Lieber, träumen Sie sich nicht in Illusionen hinauf! Die französische Polizei hat, nach der Meldung aus La Clusaz, eine rasche, energische und gründliche Arbeit geleistet. Telefon und Rundfunk haben dabei eine hervorragende Rolle gespielt. Wenn etwas feststeht, so ist es die Tatsache, daß Ihre Gabrielle d'Estrées nirgendwo in Frankreich aufzutreiben ist. Keine Spur von der Lebenden! Man sucht nun, ebenso verbissen, nach Indizien, die zu einer Toten hinleiten könnten. Und dann?"

Jean gibt meiner Stimme, nur etwas weicher und fast tonlos, Echo:

„Und dann?"

Nach einer Weile des Schweigens und des Meditierens verleiht er der Folge seines Überlegens Ausdruck:

„Wer weiß, was Er mit uns vorhat. Vielleicht haben wir Ihm nicht genug gedankt für die Unermeßlichkeit der Gabe, die Er unserm Herzen hat zukommen lassen. Ja, ich glaube, daß wir hienieden zahlen müssen für jede Unze Glück, die über das Durchschnittsgewicht hinausgeht. Einen Tropfen Freude zuerst, und dann einen Becher Leid! So scheint mir Seine ewige Gerechtigkeit zu fordern. Nun gut, mein Freund, ich bin bereit, das unsichtbar hergereichte Gefäß bis zur Neige auszutrinken, – aufdaß dann nachher wieder das Herrlichere zustande komme."

Einer solchen Philosophie, die mich brotlos zu machen vermöchte, bin ich durchaus nicht ergeben. Mir kommt es mehr auf das Andere an: Die Fäden, die der Teufel zu spinnen und zu ziehen scheint, durch ein forsches Dazwischentreten endgültig zu zerreißen, um den Kindern des Lichtes die Freiheit und den Ausgeburten der Finsternis den Kerker zukommen zu lassen, wie sie das verdienen. Ich sage es beim Abschiednehmen und versetze dadurch den Mann in einen Zustand der Froherwartung, deren äußerste Ausflüsse wieder nur Marianne und seine Zuneignung berühren.

* * *

In Talloires steigt, nach meinen Mitteilungen, die Stimmung um einige Besserungsgrade, obschon Marianne den Panzer der Bedrücktheit nicht gänzlich abzulegen vermag. Ihretwegen ist Vy zur leichtlaufenden Ablenkungsmaschine geworden. Es ist als Seltsamkeit zu vermerken, daß sie, die in normalen Verhältnissen die beste Zuhörerin verkörpert, vor der Not der Nächsten ihren gewohnten Habitus verliert und als mundfertige Unterhalterin zu glänzen versteht. Marianne kennt, dank den Vy'schen Charakterisierungen, sämtliche Hotelgäste viel besser, als ich selber es kann. Und sämtliche Winkel

des Dorfes und des Hauses sind der Landsmännin fast so vertraut wie dem eingeborenen Maître d'hôtel.

Nachdem ich mich ein Weilchen an ihren Spielereien beteiligt habe, lenke ich das Gespräch auf das zurück, was uns allen mehr am Herzen liegt als das sonderbare Gehabe etlicher Feriengrößen. Mich interessiert vor allem die abwesende Gabrielle d'Estrées und ihr früheres Auftreten unter den zeitweiligen Besuchern des Hôtel Beauregard. Marianne kann nur ihren eigenen Empfindungen das Wort geben, da sie vom eigentlichen Leben der Verschwundenen nichts Besonderes zu vermelden weiß. So erklärt sie:

„Mir ist sie, wie jedem andern Bewohner der gastlichen Stätte durch die Art und Weise ihres erzwungenen Alleinseins aufgefallen. Wiewohl sie lange vor uns Pensionärin im Hause war, hatte sie, allen Versuchen von der Gegenseite her zum Trotze, vor allem denjenigen eines Herrn Guéraches, noch keinen Anschluß gefunden. Mir war immer, wenn ich sie in der Extravaganz ihrer Kleidung mit der ganzen Fülle ihrer rötlichen Haare auftauchen sah – und zwar immer in den Augenblicken der größten Menschenansammlung in den Hallen oder an den Freihängen – als ob sie ein eigentümliches und für uns undurchsichtiges Spiel triebe, welches alle ihre Reize voll zur Geltung bringen sollte."

Vy spricht mir aus dem Herzen, als sie zu wissen begehrt, welches Alter die Dame gehabt habe und ob sie schön im landläufigen Sinne der Bezeichnung gewesen sei.

Wieder ist Mariannes Antwort sonderbar:

„Ich habe sie auf fünfunddreißig geschätzt, während Jean sie älter glaubte. Über ihre sogenannte Schönheit ließe sich manches sagen, allein ich bin, als Frau, wahrscheinlich allzu parteiisch, wenn ich gestehe, daß ich sie weniger reizend als aufreizend gefunden habe."

„Etwa so, daß die Männer jedweden Alters, wenn auch nicht errötend ihren Spuren, so doch mit Hungerblicken ihrem Vorüberschweben folgten?"

Noch einmal ist Vy die Fragerin; jedoch indem sie fragt, vermacht sie mir einen Seitenblick, der einen Unschuldigen, nichts anderes als

einen Unschuldigen trifft. Marianne legt den jäh geweckten Ungeistern einen Schleier auf, indem sie sagt:

„Nicht einmal das ist die Folge ihres Auftretens gewesen. Nein, sie kam, suchte einen Effekt, fand ihn sekundenlang und ging befriedigt ab. Anders vermag ich meinen Eindruck nicht zu fassen."

Vys Neugier ist noch nicht gesättigt:

„Und hatte sie eine große Garderobe?"

Merkwürdigerweise zögert Marianne, bevor sie eingesteht:

„Hier kann ich weder bejahen noch verneinen. Und das ist kurios: im ersten Augenblick hätte ich beinahe affirmativ geantwortet. Allein beim Überlegen fällt mir ebenso auf wie ein, daß sie bestenfalls drei, allerdings ins Auge stechende Oberkleider besaß. Das Faktum freilich, ob sie nun die Stücke trug oder nicht trug, ich meine, ob sie gelegentlich in einem mehr als leichten Sommerdreß dahinschritt, erlaubte ihr, mit sieben Möglichkeiten zu spielen. Ach, da ist es wieder, das Wort, welches mir ihre ganze Art am sichersten an-, nicht auszudeuten vermag. Ich kann nicht dagegen an. Sobald ich die Frau zu schildern unternehme, drängt es sich unweigerlich auf."

„Und das", sage ich, „ist das beste Testimonium, das sie präsentieren können. Es bringt mir das Persönchen näher, als Sie denken. Morgen wollen wir in La Clusaz die Dinge von der praktischen Seite her betrachten."

* * *

Die Morgenfahrt nach La Clusaz, im prächtigsten Sonnenschein eines außerordentlich reinen Augusttages, durch eine Folge von grandiosen Landschaften, deren Wechsel die Sinne nicht weniger zu verwirren als anzuziehen scheint, hat unleugbar die Gewalt, uns die Trauerseite des Lebens vergessen zu lassen, damit wir auf der Freudenseite uns geistig und leiblich zu erschöpfen vermögen. Vy verharrt in der absoluten Ruhe der Staunenden, welcher neuerdings die Großartigkeiten der göttlichen Kreation als eine Art Stundendonum dargereicht werden, und Marianne kommt mehr und mehr in jene Friedlichkeit des Alltags zurück, wo ihr Antlitz einen Schimmer

gewinnt, der an der Sonnigkeit der Hänge um die Bläue eines Doppelsees gemahnt. Leider wird die Helle langsam ausgelöscht, sobald wir in La Clusaz die Steigung hinanfahren, die in vielen Windungen dem hochgelegenen Hôtel Beauregard zustrebt. Ein ängstliches Dunkel macht sich in ihren Augen sichtbar, und mit einem Male sehen wir die Intensität ihrer innersten Gedanken gespiegelt in der Feuchtigkeit ihrer Augen: Ja, hier haben wir einen Teil unserer Beseligung in der Gemeinsamkeit des Erlebnisses genossen, und jetzt stehe ich allein im Zentrum einer Welt, die ihre beste Essenz verloren hat!

Ich überlasse meiner Frau die Trostlosgewordene, damit beide, auf einem Spaziergang durch die hartbesonnte Ortschaft, etliches vergessen, um manches hinzu zu gewinnen, und versuche meinerseits, im Hotel die Geschichte von der verlorengegangenen Gabrielle d'Estrées anders erzählt zu hören.

Die Geschäftsleitung ist sehr zurückhaltend, aus Vorsicht, und möchte mich durch den Hinweis abschrecken, daß hier die Polizei die Fäden führe und daß diese gewiß nicht über die Einmischung eines Außenseiters erbaut sei. Erst als ich erkläre, daß ich, zuerst im Namen und im Auftrag eines befreundeten Landsmannes handele und daß ich, sodann, schon Fühlung mit den französischen Behörden aufgenommen habe, ohne von diesen mit Mißtrauen empfangen worden zu sein, wird man meinem Begehren zugänglicher und verweist mich an den Empfangschef.

Der Empfangschef hat nicht die geringste Hemmung, mir den Zugangsschein der Klientin auszuhändigen, von dem ich erfahre, daß die Zugereiste am einundzwanzigsten September neunzehnhundertvierundvierzig in Paris geboren, ohne Beruf, Französin und in der Landeshauptstadt – ohne Angabe der Adresse – wohnhaft sei. Die meisten Fragen der Karteikarte sind nicht beantwortet worden. Die Unterschrift verrät eine Weichlichkeit besonderer Art: der Name ist unleserlich in seiner zweiten Hälfte, während das „d'E" ohne weiteres ins Auge sticht. Frappierend wirkt die bündige Lokalangabe: Paris! Paris ist groß, und ohne nähere Bestimmungen wird eine Gabrielle d'Estrées dort nicht aufgespürt werden können. Sollte kein

Reisepaß vorgelegt worden sein? Der Empfangschef wehrt mit beiden Händen ab und klärt mich auf:

„Aber nein, mein Herr! Wir achten die Freiheit der Bürger und rechnen mit der Ehrlichkeit unserer Gäste."

„Natürlich, selbstverständlich! Leider wird Ihre höflichste Spekulation das Unterlassen notwendiger Meldungen für die Registratur nicht wiedergutmachen. Wie soll man in Paris, auf Grund dieses Scheines, nach einer Gabrielle d'Estrées forschen können?"

„Oh, mein Herr, das hat die Polizei auf ihre Weise getan."

„Mit einem vollständig negativen Ergebnis?"

„Leider ja! Eine Gabrielle d'Estrées hat nirgends aufgestöbert werden können."

„Das habe ich erwartet. Ist die Verschwundene Ihnen persönlich bekannt gewesen?"

„Sehr gut sogar! Sie ignorieren gewiß nicht, daß wir den Kontakt mit unseren bevorzugten Gästen besonders pflegen."

„Also ist sie eine bevorzugte Klientin gewesen?"

„Ich bitte Sie! Eine solche Dame! Während den vier Monaten Ihres Hierseins hat sie stets ihre Klasse zu wahren gewußt."

„Und welches war ihre Klasse?"

„Ja, das zu sagen, ist nicht leicht. Doch glaube ich nicht fehl in der Annahme zu gehen, daß sie eine gute Vertreterin des höheren Bürgerstandes gewesen ist. Dieses Selbstbewußtsein! Diese Eleganz! Diese Distanz zu den gewöhnlichen Reisenden! Dieser Schick in der Kleidung! Und dann diese Sicherheit in der Auswahl aller besseren Dinge!"

„Haben Sie je eine Aussprache mit ihr über ihre persönlichen Verhältnisse gehabt?"

„Das zu unternehmen, hätte ich niemals gewagt. Wenn Sie meine Ansicht hören wollen, mein Herr, so möchte ich sagen, daß ihr an der Wahrung eines halben Inkognitos sehr gelegen war."

„Wann fiel Ihnen zuerst auf, daß sie fehlte?"

„Ja, da fragen Sie wohl am besten den Maître d'hôtel, der sie in der Regel bedient hat. Warten Sie, ich werde ihn rufen lassen."

Doch an seiner Stelle tritt ein Kellner an, ein kleiner, sehr bescheidener junger Mann, in dessen Wesen eine Scheu noch immer gegen die natürliche Geweckтheit des Dorfpfiffikus ankämpft. So ist er von einer linkischen Freundlichkeit, nur geht, bei meiner ersten Frage nach der Verschwundenen, ein kurzes Aufleuchten über sein Gesicht hin, bevor er Antwort gibt:

„Eine wirklich großartige Frau ist sie gewesen, vielleicht etwas zurückhaltend, aber dennoch zuvorkommend, besonnen und allen guten und schönen Dingen ungemein zugetan."

„Von ihrer Herkunft, wissen Sie nichts?"

„Nicht das geringste, da wir niemals über private Angelegenheiten redeten. Meistens war ihr Hündchen das Hauptgesprächsthema."

„Ach, ein Hündchen hatte sie ja auch! Wo ist das Tier nun?"

„Seit dem Verschwinden seiner Herrin wird es vom Zimmermädchen betreut."

„Wann nahmen Sie dieses Verschwinden wahr?"

„Gleich am Abend. Wissen Sie, vor ihrer Fahrt nach Annecy hatte sie mir aufgetragen, ihr zum Abendessen ein Lieblingsgericht zubereiten zu lassen, obschon das eigentliche Menü für Pensionäre das nicht vorsah. Nachdem wir es zweimal aufgewärmt hatten, und sie noch immer nicht erschienen war, meldete ich der Direktion die Geschichte."

„Und was geschah dann?"

„Oh, der Direktor maß der Sache keine Bedeutung bei. Kommt sie heute nicht, so wird sie morgen wieder auftauchen, sagte er. Doch sie erschien auch anderntags nicht, so daß ein wenig Unruhe aufkam, vor allem durch das Zimmermädchen, das den Hund zu hüten hatte."

Meine weiteren Umfragen beim Hauspersonal ergeben dann dieses: Gabrielle d'Estrées sei eine blendende Erscheinung, eine eigenartige Dame, eine herrliche Frau, eine etwas merkwürdige Gestalt und eine vorzügliche Pensionärin gewesen; sie habe jede

Gesellschaft gemieden und sich immer huldvoll den Bedienern und den Bedienerinnen gegenüber gezeigt; einzig Herr Guéraches, der total in sie vernarrt gewesen sei, habe dann und wann, als Zeichen ihrer höchsten Anerkennung, ein kurzes Lächeln oder auch wohl die Erlaubnis erhalten, sie auf ihren Wanderungen zu begleiten; der Piccolo weiß zu verraten, daß sie immer jene Ruhelagen auserkoren habe, welche ihr erlaubt hätten, den Gesprächen anderer zuzuhören. Nur beim Hauptpförtner ist der Erfolg meiner Bemühungen einigermaßen lohnend.

„Ja", sagt er, „ich habe sie ankommen sehen. Zuvor freilich hatte ich per Telefon Kontakt mit ihr. Ein Anruf war von Annecy gekommen, und eine fein akzentuierende Frau hatte wissen wollen, ob wir noch über ein freies Zimmer mit Bad und mit behaglichem Komfort verfügten und ob das Mitbringen eines Hundes im Hotel geduldet würde. Nachdem ich beide Fragen bejaht hatte, war die Erwiderung gekommen, hübsch in Dank gehüllt, ich sollte auf den Namen Gabrielle d'Estrées reservieren, sie käme im Taxiwagen, schlimmstenfalls nach einer Stunde, an. Dann aber fuhr sie nach einer halben Stunde bereits vor, wurde von mir empfangen, und ich muß gestehen, daß sie sehr effektvoll mit ihren vier Koffern und ihrem Schoßhündchen aufzutreten verstand. Wie eine Baronesse oder etwas Ähnliches! Mit kritischen Augen musterte sie das Zimmer, verlangte einige Umstellungen und gab sich dann schließlich mit der Anordnung des Raumes zufrieden. Ihre Anforderungen an Küche, Kellner und Zimmerdienst waren zwar streng, erstreckten sich aber niemals bis zur Anmaßung."

„Fiel Ihnen nichts Besonderes im Gehaben der Dame auf?"

„Nicht daß ich wüßte. Es sei denn . . ."

„Ja!"

„Es sei denn, Sie erblickten etwas Besonderes in der Tatsache, daß sie mit Vorliebe Klassiker las. Genau erinnere ich mich an die gesammelten Werke Molières."

Das Zimmermädchen hat eine wachsweiche Natur. Ihre Stimme bebt vor Rührung ebenso wie vor Erregung, als sie, nach der Präsentation des braunen Jungdackels, zu erzählen anhebt:

„Das arme Tierchen! Es hat es ja gewiß nicht schlecht bei mir, allein es muß sich in Sehnsucht nach der Herrin geradezu verzehren. Ich werde gegen sechs Uhr zurück sein, sagte sie mir, bevor sie wegging, bringen Sie mir das liebe Kerlchen bis ans Dorfende entgegen. Und das tat ich denn auch, mein Herr, und eine Stunde lang warteten wir, gingen her und gingen hin, bis die Dienstzeit mich ins Hotel zurückrief. Und dann kam sie nicht, und ich höre nun, sie sei von einem Mitgaste ermordet worden."

„Das steht noch gar nicht fest. Aber sagen Sie mir: waren Sie dabei, als die Dame abzog? Ich meine, draußen, vor dem Hotel? Gab Sie Ihnen keine Erklärung? Fiel Ihnen nichts auf bei ihrem Abgang?"

„Natürlich! Mit dem Hündchen begleitete ich sie bis zur Straße. Und dort fragte ich sie, auf welche Weise sie denn zu dieser Stunde nach Annecy zu kommen gedächte. Und da lachte sie und sagte: Oh, irgendeinen Dummen werde ich schon dazu bringen, daß er mich im Wagen mitnimmt. Und mir fiel auf, daß sie, die sonst am Tage nur die kleine feine Handtasche trug, jetzt die große schwere mit sich schleppte."

„Sie selber sahen nicht, wie jene das Auto des Luxemburgers anhielt?"

„Nein, ich nicht! Herr Guéraches verriet mir aber, als er von seinem Erholgang zurückkehrte, er habe unten, vor dem Dorfe, neben der schmalen Straßenbiegung im Wäldchen gesessen und sei dadurch Zeuge des Hergangs geworden: in der Fülle ihrer Schönheit habe Gabrielle d'Estrées sich in die Straßenmitte gestellt, bezaubernd gelächelt, beide Hände hochgehoben, mit der Tasche in der Rechten und dem Sonnenschirme in der Linken, und dem Fremdem etwas zugerufen. Und als dann, vom Direktor gebeten, die Polizei kam, habe ich Herrn Guéraches als Zeugen bezeichnet. Und Herr Guéraches hat noch andere Leute namhaft machen können, so daß dem Ausländer zu leugnen unmöglich gewesen ist."

Von der Direktion erbete ich mir die Erlaubnis, das Zimmer in Augenschein nehmen zu dürfen, das Gabrielle d'Estrées über hundert Tage lang bewohnt hat. Der Direktor bedauert und ist verlegen:

„Sie werden verstehen", sagt er, „daß wir im Herzen der Saison kein Zimmer leer stehen lassen. Schon am dritten Tage, nach ihrem

Verschwinden, haben wir ihre Sachen beiseite schaffen müssen, um den Raum einem neuen Gaste zur Verfügung zu stellen. Doch wenn Sie ihre Effekten sehen möchten . . ."

Ich möchte wohl, und er läßt mich in einen Abstellraum geleiten, wo ich vier leere Koffer, nicht allzu kostspielig in der Herstellung, und eine breite Kollektion Kleider, ordentlich auf Bügeln aufgehängt, nach Augenlust betrachten darf. Zweierlei macht mich über dem Bewundern stutzig: der vollständige Mangel an Unterkleidern, bei einer handgreiflichen Überfülle an Obergewändern, und der besondere Schnitt der farbig auffallenden Garnitur. Ich mache das Zimmermädchen darauf aufmerksam und muß mich durch die Entgegnung belehren lassen:

„Oh, in die Sommerferien nimmt man bestenfalls ein Badekostüm mit, ohne sich viel um die Reichhaltigkeit der Unterwäsche zu kümmern. Was für die mondänen Ereignisse und für das Abenddîner zählt, das sind großartige Oberkleider. Und die sehen Sie hier. Wahrscheinlich ist Gabrielle d'Estrées nach Annecy gefahren, um sich neue Unterwäsche zu besorgen. Das schien mir aus einer ihrer Bemerkungen hervorzugehen."

Ich höre nur mit einem halben Ohre zu, denn mich beschäftigt immer noch die Extrafaktur der Garderobe, ohne daß ich die Besonderheit zu deuten wüßte. So sehr bin ich mit diesem Problem beschäftigt, daß ich der Ursache eines inneren Unbefriedigtseins, einer kleinen untergründigen Beunruhigung nicht weiter nachspüre, sondern fernerhin Modegedanken folge und die Unerklärlichkeit meiner Hinterstimmung zu den Frauen Vy und Marianne zurücktrage.

Mariannes Blick umfängt mich angstvoll. Ich kann nur den Kopf schütteln und sagen:

„Nein, noch nicht! Und dennoch peinigt mich ein Gefühl, das ich weder zu greifen noch zu begreifen vermag. Für eine Viertelstunde müßte ich mit mir allein sein, um die Spürungen sich auslaufen zu lassen, damit ich klarer sehen könnte. Entschuldigt mich, wenn ich auf den Col des Aravis hinauffahre und dort mich sammele!"

Vy hat sofort ihren Blick, der Frage, Klage, Vorwurf und Neugier zugleich ist; ohne der Stimme Überlaut zu geben, sagt sie:

„Nichts da, mein Kleiner! Die Gegend ist zu gefährlich für alleinreisende Ehemänner, als daß ich dich schutzlos ziehen lassen dürfte. Wie leicht könntest auch du einer Anhalterin auf die hübsche Gestalt und also auf den Leim gehen!"

Gegen ihre Begleitung habe ich nicht das geringste einzuwenden und erwidere ungetroffen: „Wenn ihr miteinzusteigen wünschet, bitte sehr! So wird keine andere Dame mehr den Mut haben, meine vortreffliche Gesellschaft zu suchen."

Einzigartig ist die Wirkung der Landschaft hinter dem Col des Aravis. Im jenseitigen Hang, zu Flumet hin, halten wir an, stellen den Wagen im Schatten der Hecke ab und lassen uns auf einer Kleinwiese nieder, neben der gewundenen Straße, und blicken zur gehügelten und tausendfach gewinkelten Welt hinunter. Wie unaussprechlich erhaben wäre dieser Raum ohne die lärmende Gegenwart des Menschen! Pausenlos heulen die Motoren auf, unaufhaltsam folgen sich die Touristenwagen in beiden Richtungen, und ohne Unterlaß wird das, was eine grandiose Einladung an das Schweigen der Dinge und der Geschöpfe ist, von den raum- und weitensüchtigen Ferienfahrern gestört.

Ich schließe mich willentlich gegen die Geräusche ab, um mit den andern Sinnen einzutauchen in die Vielfältigkeit dessen, was da steht und lockt, was da ist und gefällt, was da fällt und anzieht. Wohl ist auf dem Col de la Forclaz der Ausblick auf die majestätische Länge des Lac d'Annecy von einer unsagbareren Gewalt, da die Tiefe durch die Bläue des Untergrundes so sehr betont und zugleich auch wieder so abgeschlossen wird, daß der Mensch auf der Höhe sich vor die Unermeßlichkeit eines einzelnen Juwels hingestellt fühlt, dessen azurnen Stein er in Millionen Fazetten aufleuchten sieht, während die Rundungen der Berge nichts anderes darstellen als die grauweißgrüne Fassung, die das Ebene als lebendige Planheit nur halten und nicht lassen kann. Hier aber, viele Meilen vom Wasser entfernt, hat die Natur der Tiefe eine seltsame Steigerung vermittelt. Das, was nach unten weist, weil es irgendeinem Grunde zuzusinken scheint, hat hundert Stufungen und mehr. Wo der Blick, nach unten fallend,

plötzlich ausruhen möchte, stellt er, kaum verweilend, fest, daß die Tiefe noch eine Folgetiefe hat, daß er weiter fallen darf, bis zum nächsten Scheingrunde, von wo er, in einer berauschenden Fallsucht, den Absprung zum ferneren Scheingrunde wagen darf. Allein er wagt dann unverhofft das Gegenteil, indem er, mehr der Laune als dem Willen des Geschöpfes untertan, ruckhaft nach oben steigt, einen Gipfel erklimmt, sich eine Weile an dem Himmelsdurchbohrer festhält und dann neuerdings, auf den Flügeln, scheint es, eines unbeschreiblich stillen Jauchzers nach unten stürzen läßt. Das Spiel ist keineswegs damit zu Ende, niemals geht auf diese Weise das Spiel zu Ende, da an tausend Halten und an tausend Hügeln sich die tollste Augenschaulust auszutoben wünscht.

Tatsächlich steigt und fällt etwas in mir, gleich den Blicken, welche ihr Vergnügen haben, und möchte sich irgendwo ein Refugium erobern, wo es als Idee, in der Glorie der Wissenheit, gleich dem Blick im Glanze der Sonne, ausruhen und sich erholen dürfte. Allein es fällt und steigt und fällt, so als atme es hinter der Klarheit dessen, was dem Gedächtnis eingegangen ist.

Nur nebenbei, fast wie von ferneher, vernehme ich die Stimme Vys, welche Marianne zuspricht:

„Freilich haben Sie das gesehen, aber Sie haben es bestimmt nicht in der gleichen Weise wie jetzt wahrgenommen. Die gewandelte Tönung Ihres Herzens zeigt es anders. In der Bedrücktheit Ihres Innern wirkt es sicherlich wie die Verstofflichung Ihres Leides. So stelle ich zum mindesten mir die Dinge vor. Ja, es ist wundersam, fast traumhaft schön. Sich dieses Genießen zu verschaffen, ach, dafür lohnt die Ausgabe von Tausenden!"

Und nach einer Weile, so als breche die unausrottbare Praktikerin durch die Poetin hindurch:

„Freilich, wenn man's billiger haben kann . . .!"

Und dann schweigt sie wieder, und es schweigt um uns, und in mir steigt und fällt etwas, steigt und fällt, und dann, ganz unvermittelt, will es ruhen, gleich dem Blicke. Und ich starre einen Gipfel an,

zehn Sekunden lang, fahre hoch und frage, denn jählings ist die Klarheit da:

„Vy, was hast du eben gesagt?"

Und ich warte ihre Antwort nicht ab, sondern wiederhole ihre Worte, ganz langsam wiederhole ich, im Denken an ihren Ausruf gefesselt, den unvollendeten Seufzer:

„Wann man's billiger haben könnte . . .!"

Mit einem Satze bin ich hoch und rufe:

„Los! Wir fahren."

Vy liebt solche Schnelligkeiten nicht.

„Nein!", sagt sie. „Jetzt, wo wir es für einmal gemütlich haben, möchte ich nicht schon wieder in den Wagen um mich nach La Clusaz zurückschaukeln zu lassen. Warum diese unerwartete Hast?"

Marianne hat mich wortlos angeschaut und ihren Sitz sogleich verlassen. Ihr brauche ich nicht länger, das fühle ich, zu erklären, was ich Vy gestehen muß:

„Ich glaube es entdeckt zu haben."

„So! Und was soll es sein?"

„Daß die Ermordete gar nicht existiert hat."

Die Verblüffung läßt die beiden Frauen für eine längere Zeit im Schweigen verharren. Während bei Marianne die leichte Röte des Antlitzes ganz langsam in ein bleiches Weiß übergeht, faßt sich Vy und packt mich bei der Grammatik.

„Kleiner", ruft sie, „sollte die Sonne nicht doch zu stark für dich gewesen sein? Mir scheint das, was du soeben ausgesprochen hast, die niedlichste contradictio in terminis zu sein, die ich kenne. Wenn einer hat ermordet werden können, so hat er wahrlich auch gelebt. Die Logik, die schlichte, unverfälschte Logik will es so."

Meine Stimmung ist dem Diskutieren abhold, darum entgegne ich, heftiger, als das Maß der Gewohnheit es verlangt:

„Liebste, laß die Haarspalterei! Ich muß mich wirklich sputen. Wenn es dein Gemüt beruhigen kann, zu hören, daß eine Gabrielle

d'Estrées für mich nicht bestanden hat, so will ich meinem Gedanken endgültig diese Fassung geben."

So leicht verzichtet Vy nicht auf das, was sie ihre Rechte nennt. Eines dieser Privilegien bewilligt ihr, so meint sie, die Wahrung des gesunden Menschenverstandes in ihrem Haushalte. Natürlich habe diese verschwundene Dame für mich nicht gelebt, da ich niemals mit ihr in Verbindung gekommen sei. Doch hundert Zeugen und noch mehr dürften in La Clusaz gegen meine Behauptung mobil gemacht werden. Was ich diesen zu bemerken hätte, erführe sie für ihr Leben gern.

Inzwischen habe ich den Motor anlaufen lassen und der erbebenden Marianne in den Wagen geholfen. Vor meiner Zappeligkeit streckt Vy die Waffen ihres Widerstandes, steigt ein und murmelt der Nachbarin zu:

„Da sehen Sie, wie unsereins zu leben hat. Wenn die Dinge spannend werden, verwickelt sich der Herr in Widersprüche, garnt sich fest in ein quälendes – und ich meine: ein mich quälendes – Silentium ein und gesteht mir als Antwort bestenfalls ein ‚Später, meine Beste!' zu."

Tatsächlich habe ich die Replik auf der Zunge gehabt: „Morgen werde ich dir alles hübsch der Reihe nach darlegen", verhalte, vor ihrer ironischen Bemerkung, das Wort und fahre zum Hôtel Beauregard zurück. Von dort aus habe ich ein längeres Ferngespräch mit der Polizei von Annecy, das zur Folge hat, daß ich, mich vollständig in Geheimnis hüllend, eine rasche Alleinfahrt nach der hübschen Seestadt unternehme.

Die Justizbehörden in Annecy reagieren vor meinen Darlegungen genauso, wie Vy es getan hat: zuerst verhalten sie, vor Staunen, jede Äußerung, sodann beginnen sie, Unhaltbarkeiten aneinander zu reihen, und schließlich erklären sie sich doch bereit, ihre Fernschreiber und Funksprecher spielen zu lassen und dem inhaftierten Jean die Freiheit zu erwirken.

* * *

Auf unserer Dreißigkilometerfahrt nach La Clusaz bleibt Jean Lux ein Mann, der mit sich und seiner Freude allein sein möchte. Wo sein Glück ist, weiß ich ohne seine Mitteilung: die Jagd seiner Gedanken und der Lauf seiner Gefühle sind unserm Wagen voraus, dahin, wo Marianne noch nicht ahnt, wie bald sie die andere Seite dieses Glückes darstellen wird. Kurz vor der Ankunft allerdings legt er seine Hand auf meinen Arm und spricht sich ruhig aus, wie immer:

„Schon wieder bin ich das Geschöpf Ihrer Hingabe und also zum Danke verpflichtet. Ich bleibe ein großer Schuldner vor Ihrer Bescheidenheit, welche stets die Worte der Erkenntlichkeit abzuweisen pflegt. Wir werden uns gemeinsam, Marianne und ich, für Ihre Güte zu rächen haben. Mehr möchte ich, für den Augenblick, nicht verheißen. Doch wenn Sie mir eine Antwort erteilen wollten, so dürfte ich ruhiger vor Marianne hintreten: Was steckt eigentlich hinter dieser peinlichen Angelegenheit.

Da ich nicht gesonnen bin, des Rätsels simple Lösung zweimal vorzutragen, fordere ich ihn auf, sich vorderhand zu gedulden und gleich mir die immer wechselnde Aussicht auf die Herrlichkeiten der Bergeswelt mit den Sinnen des Körpers wie mit den Fühlern des Geistes zu genießen. Eine lange Weile schweigt er wieder, ganz in sich eingekehrt, wenn auch mit einem eigenartigen Schimmer der Zufriedenheit und einer anscheinend absoluten Wunschlosigkeit auf dem Gesichte, dann aber läßt ihn das Erlebnis der zurückgewonnenen Freiheit nicht länger reg- und wortlos bleiben.

„Sie haben nicht unrecht", sagt er, „wenn Sie meine Aufmerksamkeit erneut auf die unausschöpfbaren Schönheiten dieser Landschaft hinlenken und sich vom Resultate Ihrer Aufforderung einen besonderen Erfolg, sowohl für sich wie auch für mich, erwarten. In den Tagen meines Eingekerkertseins bin ich so sehr in mich selber eingezogen, daß ich die Ausmaße der gesamten Existenz nur auf mein eigenes Erleiden und auf mein persönliches Erdulden im Gedulden zurückzuführen vermochte. Manchmal war mir ungewiß, ob das Dasein erschreckend klein oder ob meine Natur übermäßig gewachsen sei. Es war nicht leicht, ich darf es nun behaupten, da ich, fast schmerzend, es verspüre, die Wirklichkeit von der Unwirklichkeit zu unterscheiden und Dinge, die um mich geschahen, sofern sie nicht mit mir

vorgenommen wurden, in den allgemeinen Gang des Lebens hineingestellt zu wissen. Entweder waren sie kalt und nüchtern in der Farblosigkeit ihres Aufkommens oder sie quälten mehrfach durch die Grellheit des Vorübergehens. Jetzt aber tritt der Wandel ein. Je höher die Berge um mich emporsteigen, um so entschwerter fühle ich mich, da ununterbrochen die Bilder der vergangenen Tage von mir abfallen. Was sich in meiner Persönlichkeit allmählich zugeschlossen hatte, geht mit einem Male wieder auf, und das Licht fließt, mit Güte wie mit Wohligkeit beschwert, in meine Innenräume hinab. Nein, Sie werden wohl kaum begreifen, wie mir dabei zumute ist. Allein ich glaube, daß ich, als ein Wiederauferstandener, all dem entgegen wandere, was leuchtend und erleichternd ist. Leuchtend und erleichternd! Ja, das ist, was Marianne mir verkörpert. Leuchtend und erleichternd!"

Der Schimmer auf seinem Angesichte wird intensiver, dieweil er sich zurücklehnt und mit florig werdenden Augen die vorüberfliegenden Höhen und Täler betrachtet. Ich hüte mich wohl, seine Stille zu stören. Mir ist klar, was seine Gedanken umkreisen und wen seine Gefühle heimlich angehen. Meine eigene Phantasie hat Vorstellungen, auf deren Erfüllung ich gespannt bin.

Sie erfüllen sich leider nicht. In La Clusaz, wo das Auftauchen eines von der Dorfjustiz schon längst verurteilten Jean Lux die Gemüter erregt, sind Vy und Marianne nicht aufzutreiben. Der Portier des Hotels glaubt sich zu erinnern, daß sie eine Stunde zuvor zu einem Schlendergange aufgebrochen seien, nur kennt er weder die Richtung, welche sie gewählt haben, noch die Zeit ihrer Heimkehr.

Jean Lux bemüht sich nicht im geringsten, seine Enttäuschung zu verbergen. Mehrmals durchschreitet er die Empfangshalle, hastig und wortlos, hält mit einem Male vor mir an und wird, bevor er sich zu äußern vermag, von einem sichtbarlich erbosten Henri Guéraches, der mit allen Anzeichen der Überraschung aus dem Lesezimmer stürmt, in der Form einer Höchsterregung mit Worten und mit Gesten angefallen:

„Sie Mörder! Sie Landru! Wie dürfen Sie sich erkühnen, noch einmal in diesem Hause aufzutauchen, wo Sie Ihre Schandtat vorbereitet und aus dem Sie die beste und schönste aller Frauen

fortgelockt haben? Mit Hunden müßte man Sie hinweghetzen. Doch nein, man müßte Sie vor ein Tribunal der Gäste zitieren, um Ihnen zukommen zu lassen, was Ihnen gebührt, da die staatliche Behörde sich offenbar von Ihnen hat betrügen lassen."

Seine überangestrengte Stimme überschlägt sich und versagt für etliche Sekunden. Dann aber nähert sich der Wütende dem in der Stimmung und in den Empfindungen undurchsichtig gewordenen Jean Lux und schreit:

„Wo haben Sie sie hingebracht? Sagen Sie mir endlich, wo ich Gabrielle d'Estrées wiederfinden kann, selbst wenn es sich nur um ihre Leiche handeln sollte!"

Diese unerwartete Manifestation eines forcierten Hasses, dessen Ursprung er nicht begreifen kann, ist für Jean Lux von einer so erschlagenden Gewalt, daß er vor dem Schreier zurückweicht und mich schweigebittend, wenn auch mit einer verblüffend sprechenden Miene anblickt. Ich darf mich diesem stummen Flehen nicht verschließen. So dränge ich Henri Guéraches, dessen Augen wahrhaftig feucht geworden sind, von uns ab und rufe:

„Seien Sie ruhig, Mann! Sie werden Ihr Idol schon wiedersehen. Ob Sie freilich dann die gleiche Begeisterung für sie aufbringen werden, möchte ich schon jetzt bezweifeln."

Meine Aussage hat eine Folge, welche überrascht. Er fährt zurück, hebt mir beide Fäuste entgegen, scheint dann zu erstarren, da die Hände, laß werdend, niedersinken, und fragt mit einer vollständig gewandelten Stimme, in der sowohl Furcht wie Ungläubigkeit, Verwunderung wie Zorn sich ausdrücken möchten:

„Was wollen Sie damit sagen? Behaupten Sie etwa, die Dame sei noch am Leben, so daß dieser Mann unschuldig abgeführt worden sei? Unglaublich, mein Herr! Hier drinnen fühle ich einen Schmerz, noch in der Leere, die er schafft, und weiß, daß sie endgültig von mir abgetrieben worden ist."

„Das dürfte stimmen", sage ich, wende mich ab und folge dem hinausschreitenden Jean Lux, „denn die Gabrielle d'Estrées, welche Sie wiedersehen werden, wird wohl kaum etwas mit der Dame gemeinsam haben, die Sie von ganzem Herzen zu verehren scheinen."

Im Hang, der hinter dem Hotel den nächsten Bergeshöhen entgegenstrebt, hole ich den ganz verwirrten Landsmann wieder ein und schreite neben ihm, im selben Rhythmus, wenn auch im Geiste andern Dingen erschlossen, einem Ziele zu, das wir nicht kennen. Ich versuche nicht, den Mann von seinen Grübeleien aufzuscheuchen, obschon ich bereits in der Vorstellung dessen schwelge, was uns in dieser oder in jener Wegesbiegung zustoßen könnte. Und so wandern wir Minuten lang, gesenkten Hauptes er, erhobenen Kopfes ich; Geleite gibt uns ein vollkommenes Schweigen, bis in einer Kurve des Feldpfades in und um uns jäh die Umstände ändern.

Ein kurzer Frauenschrei zerreißt die Stille und reißt zugleich das Haupt meines Nebenmannes empor. Jean Lux steht, ich halte an wie er, und vor uns wollen zwei Frauen das Gleiche tun. Vy und Marianne erholen sich, wenn auch momentlang von der Überraschung festgerammt, zuerst und kommen auf uns zugerannt. Noch ehe sie mit uns zusammenstoßen, geht ein leichtes Erschüttern durch Jeans Körper. Jean fängt zu gehen an, er hält erneut den Fuß, macht noch einmal drei Schritte und fängt sodann die stille Wucht, die auf ihn einstürmt, mit beiden Armen auf. Vy und ich bleiben bewegte Zuschauer vor einem Ereignis, dessen Einzelheiten sich kaum nach außenhin zu verraten wissen. Sekundenlang betrachten wir die Freunde, die sich wiedergefunden haben, erleben noch die Intensität der Umarmung mit, deren sichtbare Zeichen sich in Streichelgesten erschöpfen, und wandern dann zu zweit, da Vy sich nachdrücklich, durch einen Handschubs in meine Seite, für eine Trennung entschieden hat, auf einem kurzen Umwege ins Hôtel Beauregard zurück.

Vy leidet allerdings, lächelnden Gesichtes, unter Vorstellungen, mit denen sie allein nicht fertig werden kann. So hängt sie sich bei mir ein, drückt sich näher an mich heran und gesteht:

„Natürlich wäre es schön, wenn wir Dauerzeugen dieser Neubegegnung hätten bleiben dürfen. Das Herrlichste muß uns stets entgehen, weil wir immerfort als gesittete Europäer aufzufallen wünschen. Warum eigentlich diese Flucht vor einem Glück, das wir selber erzeugt haben? Dank begehren wir ja keineswegs, also dürfte man uns nicht verübeln, wenn wir einen Teil unseres Lohnes in der

stillen Betrachtung dessen suchten, was wir durch unsere Bemühungen hervorgerufen haben."

Nun fühlt sich der eigentliche Macher des Geschehens in seiner Manneswürde so verletzt, daß er verbessernd eingreifen muß:

„Soviel ich weiß, reduziert sich das Wir, welches du so breitmündig aussprichst, auf jenes Unum, das du freilich allzu gerne als ein Unikum zu begrüßen pflegst."

Sofort fängt Vy zu lachen an. Es ist ein leichtes, perlendes und erfrischendes Lachen, das neunundneunzig Teile Heiterkeit mit einem Teilchen Spott zu würzen versteht. Und lachend erklärt sie:

„Oh, das Herrlein wird eitel! Es möchte nicht, daß seine bessere Hälfe sich mit Federn schmücke, die es selber irgendwo gerupft hat. Hast du schon das Sprüchlein vergessen, das uns einmal vorgetragen wurde: Was dein ist, ist auch mein! Mann und Frau sind eine Einheit, noch dort, wo sie verschiedene Beschäftigungen und getrennte Geldbrieftaschen haben. Und übrigens: Wer hat diese kuriose Geschichte an dich herangebracht? Wer hat dich angetrieben, ja, wer hat dich mit Gedanken so befruchtet, daß du die Angelegenheit in einem unglaublich raschen Tempo hast zum guten Ende bringen können? Nein, mein Kleiner! Verringere bloß nicht meine Verdienste! Allein ich bin nicht raffgierig, sondern sage: Was mein ist, ist auch dein! So darf ich mit Recht behaupten: Wir haben die Lösung gefunden und dürften schon eine Prämie beanspruchen, wenn wir nicht so überaus scheu auf deiner und so verwegen bescheiden auf meiner Seite wären. Doch der Neuglanz ihres Glückes fällt auf uns herüber und zeichnet uns dadurch aus, daß er uns größer und hübscher macht."

Unwillkürlich strecke ich den Körper, und Vy lacht sich eine weitere Lust-zu-leben an. Und indem sie es tut, hat sie unerwartet recht, da das Leuchten auf ihrem Antlitz sie tatsächlich verschönt.

Vielleicht hat das Zwiegespräch unsern Gang verlangsamt; vielleicht hat eine Innenmacht den Schritt des Ehepaares Lux beflügelt, – unverhofft hat es uns eingeholt und sofort die Verschiedenheit unserer Empfindungen auf den Nenner einer und derselben Erwartung ausgerichtet.

Vy stellt die Frage, die seit langem fällig ist:

„Nun, Freundchen, sprich: Auf welche Weise hast du das Rätsel lösen können?"

Ich möchte ihr zuvor ein klein wenig von dem heimzahlen, was sie mir hatte zukommen lassen; darum bemerke ich, scheinbar kühl bis ans Herz hinan:

„Aber, Liebling, da es doch unser gemeinsamer Triumph ist, wirst du genauso gut berichten können wie ich. Nein, du wirst es besser vermögen, weil du bekanntlich von uns beiden die vollendetere Erzählerin bist."

Solche Stößchen bringen Vy nicht aus der Fassung. Sie freut sich meines Gegenschlages und erklärt:

„Kleiner, das hast du nicht übel zurückgegeben. Nun bin ich wieder dran. Doch ehe ich beginne, möchte ich deine Deutung hören."

Inzwischen haben wir das Hotel erreicht und lassen uns im Schatten der offenen Terrasse nieder. Wohl umlauern uns die neugierigen Blicke der andern Sommergäste, allein wir schließen uns in einer Ecke gegen alles ab, was um uns vor sich geht, erfrischen uns an den aufgetragenen Getränken und lassen uns gefangennehmen von den seltsamen Umständen des Falles, den ich so beschwöre:

„Vor etlichen Augenblicken hat Vy die Befreiung des angeklagten Jean Lux einer gemeinsamen Bemühung zuschreiben wollen, ohne freilich zu ahnen, wie sehr sie damit der Wahrheit nahe gekommen ist. Wenn ich mir nicht schon längst der Tatsache bewußt gewesen wäre, daß die Erfolge meines Berufes in der Hauptsache jenen Unauffälligkeiten zu verdanken sind, auf welche fremde Menschen, Uneingeweihte und Unwissende meine Aufmerksamkeit hinlenken, so hätte dieser Fall mich wiederum belehren können, in welcher wundersamen Weise das vielgliedrige Puzzlespiel eines detektivischen Triumphes zusammengesetzt wird. Denn maßgeblich beteiligt an der Auflösung des sogenannten Geheimnisses um das Verschwinden der Gabrielle d'Estrées sind ebenso Vy und Marianne wie der Kellner und das Zimmermädchen gewesen."

Die beiden Frauen sind verblüfft, sehen sich an und lächeln sich zu, bevor Vy ihr Staunen in der Frage veräußert:

„Nun bin ich wirklich gespannt zu hören, durch welche Zutaten ich habe helfen können, den groben Knoten zu entwirren. Wann habe ich dir den Stoß in die Glückung versetzt?"

Meine Antwort darf die Spannung der Zuhörer steigern, denn ich erkläre ganz gemächlich:

„Mich traf zuerst der Klang des Namens Gabrielle d'Estrées an irgendeiner Stelle, welche Teil einer inneren Horchung ist. Leider gab ich mich nicht sogleich deinem geistigen Aufmerken hin, um durch eine Peinigung des Gedächtnisses etwas rascher herauszufinden, was mir, viel später, sozusagen nachgeworfen wurde. Als Marianne eine Beschreibung der Verschwundenen gab, wußte sie eine merkwürdige Empfindung nicht anders auszudrücken, als daß sie einen spielerischen, wenn nicht einen schauspielerischen Hang erwähnte. Hier im Hotel wurde die Gewohnheit der Dame, Bücher von Klassikern zu lesen, direkt hervorgehoben, während ein Blick in die Garderobe meine Überzeugung reifen ließ, daß Gabrielle d'Estrées wahrscheinlich mehr in der Bühnenwelt als im Touristenleben daheim war. Und sofort fand sich meine dunkle Ahnung von früher dadurch bestätigt, daß ich mich der Herkunft des Namens zu erinnern wußte."

Gleich ist Vy hellhörig geworden. Mit dem ihr eigenen Unterton in der Stimme begehrt sie zu erfahren:

„Was? Du hast sie schon gekannt? Wo hast du sie bereits gesehen? Wann bist du mit ihr zusammengetroffen?"

Ich zwinge mich, im Ernste zu verharren, und erwidere:

„Ja, begegnet bin ich ihr bei einem guten Freunde namens Henri de Lacretelle."

In den Augen meiner Frau steht ein Flimmern, als sie fragt:

„Hast du mir jemals von ihm erzählt? Kleiner, das will mir merkwürdig erscheinen. Diese Heimlichkeiten mit ihren gefährlichen Begegnungen . . .!"

Nun ist es Jean Lux, der meinem Lachen Echo gibt und in seiner sanften und behaglichen Art zu erklären unternimmt:

„Aber, gnädige Frau, Henri de Lacretelle ist doch ein bekannter französischer Dichter aus dem vorigen Jahrhundert, der nicht nur ein großer Freund Lamartines und ein überzeugter Republikaner gewesen ist, sondern neben seinen politischen Arbeiten auch bleibende literarische Denkmäler geschaffen hat."

Diese Feststellung ihrer teilweisen Unkenntnis vermag eine Vy nicht sonderlich zu treffen. Im Gegenteil, sie sagt, mit einem vorgetäuschten Seufzer der Erleichterung:

„Das gefällt mir schon besser. Pauls Freundschaften mit Toten haben immerhin den Vorteil, daß er sich weniger mit sonderbaren Lebenden einläßt. Was aber hat er nun davon gehabt?"

Ich schalte mich in die Auseinandersetzung mit der Erklärung ein:

„Mein Hobby, das die gesamte Literaturgeschichte umfaßt, hat mir zum mindesten verraten, daß die Dame, um die sich alles dreht, unter einem falschen Namen hier aufgetreten ist und, wenn ich so sagen darf, erfolgreich gewirkt hat. Du siehst, Liebling, daß sogar meine kuriosen Liebhabereien sich hin und wieder bezahlt machen können."

Vy verzichtet keineswegs auf die Erwiderung.

„Und was", sagt sie, „hat dieses Wissen dir geholfen?"

„Oh, sehr viel, wenn nicht alles", entgegne ich. „Allerdings mußtest du mir zuvor dadurch Sukkurs geben, daß du mir den Weg zur Seele dieser von Henri de Lacretelle erfundenen Gabrielle d'Estrées wiesest. Erinnerst du dich noch? Als du oben auf dem Berge erklärtest, für den Genuß dieser Schönheiten könnte man Millionen hingeben. Freilich, wenn man es billiger haben dürfte . . .! Sofort wurde mir bewußt, daß die Dame mit dem theatralischen Deckmantel, welche noch theatralischer zu verschwinden verstand, nichts mehr und nichts weniger als eine ebenso neu- wie großartige Zechprellerin sein könne. Es kam also darauf an, den eigentlichen Namen mitsamt den Umständen ihrer Reise aufzuspüren, um die Justizgewalten meiner Bitte um Befreiung des eingeschlossenen Landsmannes erbötig zu machen."

Nun schaltet sich Marianne mit dem Ausruf ein:

„Und das ist Ihnen so erstaunlich rasch gelungen, daß wir noch jetzt nicht begreifen, auf welche Weise Sie die Polizei haben überzeugen können."

Die Sache ist keine Hexerei gewesen. Verraten wird sie in dieser Form:

„Nachdem mir klar geworden war, daß ich es mit einer betrügerischen Theatreuse zu tun hatte, war mir die Eruierung der eigentlichen Persönlichkeit ziemlich leicht gemacht. Mit Hilfe der Polizei brauchte ich nur feststellen zu lassen, in welcher größeren Stadt das Schauspiel „Gabrielle d'Estrées" von Henri de Lacretelle zuletzt aufgeführt worden war. In Frage kam allenfalls das abgelaufene Jahrfünft. Das Resultat, welches in knapp einer halben Stunde vorlag, zeigte uns den Weg nach Lyon. Umfragen bei der Lyoner Stadtpolizei nach der Abreise und nach der Heimkehr einer am Theater beschäftigten Person im Alter von dreißig bis vierzig Jahren ließen, im Verlaufe einer weiteren halben Stunde, eine Dame namens Annie Destouches verhaften. Sie werden morgen Gelegenheit haben, die Schauspielerin mit den gefährlichen Einfällen von Angesicht zu Angesicht zu sehen, da die Polizei auf eine Konfrontation mit dem armen Opfer sowie mit den andern Hausgästen zu halten scheint."

Sofort ist in Vy die Neugierde erwacht.

„Du", sagt sie, „das möchte ich mir aus nächster Nähe betrachten. Bleiben wir hier oder kommen wir morgen früh von Talloires nach diesem deliziös-perniziösen Bergdorfe zurück?"

Ich bin, aus zwei Gründen, welche mich und das Ehepaar Lux betreffen, für die Nachtruhe in der Bucht von Talloires. Merkwürdigerweise widersetzt sich Vy meinem Entschlusse nicht im geringsten; sie erhebt sich und nimmt ohne weiteres Abschied von den beglückten Freunden. Allein Jean Lux wünscht noch vieles zu sagen, um die Zustände seines Innersten nach außen zu kehren. Ich aber lehne seine Dankesbekundungen ab und kann doch nicht verhindern, daß er, neben uns einherschreitend, zum wenigsten den kleinsten Ausschnitt aus seiner aufgewühlten Seelenlandschaft zu erkennen gibt:

„Sie gehen und tragen in sich die Gewißheit, daß Sie, Gutes Ihren Nächsten leistend, eine Art Wunder, nach menschlichen Maßen

gemessen, vollbracht haben. Von dem aber, was in mir geschehen ist, ahnen Sie nicht das geringste. Und doch bin ich anders, als ich zuvor mich gefühlt habe. Die etlichen Tage, welche ich in der Abgeschlossenheit einer Zelle habe ertragen müssen, sind nicht spurenlos an meinem Geiste vorübergegangen. Nun weiß ich, was es heißt: Mit sich allein sein! Die Weltlichkeiten, in ihren Hauptzügen genau so wie in ihren Beiläufigkeiten, vergessen! Ein Universum, unsagbar weit und unauslotbar tief, in sich selber entdecken! Das eigene Ich in seinen verborgensten Tälern und Schluchten durchforschen, um an jeder Stundenwende neue Herzensbreiten und besonntere Seelenhänge zu erwandern, und dann, wenn man von den gewöhnlichen Menschen und von den gemeinen Menschentaten nichts mehr zu wissen scheint, auf das einzige Wesen stoßen, welches zählt, indem man sich ganz unverhofft als ein klares Sein in Güte, als eine endlose Tätigkeit in Zuneigung und als einen Dauerfluß der Liebe wiederfindet! Das ist zugleich ein Fund und eine Offenbarung, deren Macht unzählige Male die Gewalt Ihrer Lösung übertrifft. Ja, ich verstehe nun, warum eine jahrtausendalte Tradition dem Menschen das gelegentliche Alleinsein mit sich selber empfiehlt. Nur dort, wo er in sämtlichen Fazetten der Gefühle und der Gedanken nichts anderes zu erblicken vermag als die eigene Unzulänglichkeit, da muß ihm schließlich die Erkenntnis dämmern, daß er seine höhere Mission nur in der natürlichen Ergänzung seiner verbesserten Existenz erfüllen kann. Ihre Ergänzung nennt sich Vy, meine heißt Marianne. Und sie, die ich jetzt in meinen Armen halte, fängt erst zu ahnen an, wie nahe ich ihr in der Entfernung gekommen bin und wie unerklärlich weit sich dieses Nähertreten vom früheren Beisammensein unterscheidet. Aber nein, die Sprache, noch die stärkste, ist zu schwach, um dieses Geheimnis auszudeuten. Am besten, weil am nacktesten, verrät es sich in unserm Ineinanderschweigen."

Es braucht doch etwas mehr als die Zeit der Heimfahrt nach Talloires sowie die nachfolgende Nacht, um die Unaussprechlichkeiten dieses Ineinanderlebens zu bedenken und mit den Wünschen, die es in meiner wie in Vys Seele hervorruft, weniger zu verbreitern als zu läutern. Noch auf der Rückfahrt, am nächsten Morgen, zu den beiden, deren Gefühlsleben uns innerlich beschäftigt und bereichert hat, wandern Vys Gedanken um die geistigen Abenteuer des fremden

Ehepaares derart intensiv, daß sie mich unausgesetzt aus den eigenen Überlegungen reißt, um mich ihren Gedankengängen einzuordnen. Schließlich verzichtet sie auf ihre Versuche, in einem breitwürfigen Dialog die Objekte meiner Reflexionen durch die Gestalten ihrer Imagination zu verdrängen, sobald sie endgültig feststellen muß, daß ich als Fahrer wohl für ihre leibliche Sicherheit zu sorgen mich bemühe, doch in Regionen, welche ihr verschlossen sind, andere Beuten zu jagen wage.

In La Clusaz laufen die Dinge nach den Gesetzen meiner heimlichen Erwartung. Jean und Marianne kommen uns auf der Terrasse entgegen und verraten, daß die Gäste mit dem Personal des Hotels sich im großen Speisesaal versammelt haben, um, nach den Anordnungen der Polizei, die Konfrontation mit der verhafteten Gabrielle d'Estrées als Sensation zu erleben.

Wir begeben uns gemeinsam zu den andern Zeugen der Begegnung, die bereits wie ein Vorspiel zur kommenden Aufführung genossen wird. Nicht lange haben wir des großen Augenblicks zu harren, da nach etlichen Warteminuten die Gesetzeswächter mit ihrem schwarzhaarigen und sehr elegant gekleideten Opfer den Raum betreten, der nur mehr schweigende, staunende oder in Verwirrung flüsternde Menschen birgt.

Der Einladung des mir bekannten Inspektors folgend, erhebe ich mich und erlaube mir, die Prachtdame als die gesuchte Übeltäterin vorzustellen:

„Meine Damen und Herren, das ist sie!"

Der Erfolg meiner kurzen Vorstellung ist geradezu peinlich; zuerst vertieft sich die allgemeine Stille, dann werden, nun hier, nun dort, halbabgestickte Laute hörbar, und mit einem Male springt Jean Lux von seinem Stuhle hoch und ruft mit angeheiserter Stimme:

„Unmöglich, mein sehr verehrter Herr Siret! Entsetzlich ist der Irrtum, den Sie begangen haben!"

Im Nu teilt sich seine Erregung den andern Gästen mit. Lautgewirr und Rufgetöse schwellen an, so daß ich Mühe habe, den Lärm mit Schreien zu besänftigen:

„Und dennoch ist sie die Dame, welche hier im Hause sich Gabrielle d'Estrées nannte!"

Jean Lux möchte mich widerlegen; doch der Geschäftsführer kommt ihm zuvor, indem er, fast triumphierend, ausruft:

„Das kann nicht stimmen. Gabrielle d'Estrées hat eine andere, eine hervorstechende Haartracht mit einer ebenso hervorstechenden Haarfarbe getragen."

Ein allgemeines Beifallsklatschen möchte diese Aussage bestätigen. Mich kommt ein Lächeln an, und auch den Beizton der Ironie kann meine Widerrede nicht abweisen:

„Meine Damen und Herren, ich nehme an, daß Sie ohne Ausnahme schon irgendeiner Theateraufführung beigewohnt haben und also die kluge Einrichtung des Perrücketragens und der Schminkerei von ferne kennen. Nun, Ihre Gabrielle d'Estrées ist nichts anderes als eine Theaterdame, die im Zivilstandsregister als Annie Destouches geführt wird. Ob Sie es wollen oder nicht: Das ist sie. Nicht wahr, Madame?"

Die Angeklagte äußert keinen Ton, betrachtet unausgesetzt den Boden und möchte sich mit allen Mitteln der Tat- und Wortenthaltung einer öffentlichen Aussprache entziehen. Unerwartet tritt Henri Guéraches vor, blickt die Verhaftete eine Weile an und schreit dann in die Stille hinein:

„Mein Herr, ich weiß nicht, was Sie wollen. Wenn einer Gabrielle d'Estrées gekannt hat, so bin ich es. Und ich darf Ihnen verraten, daß dieses Frauenzimmer in nichts mit meiner hochverehrten Freundin zu vergleichen ist."

Es geht wie ein Schlag durch die Frauengestalt, als sie die abfällige Kennzeichnung hört. Unwillkürlich tritt sie einen Schritt zurück, ohne auf die Behauptung des energischen Mannes zu antworten. Ich nutze die Gelegenheit aus und wende mich an sie mit der Frage:

„Sie wollen ohne Widerspruch sich das gefallen lassen?"

Sie reckt den Körper sichtbarlich empor und verharrt in dieser Haltung, die ihre bestüberlegte Taktik darzustellen scheint. Dann

mischt sich der Inspektor ein und gibt meiner Invervention den Unterton einer Drohung:

„Nun wird allmählich Zeit, daß Sie zu eigenem Nutzen kooperieren. Die Komödie ist aus; für Sie fängt jetzt die Tragödie an."

Auch er erleidet eine Schlappe. Die Spannung unter den Zeugen des ungewöhnlichen Schauspiels macht sich fast körperlich spürbar. Schon will sie hier und dort sich zornhaft hörbar machen, da trippelt, ungerufen, das Wesen auf, dem die Umleitung des Handlungsverlaufes verdankt werden muß. Mit einem dünnen und in seiner Helle durchdringenden Gebell stürzt ein Hündchen durch die offene Tür in den Speisesaal, rast, immer heftiger Laut gebend, auf die Schweigerin zu und begrüßt sie mit den Tönen der Freude und Erkennerlust. Und die Gefangene vergißt sich vor der allerkleinsten Kreatur, bückt sich plötzlich vor, streichelt den zufriedenen Beller und sagt, ohne zu bedenken, daß sie ihre Stimme hören läßt:

„Oh, mein Kleiner! Hast du mich wiedererkannt?"

Und die Gäste reißt es hoch, und alle rufen durcheinander: „Ja, sie ist es wirklich!"

Einzig Henri Guéraches ist erschrocken; er gibt es durch den Klang der Worte zu erkennen:

„Die Stimme! Nein, sie kann nicht trügen. Es ist also wahr."

Er tritt vor die Erbebende hin, betrachtet sie wortlos, läßt einen Zug der Verachtung über sein Gesicht huschen, wendet sich mit einem Rucke um und verläßt den Ort der vorjudizierenden Versammlung.

Sogleich wollen sich die Geständnisse der Entlarvten überstürzen. Sie unterschlägt nicht länger ihren wahren Namen Annie Destouches und verrät allmählich den gesamten Aufbau ihres Planes.

Bei der Lyoner Aufführung des Schauspiels von Henri de Lacretelle habe sie, wenn auch nicht die Haupt-, so doch eine Nebenrolle gespielt und dem Werke dieses Dichters ihren Feriennamen entlehnt. Ihre Absicht sei, von vornherein, gewesen, sich möglichst schöne und billige Erholungstage zu verschaffen, selbst um den Preis eines kleinen Vergehens gegen das Gesetz. Aus der

Theaterrequisitenkammer habe sie Reisekoffer und Oberkleider, nach und nach und heimlicherweise, ausgeborgt. Die äußere Umwandlung ihrer Person sei ihr, der Expertin, nicht schwergefallen. Selbst das Hündchen habe sie unterwegs, vom Zufall begünstigt, aufgelesen und als ihr Eigentum mit nach La Clusaz gebracht. Bei der Auswahl dessen, den sie als Opfer ihrer schlimmsten Betrügerei in Betracht gezogen habe, sei die auffallende Gutmütigkeit des Luxemburgers ausschlaggebend gewesen. Alle Einzelheiten ihres Unternehmens habe sie tagelang überdacht und kontextlich recht geordnet. Dabei sei von ihr nicht einmal das Faktum übersehen worden, daß Spuren ihres eigenen Blutes im Wagen das Gelingen ihres Spieles sichern müßten. Zu diesem Zwecke habe sie selber dadurch ein Blutopfer gebracht, daß sie sich mit Hilfe einer Nadel die Fingerspitze verletzte.

Bei dieser Aussage, welche ohne Reue, ohne besondere Gemütsbewegung vorgebracht wird, kann sich Vy nicht länger zurückhalten. Unvermittelt springt sie von ihrem Sitze auf, stellt sich vor Annie Destouches hin und schreit sie an:

„Und für Ihre niedrigen selbstsüchtigen Zwecke hätten sie einen unschuldig-liebenswürdigen Mann beinahe zu Tode gebracht?"

Vys explosiver Anruf bringt Annie Destouches nicht aus der Ruhe. Mit der monotonen Stimme, die sie seit der ersten Äußerung angenommen hat, erklärt sie:

„Nein, die Gefahr hat nicht bestanden. Auch das ist sehr genau voraus bedacht worden. Sie selber müssen zugeben, daß, wo keine Leiche präsentiert wird, niemand eines Verbrechens geziehen werden kann."

Das ist das letzte Wort, welches Annie Destouches an dieser Stelle auszusprechen hat. Nachdem sie des durchdringend heulenden Hündchens beraubt worden ist, wird sie im Polizeiwagen einer weniger gloriosen Zukunft entgegengeführt.

Die Sommergäste haben sich verlaufen, nachdem den Ausländern, die an einem Ecktische auf der Terrasse zusammensitzen, durch eindeutige Blicke oder durch eckige Körperbewegungen, so etwas wie Bewunderung ausgedrückt worden ist. Marianne und Jean halten sich an den Händen, und was in ihren Augen gespiegelt wird, läßt sich

bestenfalls in Dichterworten ausdrücken. Vy möchte es jedoch ihrer jungen Freundin auf eine andere Weise gleichtun. Sie greift nach meiner Rechten, tippt mich an und gesteht:

„Es ist doch ein erhabenes Gefühl, dem Nächsten solcherart gedient zu haben, nicht wahr, Kleiner?"

Ich wage nicht mehr, meine Verdienste als mein eigenes Besitztum zu beanspruchen, denn ich kenne ihre Erwiderungsmethode: Was dein ist, ist auch mein! So sage ich nur:

„Das schon, das schon! Und deshalb will ich endlich meine Ferien genießen. Ab jetzt werde ich nur noch Götz von Berlichingen heißen."

Vy wundert sich nicht schlecht.

„Warum?" fragt sie.

Und ich entgegne:

„Damit ich in Zukunft, gegebenenfalls mit Nachdruck, durch ein einziges Kurzzitat mein Recht auf Erholung verwirklichen darf."

EINE SCHLICHTE HEIRATSGESCHICHTE

Der Mann, um den sich alles drehen wird, der ahnungslose Held also der heiteren Geschichte, welche hier erzählt werden möchte, ist ein junger Mathematikus. Er lehrt an der Mittelschule euerer Hauptstadt, heißt Paul Abault und hält, wegen des seltenen Hausnamens, auf die französische Aussprache seiner Taufbezeichnung.

Die Schüler nennen ihn Poll in allen guten und Pohl in allen schlechten Stunden. Deshalb wird er meistens, von den werdenden und von den gewesenen Anstaltsbesuchern, in der fehlerhaften Form gerufen, welche ihm die Lebenstage leicht vergällt.

Ich nenne diesen Kummer leicht, weil der Mathematiker einen größeren kennt, von dem die Umwelt noch nichts erfahren hat, von dem ich selber aber weiß, daß er ruhelose Licht- und schlaflose Nachtzeiten bereitet. Wäre ich an eueren Ehrenkodex gebunden, so müßte ich nun diskret bleiben und das Geheimnis eines Junggesellenlebens verschweigen, das sämtliche Zuwendungen der Interessantheit, der Spannung und der Fesselung besitzt. Allein ich darf vergnügt auf euere Gesetze der Wohlerzogenheit, die von den Gebildeten am meisten und am sichersten verletzt werden, pfeifen und ohne das leiseste Gewissenszucken verraten, daß dieser Paul Abault an jenem Leiden laboriert, dessen Heilgesellen weniger in Ärztestuben als in Tantenküchen und in Matrimonialanstalten gefunden werden.

Er selber besitzt weder Vaters- noch Mutterschwester; wenigstens unterhält er keine verwandtschaftlichen Beziehungen zu auswärtigen Familien, nicht im guten und nicht im üblen Sinne, sodaß ihm bestenfalls die Zuflucht zu einem der vielgelobten und noch mehr verdammten Institute übrigbliebe, die ohne Scham die Verehelichung ihrer Kunden als Geschäft und die notarielle Regelung der Mitgifterei als ehrenhafte Provisionsgebarung vornehmen.

Paul Abault empfindet, nicht zu Unrecht, muß ich sagen, eine herzhafte Abneigung gegen die Leiter solcher Einrichtungen; merkwürdigerweise nimmt er an, die geheime wie die publizistische Betriebsamkeit der Vorsteherinnen, welche zumeist die Existenz der Mitvorsteher zu verschweigen wissen, sei die Folge einer täglich erneuerten Rache an der Einfalt, die an Glücksvermittlung über ein kommerzielles Unternehmen glaube und zudem in jeder lächelnden Hausdame, der das Himmelswörtlein Liebe glatt vom Munde fiele, die Vertreterinnen der Venus, ihr persönlich zugeschickt, zu sehen und zu verehren pflege.

Wiewohl an dieser Einstellung nicht alles richtig, also auch nicht alles unrichtig ist, möchte ich, den eigenen Erkenntnissen die Äußerung verhaltend, darüber hinweggehen, um zu dem zu kommen, was ich unser eigentliches Problem zu nennen wage.

Ihr habt doch nicht vergessen, daß es hier um einen Rechenmeister geht, der vor lauter Lösungseifer nichts als arithmetische Aufgaben noch dort bemerkt, wo das Leben mit Gefühlen und das Herz mit Stimmungen zu spielen treibt. Ich bin deshalb so frei – ich bin, von keiner Menschenmacht zu packen, jene Freiheit überhaupt, die sich das Loseste, wenn nicht das Kurioseste, noch im ernsten Spiel der kleinen und gemeinen wie der reinen und geheimen Kräfte erlauben darf, ohne von eueren Weisen anders als Laune des Schicksals begriffen und von euerem Pöbel hübscher als Mißgriff des Zufalls genannt zu werden – ich bin deshalb so frei, auch seine Angelegenheit an dieser Stelle in der Form eines algebraischen Satzes vorzustellen und euch ein bißchen mit dem Rätsel zu narren:

Wenn die Teile einer simplen Gleichung so gestellt und bekannt sind, daß ihr wissen müßt, wie sehr der Sehnsucht eines Paul Abault das Duverlangen einer Susanna Demuth Echo gibt, so dürftet ihr, gemäß den undurchbrechbaren Gesetzen der Logik, schlußfolgern, daß in sieben oder in siebzehn Monaten eine hübsche Hochzeit fällig und meine Macht gebrochen sei!

Nur möchte ich, bevor ihr urteilt, wie das Herz euch rät, die Seltsamkeit der Regel bedenken lassen, welche sozusagen alle heimlichen und offenen Bündnisse mit Gewalt zu sprengen sucht, um,

hundertfach erprobt und tausendfach gesehen, das zu trennen, was sich ganz natürlich zu ergänzen und für die Ewigkeit zu lieben scheint.

Ob dieses Werk nun meines Wesens ist, wie ihr zu glauben meint, sei nicht verraten: ja, ihr müßt aus euch und an den Abenteuern des genannten Paul Abault erkennen, welchen Bestimmungen noch Verliebte und Verlobte unterworfen sind und welcher Hochgewalt ich schließlich selber ausgeliefert bin. Mich drückt nicht, die feinsten und die fernsten Mit- und Nebenwirkungen einer Handlung zu verraten, aus der ein Dichter nur ein kleines Liebeslied und ein Humorist ohne Atem eine Anekdote mit gewürzter Pointe machen würde. Ich bin weder dies noch das, doch Stümper im Erzählen, also- daß ich, ins Detail verliebt, ein wenig weiter ausholen muß, um eueren Sinn zu fesseln und der Neugier euerer Herzen die Befriedigung zu sichern.

Da ist vor einer Weile, scheinbar beiläufig und wie von ungefähr, der Name Susanna Demuth genannt worden, ohne daß mir hätte einfallen wollen, seine Trägerin ins Licht zu stellen, etwa als die lieblichste der Frauen, jung und reich, bedacht mit allen guten Gaben des Geistes und des Herzens.

Mag sie auch Manches von den angenehmeren Zuwendungen der Natur besitzen, welche freilich bis zu ihrem vierundzwanzigsten Lebensjahre nicht vermocht haben, sie zum Mittel- und zum Angelpunkte des Getriebes zu machen, das man unter den Menschen der Neuzeit als gesellschaftliches Leben auszuzeichnen liebt, so hat sie neben den erwähnten Qualitäten Etliches, das wichtiger als Reichtum, Schönheit, Tugend und Beliebtheit erscheinen möchte, da es darauf hält, das innere und das äußere Geschick der Mehl-Susanna nach jäh sich wandelnden Normen zu gestalten.

Es liegt durchaus keine Verächtlichkeit im Ausdruck Mehl-Susanna, da seine Prägung einem vierzehnjährigen Rüpel, namens Abby, zu verdanken ist, der seinerseits als Mehl-Abbes unter den Sextanern aus der unruhigsten Klasse des Herrn Professors Paul Abault einiges Ansehen genießt. Die Herkunft der Bezeichnung ist nicht unverständlich, da der alte Vater Demuth eine Gries- und Grützehandlung en gros führt, in deren Lagerräumen manchmal

andere als Maus- und Rattenjagden veranstaltet werden. Denn Abby liebt es, hin und wieder den verehrten „Lederstrumpf" vor allen Kameraden nachzuleben, indem er zwischen hochgestellten Mehlsäken urwäldliche Abenteuer an- und ausspinnen läßt.

Das kann nur dann zum guten Ende führen, wenn der Jängel-Onkel seinen Arbeitsplatz verlassen hat, um irgendwo am Bahnhof seinen Skat zu spielen oder auf dem Marktplatze seine Sonderspäße zu treiben. Dieser Jängel-Onkel ist Vater Demuths älterer Bruder und als solcher Allesmacher und doch Tunichtgut, Hagestolz und dennoch andauernder Verehrer der Damenwelt, Junggeselle stärkster Prägung, aber auch ein unverbesserlicher Glücksvermittler, der, sich selbst zur Lust, in jedem Mädel ohne Mann die beste Möglichkeit zur neuen Unterhaltung sieht.

Nicht einmal seiner Nichte schenkt er, was er andern vorenthält: die Freiheit, ihren Partner selber auszuwählen, und den Frieden, sich in Ruhe und in Gelassenheit dem Eigenbrötlerdasein einzuordnen!

Jedoch das Faktum, daß Susanna etwas Kopf von seinem Kopfe, Blut von seinem Blute oder Witz von seinem Witze haben könnte, hat der liebe Jängel-Onkel leider in den ersten Angriffsfreuden übersehen. Will er ihr mit einem abgekühlten Müller, welcher dreimal Witwer ist, das Leben zu versüßen unternehmen, so weist sie eindringlich, liebevoll und nachdrücklich auf die sieben Seligkeiten hin, die ihm an der Seite einer Jungfer Bellavista (zweiundsechzig Jahre, eine Habichtsnase, drei Millionen Mitgift, dreizehn Kätzlein, vier Häuser, ein Schoßmöpschen und mehrere Perrücken!) blühen und aufgehen könnten. Preist er die Vorzüge eines jungen Unternehmers an, so antwortet sie mit einem Loblied auf die Hinkewirtin, die ihm feierabends den geliebten Moseler kredenze.

Deshalb ermüdet er vor ihr an einem Spiele, das er keineswegs zu lassen vorhat, da es, wie das Kartenschlagen und wie das Weineschlürfen, seinem Leben Halt und Inhalt gibt. Er hat, weiß Gott, so lange schon die Zeit durchwandert, daß er wissen darf, wie hübsch und sicher man auf einer Ungeraden weiterkommt, wenn der Gang über den direkten Weg, aus Gründen innerer Beschaffenheit, unmöglich wird.

Also schlägt er viele Bogen und stützt sich auf den ahnungslosen Neffen Abby.

„Da, Junge", sagt er wohlgelaunt, „da hast du einen Hunderter für deinen nächsten Indianerschmarren! Hoffentlich kommt der Klassenlehrer dir nicht allzu quer, wenn du, anstatt du büffeln, Mustangs jagst!"

„Der?" ruft der Junge aus. „Dem fiele sowas nicht im Traume ein!"

„Wohl ein alter Dada, was?"

„Im Gegenteil! Ein frischgebackener Lehrer!"

„So, so! Und was doziert er?"

„Rechnen! Nichts als Rechnen!"

„Nicht deine Sache! Ach, und welches ist sein Name?"

„Paul Abault!"

„Abault! Abault! Den kenn ich doch! Den muß ich irgendwie -- ja, halt! Das kann doch nur der Sohn des Samenjunkers sein. Natürlich! Na, dem Alten werd ich einen Floh -- ! Nein, nicht für dich! Doch grüße mir den Paul! Ho, Susannchen, wie ist das Leben doch so schön!"

Allein der Floh beißt nicht ins Ohr des Samengroßhändlers, und die Grüße finden keine andern Folgen, als daß der klügelnde und intrigierende Jängel-Onkel bessere und wirksamere Pläne auszuhekken unternimmt, in die er, mehr und mehr, den Neffen zu verstricken wagt.

Abby ist in dieser Hinsicht wie die liebe Unschuld selber: denkt er schon, so denkt er niemals schlecht, und hilft er mit, so setzt er sich mit sämtlichen Kräften der Begeisterung ein!

Jängel kennt ihn gut. Darum sagt er nicht:

„Wir wollen deiner Schwester einen Streich spielen. Das hölzerne Gänschen hat sowas wohl verdient!"

Nein, er behauptet voller Ernst:

„Susanna steckt zu viel im Hause drin. Sie muß ins Freie. Willst du sie nicht täglich, für eine halbe Stunde, als ihr Ritter sozusagen, begleiten?"

Er selber überzeugt die Nichte leicht von der Notwendigkeit einer regelmäßigen Abendwanderung. Doch überläßt er mir die Mühe, seinen Mathematikus die gleiche Bahn zu führen und seiner sehr geheimen Hoffnung alle Herzensgründe zu erschließen.

Ich bin kein Spielverderber, wo der Mensch die Kurzweil wünscht, und treibe prompt, am sechsten Tage schon, sein Opfer in die Wege der Begegnung, um gleich mit ihm die höchste Enttäuschung zu teilen.

Wohl sieht der junge Paul Abault das Paar vorüberziehen, wohl fühlt er sich gezwungen, vor dem kleinen Kappenlupfer an den Hut zu greifen, allein er merkt nichts anderes, da er sofort mit allen Sinnen der Vertiefung zu seinem schwierigen Problem vor einer algebraischen Lösung zurückkehrt.

Mit Susanna ist es freilich besser: sie blickt dem Insichselbstversunkenen nach und wirkt ein wenig Eifer in die Frage:

„Weshalb hast du Den gegrüßt?"

Abby hat die Störung gar nicht gerne, da sie einen weiten und belustigenden Kreislauf der Gedanken plötzlich unterbricht und die Hinwendung zu einem Wesen fordert, das wohl kaum den Atem wert ist, den man in die Antwort pressen muß.

„Weil er mein Prof ist! Morgen wird er mich wohl prüfen wollen!"

Sie zeigt, mit einem Male, ein Interesse, das ihr früher unmöglich gewesen wäre. Deshalb meint sie:

„Nein, er kann nicht übel sein!"

„Du Unschuldslamm!" behauptet kurz und schneidend Der, dem neue Abenteuer lächeln. „Seine Aufgaben müßtest du zu lösen haben! Es wäre, sag ich dir, ein Gaudium!"

Sie spürt sich kämpferisch und widerspricht:

„Mein Lieber, in den Sprachen bin ich immer obenauf gewesen."

Der Bengel lacht:

„Ja, Kuchen, Schwester! Seine Stärke liegt in einer andern Richtung, denn er weiß genau, wieviel Sekunden das Schaltjahr ohne Fest- und Feiertage zählt und kennt, bis auf den Zehntelheller, die Summe, die ein Mann, der niemals raucht und immer schuftet, am halben Ende seines Lebens hätte verdienen müssen, wenn er nicht an einem Unglückstage über seine Schaufel gestolpert wäre, um mit gebrochenen Beinen einem Hospital und einer Krankenkasse zur Last zu fallen."

Susannas Antlitz scheint sich aufzuhellen.

„O, ein Mathematiker!" ruft sie aus und verbirgt dann vor dem Bruder, den das nicht im geringsten zu fesseln vermag, die letzten Gründe ihrer offenen Bewunderung, indem sie schweigt.

An diesem schweigenden Zusammengehen, das dem lautenfrohen Abby nicht behagt, obschon die Schwester unverhoffter Weise Freude an den Schlendergängen zu finden scheint, zerschellt die beste Onkel-Hoffnung. Der Schüler rebelliert und sucht erneut die Hallen seiner herrlichsten Indianerträume auf, wo er nicht wahrnehmen kann, daß Susanna, ohne jegliche Begleitung, ihre alte Runde macht.

Der Jängel-Onkel lächelt, karessiert die eigenen Handflächen und glaubt, daß etwas dämmere. Er glaubt es während vierzehn Tagen, baut auf mich und merkt alsdann, mit welcher Schmählichkeit er hintergangen worden ist.

Ich habe leider seinen Wünschen nicht entsprechen dürfen, denn das zu tun, was ihr verlangt, ist mir zumeist verwehrt. Ich bin nur Diener, wo ich herrisch scheine, und im Führen so geführt, daß meine Ziele immer nur die Endstationen eines unsichtbaren Menschheitsbefahrers sind, der mich zu seinem ersten Gespielen auserkoren hat.

Der Jängel-Onkel will das nicht begreifen, wie es denn Keiner zu erfassen sich bemüht, und versucht, an mir vorbei, die Dinge dadurch umzulenken, daß er, als die Nichte ihre einsamen Spaziergänge plötzlich einstellt, eine miese Stimmung Abbys auszubeuten beginnt.

„Na, Kleiner!" hebt er an. „Wo fehlt's denn heute? Keinen Schmöker mehr? Da hast du wieder, um den neuesten zu erstehen! Oder wollen die Abault'schen Gleichungen diesmal nicht aufgehen?"

Abby trotzt ein bißchen:

„Onkel, meine Bücher sind nicht schlecht. Aber dieses Rechenwerk kann meinetwegen . . .! Weißt du eigentlich in Mischungsproblemen Bescheid?"

„Gewöhnlich nicht, mein Bester! Mischung! Brrr! Ich bin stets und überall für eine reinliche Scheidung. Doch hier will ich, um dir zu helfen, meinen Widerwillen überwinden. Zeig mal her! Ein Weinhändler gießt einhundertfünfundzwanzig Liter Moseler mit siebzig Liter Rheinwein in ein Faß zusammen, das zudem noch zwanzig Liter Saarwachstum enthält, – der Pantscher soll gevierteilt werden! Sowas lernst du bei dem Dingsda, na, wie heißt er schon? Bei diesem Abault! Der Kerl müßte gezwungen werden, sämtliche Mischungen dieser Art in hundert Liter Lebertran zu trinken. Nein, das wäre noch zu barmherzig! Etwas Nachhaltigeres sollte ausgetüftelt werden! Ja, eine Blamage, die ihn brandmarkte! Könnte nicht ein leidlicher Hereinfall inszeniert werden? Ah, mir geht ein Lichtlein auf! Kleiner, laß die Mischung! Komm, wir haben etwas Schöneres vor!"

Etwas Schönes haben die beiden vor, jawohl! Der Junge ist begeistert, und den Alten peitscht der herzliche Elan des Neffen auf.

Was tun sie eigentlich?

Nun, ich möchte ihre Handlung nicht mit einem Urteil bedenken, das sie wohl, nach menschlichen Bestimmungen, verdiente, da die Männer, nach einer hartstündigen Anstrengung, einen Brief in Händen halten, der weder vom Onkel noch vom Neffen unterzeichnet worden ist und obenauf die Anschrift des Professors Paul Abault trägt.

Der Inhalt selber kommt einer jener kuriosen Einladungen gleich, denen junge Leute im verliebten Alter gern gehorchen, obschon sie nicht in allem den Gesetzen der Noblesse sich anbequemen.

Es ist nicht meines Amtes, über den alten Letternstrolch noch mehr als über den jungen einen Stab zu brechen, welcher besser in der Hand eines züchtigenden Bruders und eines korrigierenden Vaters

gewirkt hätte. Doch unternehme ich, was ich nicht lassen darf, und bringe es, mit der Promptheit, die mir eigen ist, zu einer solchen Beunruhigung des Schülers, daß er andernmorgens, noch bevor er seinen täglichen Messedienst beginnen kann, dem alten Pfarrherrn als ein stark verwirrtes Stücklein Mensch entgegentritt.

Den Pfarrer haben fünfundsechzig Jahre klug und scharfsichtig gemacht, sodaß ihm nicht schwerfällt, in die Stimmung seines freiwilligen Helfers einzudringen, um sie durch ein Lächeln anzubohren und mit einem Lachworte zu vernichten.

„Abby! Abby!" sagt er, mit dem Zeigefinger spielend. „Kennte ich dich nicht, so würde ich behaupten, du habest deine Vorbereitung auf die Schule ganz vernachlässigt. Hast du vielleicht was Schlimmes ausgefressen?"

Der Junge möchte sich der Fragerei entziehen, denn er weiß, wohin sie führen wird. Darum weicht er aus:

„Die Rechnungen sind diesmal schwieriger gewesen. Ich fürchte schon, sie stimmen nicht."

Der Pfarrer läßt sich nicht beirren. Seine Antwort trifft den Widerstehenden dort, wo er verwundbar ist:

„Das wäre doch zum ersten Mal, mein Lieber! Du willst mir ausweichen, nicht wahr? Also hast du etwas angestellt, mit dem du selber unzufrieden bist. O, ich kenne dich zu gut, als daß du mir entwischen könntest! Komm her und rede! Was ist es nun?"

Der Kleine schluckt und zögert eine Weile. Dann greift er in die Tasche und hebt den Brief ins volle Tageslicht.

„Das!" sagt er, überreicht dem Pfarrer das verflixte Schreiben und verharrt im Schweigen.

Der Geistliche liest die Anschrift, blickt zum Messediener hin und fängt zu staunen an:

„Ahaa! Die Handschrift ist verstellt. Weshalb? Das will doch . . .! Oder sollte etwa . . .? Natürlich, Abby! Da steckt unzweifelhaft dein hochberühmter Onkel dahinter. Hat er schon wieder mit Susanna etwas vor? So, so! Der alte Dubbermann! Und ausgerechnet Paul Abault! Kein schlechter Junge, übrigens! So übel wäre nicht die

Wahl, wenn nur das Mittel mit der Sauberkeit zu tun hätte. Sauber? Habe ich sauber gesagt? Ja, ein sauberer Patron, dein Onkel! Aber geh und sei wieder gescheit! Ich werde nun auf meine Art die elende Geschichte zu einem guten Ende führen!"

Wie? Er, der Pfarrer, möchte sich an einem Unternehmen beteiligen, welches schlimmstenfalls einen Jängel-Onkel und also niemals einen Gesalbten des Herrn als Meister voraussetzen läßt?

Verstehen wir uns recht: der Geistliche hat nur den Wunsch, eine ausführliche, eindringliche und diskrete Aussprache herbeizuführen, die den Studiosus unbehelligt lassen, dafür aber dem alten Herzensschnüffler eine Stunde Ungemütlichkeit bereiten würde!

So behält er das Briefchen zurück, entläßt den jungen Freund im Frieden Gottes und richtet die Dinge so, daß der neugierig gemachte Jängel schon am nächsten Nachmittag in der Pfarrersklause vorspricht.

Sie kennen sich wohl, die beiden Füchse, und tasten sich doch gegenseitig nach den Maßen der Laune, der guten oder der üblen Stimmung, der vorzüglicheren Form in Witz und Schlagvermögen und des Wissens über dies und jenes ab. Der Pfarrer ist ruhig, sicher und von einer eigentümlichen Verhaltenheit, die dem Besucher stark zu schaffen macht.

Was hat er vor, der alte Schläuling des Himmels, der das Herz des Nächsten zu durchschauen scheint?

Er setzt versonnte Mienen, leichte Worte und ein Prachtgesüff von Wein vor: das hat wahrhaftig Etliches zu bedeuten!

Jängel, sieh dich vor!

Der Demuth-Onkel hebt das Glas, bedenkt, mit einem aufgehellten Angesicht, den ersten Trunk und sagt:

„Daß doch der beste Moseler, der schönste Rhein- sowie der feinere Burgunderwein nur in den Pfarrerskellern daheim sein können! Das ist ein Rätsel, dessen Lösung ich nicht auszusprechen wage."

„Tun Sie's ruhig!" gibt der Gastherr fröhlich zur Antwort. „Tun Sie's, wenn Sie's können, lieber Freund! Sie werden es wohl kaum erraten. Sie vor allem nicht! Denn das Faktum, das Sie anführen, hat symbolische Bedeutung. Mit dem Besten und mit dem Allerbesten Besserungen einleiten! Jeder Schluck ein bißchen Gnade! Prosit, Herr Demuth! Noch einmal, ich bitte! Ja, Sie haben's nötig!"

Der Jängel-Onkel lacht und gibt den Stich zurück:

„Ich leugne nicht, was Sie behaupten. Ach, ich bin der Gnade sehr bedürftig, doch ich kann . . . verzeihen Sie den Mangel an Verständnis! – nicht begreifen, warum Sie selbst sooft der Quelle auf die letzten Gründe blicken müssen. Zum Wohl, Herr Pfarrer!"

Der Angeredete vermerkt den Treffer voller Heiterkeit und ripostiert:

„Vielleicht dürfte der Vollkommene verzichten! Wir bemühen uns, die oberen Grade zu erreichen, wo das Wasser genügen würde. Dann bliebe uns noch immer das schwere Amt, mit den größeren und mit den größten Sündern anzustoßen, um ihre Innengründe für die Fruchtbarkeit des Wortes aufzuwärmen. Kosten Sie zum vierten Male!"

Der Jängel-Onkel bleibt gehorsam und erklärt:

„Ich glaube schon, auf diese Weise Ihrer Meinung werden zu können. Versuchen wir's bis Mitternacht, und unsere Positionen werden nicht mehr allzu weit auseinandergehen!"

Den Pfarrer kann die Deutlichkeit des Ausrufes nicht verlegen machen, denn er lächelt und gesteht:

„Ohne Zweifel, falls wir stets das Wort verhielten! Doch ich kann nicht schweigen, wo das Feuer des Getränkes bloß ein schwacher Widerglanz der Flammen ist, die mir aus dem Denken in die Sprache hinüberlodern. Das Lautere macht mich beredt."

Der Hörer nickt und nickt und spricht dann mit erzwungenem Ernste:

„So ist es, ja, so ist es! Schon die zweite Flasche leiht meiner Begeisterung die Schwingen einer Sprache, für deren Eifer die Zunge nicht mehr genügen will. Man müßte auch sie beflügeln können."

Rasch kommt die Widerfrage:

„Ach, können Sie es wirklich nicht?"

Die Schnelligkeit des Gegenwortes überrascht den Gast noch mehr als seine Tönung. Also kommt ihn etwas wie ein Zögern an, das eine Ahnungslosigkeit des Herzens bloßstellt:

„Was meinen Sie damit?"

„Nur daß Sie, wo Ihre Zunge nicht mehr ausreichen will, etwas anderes aufflattern lassen!"

„Und das wäre? Etwa Friedenstauben?"

„Eher Narrenlerchen, wenn nicht Lügenraben!"

„Herr Pfarrer! Rutschen wir nicht sehr gefährlich ab? Aus der Theologie in die Zoologie, – wie kann denn das geschehen?"

„Wahrscheinlich, weil ich augenblicklich mit einem losen Vogel zu tun habe!"

„Ach, mir schwant nichts Gutes. Sie wollen jetzt zum Fänger werden?"

„Bin ich es nicht bereits gewesen?"

„Potztausend, ja! Allein der Leim, auf welchen ich gegangen bin, ist schlecht. Ich fliege wieder!"

„Das sollen Sie, mein Bester, ja, das sollen Sie! Mir genügt die Überzeugung, daß Sie fangbar sind, – genau wie die Stützen Ihrer Zunge, die wir einfach Briefe nennen."

„So hat das Kerlchen doch geplaudert?"

„Aus Gewissensnot, jawohl!"

„Halloh, da sind wir wieder angelangt!"

„Leeren Sie getrost das Glas! Hier ist eine sonnigere Ware. Sie irren, wenn Sie sich am Ende wähnen, – hier fängt die Angelegenheit erst an!"

„Noch interessanter zu werden, bravo! Der Pfarrer lehrt den Hochzeiter, – Kinder, Kinder, welch ein Spaß!"

„Umgekehrt wäre auch nicht übel gesagt: ein Hochzeiter klärt den Pfarrer auf! Und an der Furchtbarkeit des Ernstes könnte ein teuflischer Spaßmacher zum Gehilfen Gottes werden!"

„Pfarrer, Sie verkennen meine Fähigkeiten. Gestern noch nannten Sie mich einen Spielgesellen Satans und heute möchten Sie mich Ihresgleichen wähnen. Ich ändere oft, allein so rasch kann nicht einmal Ihr würzigster Traminer mich umwandeln."

„Vielleicht ist Ihre Art, zu leben und zu handeln, mir weniger als Ihnen verborgen. Sie sind zum Schläger geworden, weil Sie Ihre Schwäche, den unablegbaren Drang, zu streicheln, als weibischen Zug empfinden, dem Sie zu trotzen wünschen. Sie lästern, wo Sie loben, lachen, wo Sie mitweinen, und spaßen, wenn Sie eine Not verjagen möchten. Ihre Taten widersprechen Ihren Empfindungen. So tun Sie Schlechtes nur aus Güte."

„Der Tausend! Da bin ich sechzig Jahre alt geworden und weiß noch immer nicht, zu welch einem Unikum die Zeit mich ausgestaltet hat! Wenn ich hüpfe, bin ich Käfer, wenn ich fliege, bin ich Frosch! Ins Wasser mit dem Quaker, – und ich trinke Wein!"

„Selbst dieses Gelächter ist ein Mittel, um die Augenfeuchtigkeit der Rührung abzuleugnen. Gekitzelt, würden Sie anfangen, Tränen zu vergießen."

„Ich widerspreche, denn seit einer Viertelstunde wollen Sie nicht aufhören, mich an sämtlichen Fühlstellen erbarmungslos zu kitzeln."

„Seit einer Viertelstunde mühe ich mich ab, in Wunden zu bohren, die Sie ignorieren. Je fröhlicher Sie scheinen, umso offenkundiger werden die Verletzungen Ihres Herzens. Sie sind im Besitze des echtesten Humors, denn Sie verironisieren Ihr Leid und belächeln Ihren Kummer. Ihre Ehestiftungsmanie entspringt der innersten und der untersten Trauer über die Unausgenutztheit des eigenen Lebens. Sie möchten nicht, daß Andere denselben Irrweg in die geistige und in die körperliche Verlassenheit gehen. Ich bin nicht sicher, ob es absolute Bewußtheit ist, die Sie zu handeln treibt. Doch weiß ich, daß noch Ihre skurrilsten Pläne einer anerkennenswerten Absicht entspringen."

„Welch eine unterschiedliche Wirkung desselben Aktes: ich ergötze mich an einem sauberen Tröpfchen und breite Wolken über meinen Sichtsinn, Sie genießen das gleiche Kräutchen und sehen schärfer als vordem!"

„So habe ich doch recht gehabt?"

Der Jängel-Onkel spielt mit dem erhobenen Glase, schaut durch seinen goldenen Inhalt, lächelt, schweigt und nickt nur. Eine lange Weile bleibt er so, als überlege er. Dann sagt er, übermütig wie zuvor:

„Sie sind ein Fuchs, Herr Pfarrer! Ich bin gekommen, um Sie auszuhorchen und aus Ihren Sorgen mir den Anlaß zu betonteren Späßen zu erwerben. Nun aber sitze ich, vollständig ausgeholt, vor Ihrer Schläue und komme mir wie ein ertapptes und zurechtgewiesenes Beichtkind vor. Ich selber habe nichts verraten und fühle mich dennoch entlarvt. Der Engel soll Sie hobeln!"

„Oh, was das Hobeln anbetrifft, da könnten Sie dem obersten Erzengel Manches vormachen!"

„Nur Ihnen leider nichts! Vergessen wir's! Zum Wohle, Vater!"

„Wohl bekomm's, mein Sohn!"

Sie stoßen an und trinken aus. Allein sie verharren in der alten Stellung, sehen aneinander vorbei und verstrahlen etwas, welches mehr als weindurchglühte Körperwärme ist. Irgendein Gedanke – oder ist es nur ein dunkler Wunsch? – hat sie gepackt. Wahrscheinlich spinnen sie am gleichen Fangseil und sind sich einig in derselben Empfindung. Man müßte sie einmal ––!

Nein! Da hebt der Jängel-Onkel wieder zu reden an:

„Es wäre doch so schön gewesen!"

Der Pfarrer fragt nicht wie und fragt nicht was, sondern antwortet in derselben verinnigten Tonstärke:

„Nicht übel! Gar nicht übel! Das Pärchen läßt sich vorstellen!"

Der Demuth-Onkel ändert weder die Stimme noch die Haltung, als er draufschlägt:

„Eine Sünde wär's, die Beiden nicht zusammenzubringen!"

Der Pfarrer bleibt noch in der Ablehnung sanft und eingenommen:

„Eine Sünde nicht! Doch jammerschade!"

Der Gast bestätigt:

„Schade, ja! Man sollte die Koppelung erneut versuchen!"

Der Pfarrer ist dabei, auch wenn er jeder Gegenwart enthoben und verloren scheint:

„Doch sauberer und raffinierter!"

Der Jängel-Onkel fühlt sich inspiriert:

„Natürlich! Unauffällig muß es vor sich gehen. Ganz wie von ungefähr soll sich ihr Treffen gestalten. Das könnten Sie am sichersten."

Den Pfarrer kommt ein stilles Lächeln an:

„In solchen Dingen haben Sie die bessere Erfahrung. Das Intrigenspiel ist meine Stärke nicht."

„Doch hin und wieder Ihre Schwäche."

„Dann allenfalls, wenn Männer Ihres Schlages meine Gegner sind!"

„Hier aber?"

„Hier geht es um die Liebe."

„Die zu wecken wäre!"

„Aber wie?"

„Mir scheint es leicht zu sein."

„Mir riesig schwer!"

„Sie Stümper!"

„Sie Experte!"

„Halt, ich hab's!"

„Ist es lauter?"

„Lauterer könnte es gar nicht sein. Sie selber müssen ––!"

„Was? Ich müßte ––! Nein, nein, mein Lieber!"

„So lassen Sie mich reden, Herr! Denn was Sie sollen, dürfte noch den frömmsten Geistlichen ehren. Freilich wäre Abby wieder einzuspannen. Die Ehrlichkeit des Jungen ––!"

Auf solche Weise wird mir in das Handwerk gepfuscht. Ein alter Hallodri und ein noch älterer Seelenbetreuer stecken die erhitzten Köpfe zusammen und möchten Glück und Seligkeit vermitteln! Es ist für mich ein kurioses Schauspiel: der eine liebkost mit der Rechten das Trinkgefäß, indes die Linke Kapriolen schlägt, und der andere fältelt die Hände, senkt die Augenlider, lauscht und nickt Bejahung! Sie so zu sehen, läßt die oberste der Sorgen voraussetzen: Wie bringen wir endlich zuwege, das Heil der Menschenseelen allerorten und für alle Zeiten zu garantieren? Dabei geht es ihnen nicht um etliche hundert Seelen, sondern um zwei junge Herzen, deren Rhythmus sie, die grau und kahl gewordenen Plänemacher, so zu synchronisieren wünschen, daß dem einen Festtagsglocken läuten müßten und der andere die Zahl der Neffen um eine ausgewachsene Einheit vermehrt sähe.

Ich werde starr vor Staunen, wenn ich feststellen muß, wie leicht den Menschlein meine höheren Missionen erscheinen können. Sie sagen einfach: das geschieht, und dieses muß sich also wenden, dann ist es gut! Als ob die Wesen, die geschoben werden und um die gewoben wird, mit einem Male keinen Eigenwillen mehr besäßen! Die Herren fühlen sich Drahtzieher hinter einer abgeschlossenen Puppenbühne. Sie konspirieren, führen Fädchen und haben nichts anderes vor, als in ihrer Kleinwelt alles unter das Gesetz des happy end zu zwingen.

Nun drücken sie, beinahe wie Verschwörer, sich die Hände, gehen auseinander und überdenken die geheime Sitzung. Der Pfarrer sperrt die Türe ab, schlendert langsam durch den Korridor, bleibt stehen, hebt das Haupt empor und legt die Rechte an die Stirne. „Mein Gott!" flüstert er nach einer Weile. Und etliche Sekunden später ruft er laut:

„Mein Gott! Ich fange an, ein bißchen alt zu werden. Der Lumpazi wird doch nicht – –!"

Gilt das Wort dem Demuth-Onkel?

Nun, der Herzensstromer wandert seinen forschsten Schritt. Der Wein hat schlimmstenfalls die Augen angegriffen, denn die Augen funkeln, bis sie brennen. Auch die Arme und die Hände wollen anders als gewöhnlich wirken. Schlenkern jene, so schlagen diese zusammen, gleiten übereinander und reiben sich bis zur Erhitzung.

Ah, und beredt ist auch der Laienmund geworden! Jängel spricht sich selber an:

„Jawohl, er zwickt! Er kneift sofort ins Fleisch, der gute Alte. Auf die Dauer aber wird er müde. So kommt es auf den längeren Atem an. Ich glaube, daß ich ihn gefangen habe. Hoppla, ho! Jetzt wird er nicht mehr zurückkönnen. Dafür werde ich zu sorgen wissen. Dem Abby steht eine gehörige Einmehlung bevor!"

Wie doch Einer, der die Lebenswege seiner nächsten Anverwandten zu bestimmen vorhat, sich erbärmlich täuschen kann! Dem Jängel-Onkel, der in aller Hahnesfrühe aufgestanden ist, um seinen lieben Neffen nicht zu verpassen, stellt sich, mit dem schlecht gelaunten Jungen, eine total gelingende Überraschung.

Der Schüler gibt sich mutzig und rezitiert aus der lateinischen Grammatik:

„Die as, aus, o, die x und is

e s in parisyllabis . . ."

Viermal muß der Onkel ansetzen, ehe der Lernende ein geneigtes Ohr zeigt.

„Du", erklärt der Vatersbruder, „ich habe gestern deinen Pfarrer getroffen!"

Abby verbessert ohne Eifer:

„Unsern Pfarrer! Ich wußte, daß er dich zitieren würde. Die Briefgeschichte ist ja auch zu blöd gewesen."

„Na, na! So ungereimt hat sie denn doch nicht geklungen. Vergiß sie aber! Diesmal ist alles hübscher eingefädelt."

„Nein!"

Abby sagt ruhig „Nein" und setzt das Studium fort.

„Natürlich kann ich dich verstehen", meint der Onkel. „Doch reden wir einmal unverbindlich über die Sache, – als Mann zu Mann!"

Der Junge lacht:

„Als Mann zum Manne, den du am liebsten übers Knie ziehen möchtest!"

„Mit sechzehn Jahren bist du doch kein Kind mehr!"

„Fünfzehn bin ich!"

„Also in dem Alter, wo man ernst genommen werden muß!"

„Von dir? Der du kaum vor unserm Vater das Lachen verlierst? Und eigentlich zähle ich nur vierzehn."

„Ob sechzehn oder vierzehn, ist doch ganz egal! Du denkst und fühlst beinahe wie ein Großer."

„Beinahe, rief der Budenfritz, da flog ihm das Hufeisen hart an der Nase vorbei!"

„Abby, die Angelegenheit ist ernst!"

„So ernst wie du?"

„Nun laß dir, bitte, zureden! Zwei Hunderter kann ich noch in deiner Bücherei investieren, wenn du . . ."

„Bestechung, Onkel! Du willst mich einfach kaufen!"

„Durchaus nicht! Ich will dich überzeugen."

„Ah, das ist deine Kunst. Hat die Methode etwa auch beim Herrn Pfarrer verfangen?"

„Werde nicht zum Lümmel, Kleiner! Der Pfarrer ist ein Ehrenmann."

„Ich will ihm gleichen und versage dir deshalb die Annahme des Geldes und die Mitwirkung am Plane."

„Während der Pfarrer mitmacht?"

„Vielleicht um dich hereinzulegen!"

„Was wagst du zu behaupten?"

„Ich kenne seinen Witz. Er wird dich fangen."

„Ich kenne meinen. Und ich werde ihn . . . ! Doch das ist nicht die Frage. Die Frage ist, ob du uns helfen willst!"

„Dir helfen soll? So meinst du doch?"

„Ich sage: uns! Der Pfarrer will am guten Werke beteiligt sein."

„An welchem guten Werke?"

„Nun, an der Heirat deiner Schwester mit dem Professor Paul Abault! Du weißt es längst."

„Ich weiß nur, daß du komisch wirst. Vorgestern noch hast du erklärt, die Ehe sei eine Erfindung des Bösen. Und heute möchtest du sie deiner eigenen Nichte aufzwingen."

„Das ist nur Spaß gewesen, Abby. In Wirklichkeit ist sie eine Vorbedingung des Glückes."

„Das du dir selber vorenthalten hast?"

„Ich habe eben Pech gehabt."

„Wieso?"

„Mir hat es immer an der Möglichkeit gefehlt, die rechten Bekanntschaften zu machen, um sie zum besten Ende zu führen."

„So, so! Und wie ist das mit einer gewissen Maisy Dillenberg gewesen?"

„Was . . . was weißt du von Maisy Di – –?"

„Und Anna Piepenburg?"

„Anna Pie – –! Kerl, woher – –?"

„Und Mimi Pamper?"

„Mimi Pa – –! Da schlägst's aber – –!"

„Und Margot Flore?"

„Margot Flo – –! Du ausgekochter Lümmel, du! Wer hat dir das verraten? Sprich!"

„Au! So laß mich, Onkel! Alles weiß ich. Von der Schwester habe ich die Angaben. Und die Bestätigung von meinen Kameraden! Jeder ist auf dem laufenden."

„Die Bande! Diese Aasgesellschaft! Dreinhauen solltest du, wenn sie etwas erzählen! Ich will nicht, daß die – –! Doch das geht dich einen Dreck an. Laß sie – –!'

Das Wort versagt sich ihm. Sein Antlitz glüht, und seine Augen drohen. Abby nimmt erschrocken wahr, in welchem Maße der scheinbar dickfellige Onkel aufgebracht ist. So hat er ihn noch nie gesehen. Sollten die Geschichten etwa nicht wahr sein?

„Es ist wahr!" sagt der Erregte, plötzlich wieder Herr seiner Stimme. „Ich habe diese Menschen gut gekannt. Ich habe sie sogar sehr lieb gehabt. Ja, nacheinander! Und nacheinander haben sie geheiratet. Doch andere Männer! Sag das, wenn darüber geredet wird! Und sprechen wir jetzt vernünftig über unsere Sache!"

„Ich glaube nicht, daß es vernünftig sei."

„So nimmst du an, daß ich gesonnen sein könnte, wider die Vernunft zu handeln?"

„Manchmal tust du es schon. Denn immer suchest du zuerst dein eigenes Vergnügen!"

„Und der Pfarrer? Sollte der bereit sein, einen Schabernack zu spielen?"

„Er kann es nicht! Und deshalb sage ich, er sei nicht dabei."

„Herrgott, du bringst mich um mit deiner Zweifelsucht! Ich gebe dir mein Ehrenwort."

„Dein Ehrenwort?"

„Ja, hier!"

„Das ändert – –! Ja, in diesem Falle – –! Nein, ich tu es doch nicht!"

„Und warum?"

„Ich weiß es nicht."

„Nanu, du willst mich wohl – –! Man weiß doch, was man möchte!"

„Hin und wieder fühlt man's nur. So ist es jetzt bei mir."

„Das ist eine irrige Empfindung, Freundchen. Überwinde sie!"

„Nein, laß mich, Onkel!"

Abby wendet sich entschlossen ab und kehrt zu seinen Büchern zurück. Einen Augenblick verharrt der Alte im Schweigen. Dann steht er langsam auf, legt die Hand gewichtvoll auf den Tisch und sagt:

„Es sei! Ich hab es wirklich gut gemeint. Mit dir nicht weniger als mit Susanna. Grüß mir den Pfarrer und erkläre ihm deinen Fall! Auf Wiedersehen!"

Abby hat mit einem Mal den Kopf zurückgeworfen. So hält er an und lauscht. Dann ruft er:

„Onkel!"

„Ja!"

„Wie hast du eben gesagt: die Geschichte sei für mich vom Guten gewesen?"

„Natürlich! Und so habe ich es auch geplant."

„Inwieferne kann ich daran interessiert sein?"

„Mensch, wo hast du deine Grütze?"

„Ich verstehe nicht."

„Du ausgekochter Lackel, du! Wen soll deine Schwester heiraten?"

„Den Poll! Den Pohl Abault!"

„Na, und?"

„Was weiter?"

„Zum Henker, bist du plötzlich so vernagelt? Was wird der Herr Professor, wenn er Susanna heimführt?"

„Ein köstlicher Pantoffelheld!"

„Das auch, das auch! Doch was zuvor?"

„Ein vergeßlicher Bräutigam, der den Regenschirm überreicht und die Blumen in den Stockständer legt!"

„Werde bloß nicht albern! Ich meine, in welch ein Verhältnis tritt er zu dir?"

„Ah, er wird mein Schwager!"

„Endlich!"

„Ich werde ihn wohl duzen müssen!"

„Ohne Zweifel!"

„Er wird womöglich in diesem jämmerlich großen Hause wohnen?"

„Bestimmt!"

„Sodaß ich ihn geistig werde anpumpen dürfen?"

„Selbstverständlich!"

„Er wird mir die allzu schweren Aufgaben erklären müssen?"

„Natürlich!"

„Vielleicht wird er mir als Klassenlehrer günstiger gesinnt sein?"

„Er muß es, wohl oder übel!"

„Hurra, ich bin dabei!"

„So setz dich hin und höre zu!"

Auf diese Weise wird ein pikanter Geheimplan zur Ausführung gebracht. Ein zweites Mal darf sich der Demuth-Onkel ins gespitzte Bärtchen lächeln und vergnügt die Handflächen zusammenlegen, um in ihrer Reibung neues Feuer zu neuen Unternehmungen seiner Art zu gewinnen. Denn zwischen dieser Stunde des Sieges und dem zweitfolgenden Sonntag hat er vieles einzurichten. Ihn drücken nicht, ach nein, ihn stacheln die besonderen Pflichten eines Organisators, der im Namen des Pfarrers und zum Allerbesten der Pfarrei ein Fest beleben muß, das zwischen flämischer Kirmes und Wohltätigkeitsbazar die goldene Mitte wahrt.

Der Pfarrer hält sich hübsch im Hintergrunde, stellt den Eifer des zurückgewonnenen Schäfleins fest und bemerkt die günstigen Erfolge seiner aktiven Werbekraft. Er freut sich, reibt die Hände, läßt die Mienen Glanz gewinnen und erklärt dem eigenen Horchsinn:

„Nun zu unserm Pärchen hin!"

Jawohl, es ist alles nach den geheimen Wünschen der Verschwörer geordnet worden: Susanna Demuth hat den Verkaufsstand übernommen, der unter dem Zeichen einer kunterbunten Auswahl steht, und Paul Abault leitet daneben den Absatz einer Tombola, die nach seiner eigenen Methode tüchtig amtet. Zwischen Krämerladen und Geschäftslokal gibt es, außer drei dünnen Querlatten, keine Scheidewand, die einen Blick- und einen Sprachverkehr zu unterbinden vermöchte.

Sollte das etwa in der Absicht der Pläneschmiede gelegen haben?

Der Pfarrer sagt es nicht, allein er schreitet ohne Zögern, wenn auch von der Rückenseite her, den beiden überdachten Tischen zu, muß plötzlich seinen Gang verhalten, den frischen Schimmer um die Augen auswischen und dem Demuth-Onkel die Gelegenheit zu einem Plausche geben.

Der Demuth-Onkel kommt von links herüber und strebt dem gleichen Ziele zu.

„Hallo, Herr Pfarrer!" sagt er ungeniert. „Wollen Sie schon inspizieren? Noch haben sie nicht Zeit gehabt, sich für die nachbarlichen Kleinwelten bis zur Erklärung zu erwärmen. In zwei Stunden werden sie begünstigt werden."

Der Pfarrer zeigt sich ungehalten:

„Freund", erwidert er, „ich möchte diesmal recht verstanden sein. Nicht bin ich hier, um einer menschlichen Neugierde zu frönen, sondern meine Wanderung gehört zu jenen vielen Aufgaben, die mir aufgegeben worden sind, damit das Heil der Seelen aller Anvertrauten gesichert werde."

„Wie Sie's nennen wollen!" ruft der Jängel-Onkel, schreitet wieder aus und lacht. „Ich gestehe, sozusagen ohne Scham, daß ich die beiden Kinder aus dem Hinterhalte belauern will. Hübsch habe ich das Plätzchen hergerichtet. Ja, Sie werden staunen!"

Der Pfarrer lehnt mit Hand und Zunge ab:

„Wohl kaum! Wohl kaum! Es ziemt sich wirklich nicht, daß ich zum Lauscher werde, wo das Vertrauen meiner – –!"

„Herr, Sie quasseln bloß!" bemerkt brutal der Heiratsmacher. „Zum Ersten ist das Zugucken keine Sünde, nicht wahr? Und zum Zweiten brennen Sie doch darauf, die Kontaktnahme zweier guter Seelen mitzuerleben. Also kommen Sie!"

Der Pfarrer zaudert sichtbar. Soll er? Oder darf er nicht?

Ganz gemächlich zieht er, in der Bahn des Grützekönigs, weiter. Der Jängel-Onkel dämpft bereits die Schritte und gibt mit hochgeschwungenem Arme Vorsichtszeichen. Seine Stimme sinkt in die Flüsterlage ab:

„Da wären wir!"

Er beugt sich vor und rührt die Plantücher an, deren Enden übereinander geschlagen sind.

„Fein gemacht, nicht wahr? Ich schlüpfe rechts, Sie kriechen links hinter diesen Vorhang, und wir befinden uns vor einer leichten Trennwand aus demselben Stoffe, alsodaß wir weder von hüben noch von drüben gesehen werden können. Meine Idee, mein Werk und mein Geheimnis! Nun treten Sie – –! Nanu, was ist denn das?"

Was es ist? Die quicklebendige Bestätigung für die Behauptung, manche Menschlein irrten gründlich, wenn sie annähmen, ihre seltsamen Machenschaften gölten mehr denn sieben Stunden lang als ihr Geheimnis!

Diese Bestätigung zeigt, sobald der Demuth-Onkel zugreift, um sie aus dem dunklen Versteck ins volle Tageslicht zu heben, ein verdattertes Gesicht, das der Pfarrer und der Händler mit dem gleichen Namen in derselben Überraschung bezeichnen:

„Abby!"

Der Onkel möchte Vielerlei hinzufügen und deshalb die Neunzehntelstille brechen, doch der Pfarrer legt den Finger an den Mund und winkt zu den nahen Auslagen hin. Die sorghaften Bewegungen können wohl gewisse Rufe, aber nicht im selben Ausschwung Handlungen im Werden verhindern. Eine Hand fällt wuchtig nieder, und eine Bubenwange fängt intensiv zu glühen an.

„Nicht doch! Nicht doch!" begehrt der Pfarrer auf.

Da ist es schon zu spät. Doch weiß der Studiosus, was sich schickt: er heult nicht, sondern schluckt die Schmerzen mit den Seufzern ab, verschluckt sich und spürt eine Nässe in den Augenwinkeln. Bevor er wischen kann, ist des Onkels Stimme da, die wissen möchte:

„Kerl, wie kamst du da hinein?"

Der Bengel ziert sich nicht. Er flüstert ebenfalls:

„Genau wie du, mein Onkel!"

„Und was wolltest du da drinnen?"

„Dich ersetzen!"

„Lümmel!"

Der Pfarrer greift noch einmal ein. Er ist ganz Priester und Prediger, da er sich also ausläßt:

„Kind, das ist nicht wohlgetan! Das ist ein Akt der Hinterhältigkeit, welcher wider die Bestimmungen der Ehrlichkeit und der Aufrichtigkeit verstößt. Und wie leicht könnten deine Ohren Reden hören, die deine Unschuld verletzen würden!"

Der Jängel-Onkel faucht dazwischen:

„Was haben sie gesagt?"

„Nicht einen Ton!" erwidert der Junge, der sich keinen Zwang antut, die gröbste Enttäuschung zu offenbaren.

„Was?"

Der Pfarrer und der Onkel sind in diesem Ausruf von der gleichen inneren Beschaffenheit: voller Schreck in einer übersteigerten Ungläubigkeit!

Rascher als der Pfarrer hat sich der Onkel gefaßt:

„Drei Stunden lang – und keinen Ton? Das ist unmöglich!"

Abby steht zu seinem Worte:

„Zwei Stunden bin ich da, und während diesen hundertzwanzig Minuten haben sie keine Silbe ausgetauscht."

„So mußt du plötzlich schwerhörig geworden sein!" eifert, fast zu laut, der Demuth-Onkel.

Der Neffe fängt ihn leicht:

„Und vernehme dennoch deine Sätze so, als schrieest du sie mir ins Ohr!"

Das überzeugt den Aufgeregten nicht:

„Ich glaub es nicht. Es kann nicht wahr sein. Geht, ich werde selber eine Weile Horcher sein!"

Er horcht und horcht und muß nach zwei Stunden in der Pfarrersstube sein Nichtbegreifen deutlich zum Ausdruck bringen:

„Ein rechter Grobian, der Herr Professor! Keine Ahnung hat er, was die Höflichkeit von ihm verlangt. Steht den lieben langen Nachmittag fast Arm an Arm mit einer schönen Dame und führt sich wie ein Stockfisch auf! Stock? Dem Stocke müßte er geliefert werden!"

Der Pfarrer hat sich sehr verändert. Voller Frieden ist er, heiter und erleichtert. Sollte Abby etwas – –!

Da fängt der Seelentröster, fröhlich gar, zu widersprechen an:

„Sie sind ein Hitzkopf, Demuth! An Ihren eigenen Flausen kommen Sie zu Zorn und Mißvergnügen. Das kann nicht gut für Ihre Leber sein. Seien Sie glücklich, daß die Dinge so verlaufen! Die Straßen der Liebe gehen nun einmal so, daß wir sie nicht entwirren und noch weniger vorschreiben können. Erkennen Sie diese Wahrheit!"

„Pfarrer, Sie überraschen mich. Gestern so und heute anders! Was ist mit Ihnen gespielt worden?"

„Gestern ein unbefriedigtes Gewissen – und jetzt ein abgeklärtes! Sie sollten sich auch bescheiden!"

„Ich sollte es, jawohl! Denn wer so taktlos auftritt, verdient eine Susanna Demuth nicht. Sie haben recht! Das Umgekehrte unternehmen! Alles tun, um ihn den Frauen widerlich zu machen! Ha, das könnte ein Vergnügen werden!"

Der Pfarrer droht, mit Worten mehr als mit dem ausspendelnden Zeigefinger:

„Freund, mein Freundchen, Sie vergehen sich! Bin ich bis jetzt, ein wenig wider meinen Willen, mit Ihnen gewesen, so kann ich von diesem Augenblick an nur gegen Sie sein. Daß eine unerwartete Enttäuschung Sie derart verwirren und verblenden kann! Ich kenne Sie nicht wieder!"

„Sie werden mich noch kennen lernen!"

„In dieser Bosheit verzichte ich auf die Beleuchtung Ihres Wesens."

„Wer darf von Bosheit reden, wenn ich ein Unschuldslamm vor den möglichen Nachstellungen dieses feierlichen Trottels beschütze?"

„Herr Demuth!"

„Herr Pfarrer!"

„Ich muß Sie bitten, ruhiger zu werden und in meiner Gegenwart nicht gegen eines meiner guten Pfarrkinder ausfällig zu werden."

„Gutes Pfarrkind? Hoho!"

„Sie selber haben es so geschildert!"

„Als ich den Klotz noch nicht gesehen hatte!"

„Schluß damit, mein Lieber!"

„Im Gegenteil! Nun fängt die Geschichte erst im Schöneren an. Auf Wiedersehen!"

Das Wiedersehen findet drei volle Tage später statt. Der Jängel-Onkel hat mit dem Pfarrer abzurechnen: Wareneinkauf, Schaubudeninstallationen, Einnahmen, Spesen -- es ist eine langweilige Sache, wenn Besseres auszurichten wäre.

Der Pfarrer aber, – ja, was hat der Herr denn nur zu lächeln?

„Eine Frage, Freundchen! Hat Ihr flügger Ärger inzwischen seine Schwingen verloren?"

Der Jängel-Onkel härtet mit den Blicken auch die Stimme:

„Das nicht, das nicht! Er hat sich bloß gemausert und hockt vor Wut im linksten Herzenswinkel."

„So lassen Sie ihn hocken, bis er eingeht! Haben Sie Susanna nicht gesprochen?"

„Wozu? Das Ding ist von einer geradezu albernen Ausgelassenheit. Es hat nicht die geringste Ahnung von dem Ernste der Gedanken, die ich seinetwegen zu führen habe."

„Ja, ja, der gute Mann denkt an sich selbst zuletzt!"

„Fangen Sie nicht schon wieder zu psychologisieren an! Überlegen sie lieber mit mir, auf welch köstliche Weise der Mathematikomiker hereinzulegen wäre!"

„Dazu fehlt mir der notwendige Witz, den Sie dagegen in einem solchen Ausmaße besitzen, daß ich wohl viele Minen werde springen lassen müssen, um Ihren Unternehmungen den Sieg zu rauben."

„Das wollten Sie?"

„Das werde ich."

„Sie sind ein ——! Lassen wir's!"

„Lassen Sie's, und alles wird in Lot und Ordnung kommen!"

„Eben nicht! Man muß sich kümmern ——!"

„Um zu einem Sonderkummer zu gelangen, nicht wahr?"

„Schweigen Sie endlich und zählen Sie lieber Ihre Scheine richtig! Das sind fünfundzwanzig und nicht sechsundzwanzig! Nun die Fünfziger! Da! Wenn ich bloß wüßte, was er heute vorhat!"

„Wen meinen Sie?"

„Wen anders als den trockengelegten Rechenakrobaten Paul Abault?"

Paul Abault!

Er steht, in bester Tracht, mit Regenschirm und Blumenstrauß, auf der obersten Stufe einer Haustreppe, betrachtet das Marmorschild mit dem golden leuchtenden Namen, fühlt eine drollige Leere im Magen und einen seltsamen Druck am Halse, legt den Finger, welcher merkwürdigerweise fest und ohne die geringste Zitterbewegung zu drücken vermag, an den Klingelknopf und lauscht mit vorgestrecktem Haupte in die aufgeschreckte Stille hinab.

Die Stille hebt allmählich an, beängstigend zu wirken, so beängstigend, daß der umstummte Herr Professor zweimal den lauernden Drücker zu betätigen wünscht und zweimal vor dem Wagnis zurückschrickt, obschon er die Fülle und die Last des Schweigens nicht lange zu ertragen vermag. Also überwindet er – nach vierundneunzig Sekunden, wie er selber feststellen kann – die Furcht vor der eigenen Kühnheit, schellt erneut und stellt sich zwei Schritte seit- und einen rückwärts.

Dieses Mal wird er gehört – Gehört? Mein Gott, wenn es doch schon „erhört" lauten wollte! –, eine Innentüre schlägt mit Knall ins Schloß, ein lärmvolles Etwas jagt heran und stößt mit Schwung die beiden Holzflügel an, von denen einer aus dem Mittenhalt gerissen wird, ein verärgertes Gesicht erscheint, das lang und länger, weiß und blässer, rot und röter zu werden scheint: das ist Abbys Antlitz!

Abby starrt und steht wie eine Lotgestalt.

Was hat er denn?

Er steht und schweigt. Bewegte er sich bloß, so käme ihm die Rede wieder! Doch er schweigt und blickt den unerwarteten Besucher an, der seinerseits in einer Peinlichkeit zu vereisen droht.

Könnte der Junge nicht einen Schritt beiseite treten? Dann wäre wenigstens der Eingang frei, und alles dürfte sich gemäß den Regeln des normalen Gesellschaftskodexes zutragen. Allein der Öffner hat die Regsamkeit der Glieder zugleich mit der Reaktionsfähigkeit des Geistes verloren. Paul Abault muß selber zu enttauen versuchen, was ihm die Mobilität des eigenen Körpers zu entziehen vermöchte. Es gelingt ihm so, die Distanz zwischen sich und dem Schüler zu verringern und, nach einem Räuspern zur Überwindung der Verlegenheit, den Ansatz zu einem Gespräche loszulösen. Er sagt nur:

„Wäre es wohl gestattet ––?"

Der Klang dieser Stimme schneidet im gespannten Jungenkörper eine Fessel entzwei. Abby spricht.

Abby tritt zurück und sagt:

„Aber natürlich, Herr Professor! Wollen Sie bitte ––! Darf ich Ihren Regenschirm ––! Nein, den Regenschirm, Herr Professor! Danke, Herr Professor!"

Paul Abault empfindet irgendwo zwischen Herz und Geist einen gelinden Stich.

„Demuth", sagt er, lehrerhaft wie immer: „Ich glaube, es ist besser, du unterdrückst den Herrn Professor. Ich meine, -- du ersparst uns diese Formel. Was sich in der Schule geziemt, muß nicht immer zuhause Geltung haben. Merk es dir!"

„Jawohl, Herr Professor!"

Paul Abault spürt und vermerkt die Anrede wie einen Schlag am Herzen, den er nicht ein weiteres Mal registrieren möchte. Deshalb ermahnt er:

„Demuth! Demuth! Du scheinst mir sehr zerstreut --! Doch was rede ich? Abby, kannst du mir sagen, ob deine Schwester daheim ist? Ich meine -- nun ja, ich möchte --! Du hast mich doch verstanden, nicht?"

Der Schüler hat sehr gut begriffen, wenn die Eigenart seines Lächelns für die leichte Auffassungsgabe zeugen soll. Darum antwortet er, ein wenig schüssiger als zuvor:

„Im Salon ist sie und klim --, ich wollte sagen: drinnen spielt sie Klavier und hat eine ausgelassene Stunde!"

Dem Professor stößt ein Rot der Freude ins Gesicht.

„So?" fragt er. „Das hat sie wirklich? Möchtest du ihr nicht dieses Zeichen meiner Verehrung überbringen?"

„Mit Freuden, Herr Professor, – ich meine: mit dem allergrößten Vergnügen, Herr Abault!"

Er packt den hübschen Strauß und eilt davon. Doch plötzlich hält er an, bedenkt ein wichtiges Problem, das ihn unverhofft bedrängen will, dreht sich um und meint:

„Vielleicht wäre es doch angebracht, daß Sie selber --! Susanna würde es jedenfalls begrüßen."

Paul Abault reckt sich unterm Druck einer Lust in einer großen Hoffnung empor:

„Glaubst du wirklich? Ja, es könnte sein! Allein ich weiß nicht, ob es recht ist!"

Der Junge lacht. Wie lacht er nur?

„Es wird schon recht sein, Herr Abault! Der Onkel hat's doch richtig --!"

Der Professor scheint, überlegend, diesen Satztorso überhört zu haben, denn er zögert noch, zupft an den Blumen, fingert an der Kragenbinde, scheint an nichts zu denken und dennoch mit abgewandter Reflexion wissen zu wollen:

„Was hat der Onkel? Und welcher Onkel ist gemeint? Du sprichst verworren, Demuth! Konzentriere dich ein bißchen, wenn ich bitt --! Ach, verzeih mir. Du bist also überzeugt, daß ich gegen keine Anstandsvorschriften verstoße? Ich weiß nicht --!"

„Seien Sie nur ruhig, Herr Abault! In dieser Hinsicht dürfen Sie wahrhaftig unbesorgt sein!"

„Tatsächlich?"

„Gewiß doch!"

„Aber anklopfen? Anklopfen muß ich doch wohl, oder nicht?"

„Freilich! Freilich! Es ist der Brauch."

„Sehr richtig, Demuth! Eine gute alte Vorschrift fordert das. An diese Türe?"

„Ja, Herr Professor!"

Herr Abault zieht den weißen Handschuh seiner Rechten aus und legt dann dreimal vorsichtig den Fingerknöchel an die Holzfüllung. Den Kopf läßt er, in einer Viertelwendung, nach vorne abfallen. So steht und lauscht er. Ja, so lauscht und wartet er, bis Abby losplatzt:

„Aber, Herr Abault! Wie soll die Klimperlie --, ich meine, wie soll Susanna das vernehmen können? Sie müssen schon energischer werden!"

„Energischer? Das könnte flegelhaft erscheinen. Ich möchte kein Gehör verletzen."

„I wo!" ruft der Junge aus. „So zimperlich sind keine Demuths-Ohren! Immer feste ran!"

„Fester? Gut! Ich will's versuchen. Oder nein! Möchtest du nicht so freundlich sein? Weißt du, ich könnte dann den Strauß ein wenig geschickter halten. Es kommt doch jetzt auf den guten Eindruck ––, doch das verstehst du nicht! Bitte, Abby!"

Der Junge hat nicht die geringsten Bedenken. Er gebraucht, um Einlaß zu begehren, nicht die Rückenspitze eines sanften Fingers, sondern die Vorderwucht der ganzen Faust.

Zwar erschrickt vor solchem Lärm der Herr Professor, dem sofort der Zeigefinger wieder hochzuckt, aber Abby beruhigt ihn auf seine Weise:

„Keine Angst, Herr Abault! Die Suse ––, ich meine: die Susanna wird schon nicht in Ohnmacht fallen. Ich kenne ihre Stärke. Sehn Sie nur, da ist sie schon!"

Sie ist wirklich da und blüht wie eine menschgewordene Rose, deren Rot vom Herzen aus gesteigert werden kann.

Herr Abault bringt es, noch in seiner köstlichen Verwirrung, zu einer tadellosen Verneigung und zum Einsatz einer korrekten Ansprache:

„Ich bin gekommen, um ––!"

Da hat die Angeredete ihn bereits in den Nebenraum hineingezogen, dessen Türe sie dem Grinser Abby sozusagen auf der Nase zuschlägt. Dieser weiß sich allerdings auf eine oft erprobte Pennälerart zu helfen: erst legt er das Ohr an die Scheidewand und vernimmt ein ununterscheidbares Geflüster, dann heftet er das Auge an das Schlüsselloch, um leider festzustellen, daß der Rücken des Herrn Abault wohl seine Schneiderreize besitzen, aber keinen Durchblick auf das gewiß absonderliche Gebaren der Schwester gestatten kann. Daß dieser komische Werber auch nicht die vier entscheidenden Schritte nach vorne zur vollkommenen Sichtfreigabe zurücklegen will!

Werber!

Ist er wirklich gekommen, um die Hand dieser gemeingefährlich fröhlichen Suse zu begehren? Was wird dann aber der Demuth-Vater zu sagen haben, der nicht gerade ein Juwel an Zuvorkommenheit oder ein Goldexemplärchen guter Laune verkörpert?

Nun, der gestrenge Herr sitzt in seiner Privatklause, die mit sämtlichen Symbolen und Trophäen des Kontors ausgestattet ist, beugt sich über die Bücher und die Dokumente seines Geschäftsführers und bemüht sich, mit einer grimmigen Miene die Aktiva und mit desolaten Gesichtszügen die Passiva seines Handels zur Kenntnis zu nehmen. Das will sagen, daß er nicht gerade in der Stimmung eines milden Wunscherfüllers ist, der ohne weiteres bereit wäre, die Belastung der Vaterschaft gegen die Doppelwürde eines Papas und eines Schwiegerpapas zu vertauschen.

Dafür befindet sich Susanna in jenem Zustande der Begnadung, der Drachen und Bären, Stubenlöwen und Büroelefanten furchtlos entgegentreten läßt und so zu allen möglichen Siegen durch die brutalste Überraschung befähigt. Freilich muß sogar die Tochter des Hauses dreimal an die Türe schlagen, bevor ein bäßlich tiefer Brummser den Eintritt zu erlauben scheint.

Susanna Demuth und Paul Abault erobern Hand in Hand den Raum. Herr Demuth Senior hat keine Zeit, sich umzudrehen und durch die Betrachtung zweier flammender Gesichter zu einer außergewöhnlichen Verwunderung zu kommen. Er rechnet weiter:

„Sechzehn, zweiundzwanzig, dreißig, neununddreißig, neun, behalte drei – na, was ist denn? – sechs, vierzehn, zwanzig, siebenundzwanzig, sechsunddreißig, dreiundvierzig, drei, behalte vier – ja, was ist denn los? – neun, sechzehn ––!"

Susanna unterbricht und ruft in jugendlichem Eifer:

„Vater!"

Der Grützegroßhändler zählt und fragt:

„Achtundvierzig, fünfzig – ja, mein Kind? – schreibe null, behalte fünf!"

„So dreh dich einmal um!"

„Dreizehn, achtzehn – habe keine Zeit! – fünfundzwanzig ––!"

„Diesmal mußt du welche haben!"

„Dreiunddreißig – was, ich muß? Ich muß nur rechnen und später vielleicht einmal sterben! – neununddreißig, einundvierzig – und was ist nun dein Begehr? – schreibe eins, behalte vier!"

„Ich kann's doch so nicht sagen!"

„Elf, zwanzig, dreiundzwanzig – weshalb nicht, wenn es kein Verbrechen ist? – neunundzwanzig, zweiunddreißig ––!"

„Vater, das schickt sich nicht!"

„Achtunddreißig, dreiundvierzig – was ist denn das für ein Gerede? Es schickt sich nicht! Ich dürfte füglich sagen, wenn ich diesen Wirrwarr hier betrachte, daß sich Manches gar nicht schickt. Doch du? – schreibe drei, behalte vier!"

„Aber, Vater, es ist doch Besuch da!"

„Drei, zwölf, neunzehn – Besuch? Was will er denn: – sechsundzwanzig, dreißig ––!"

„Dir seine Aufwartung machen!"

„Fünfunddreißig, neununddreißig – schön, schön! Soll er einen Augenblick Geduld haben! – siebenundvierzig, sieben, behalte vier!"

„Vater, nein, das geht doch nicht!"

„Neun, sechzehn – entschuldige! Du störst mich sehr! – neunzehn, achtundzwanzig ––!"

„Mit Absicht, Vater! Denn ich möchte heiraten!"

„Siebenunddreißig, fünfundvierzig – das glaub ich, ja, das glaub ich gerne. Alle möchten heiraten, wenn sie in dein Alter kommen. Tue es, mein Kind! – einundfünzig, schreibe eins, behalte fünf!"

„Es ist mein voller Ernst. Und hier ist schon mein Bräutigam!"

Nun fühlt sich Demuth Senior doch getroffen. Er legt den Bleistift hin, rückt bedächtig an der Brille, wendet sich und sieht den jungen Mann recht lange wortlos an. Dann macht er „Hm!" und nochmals „Hm!", dreht sich erneut den Büchern zu und greift zum Rechenstift. Nein, er babbelt nicht mehr Ziffern hin, sondern läßt das Schreibgerät auf den beschriebenen Seiten tanzen.

„So!" sagt er dann. „Der Kerl will dich dem Elternhause entführen? Er gleicht in nichts dem Bilde, das ich mir zurechtgelegt hatte. Ein Federfuchser, der bestimmt nicht rechnen kann! So wirkt er auf mich ein. Ich möchte seine leere Visage sehen, wenn er meine

Sorgen teilen und mit mir herausknobeln müßte, zu welchem Preise ich das Kilo Grütze abzusetzen hätte, wenn mir beim Einkauf von fünfzig Tonnen zu dreihundert Franken pro Doppelzentner ein Zehntel durch Verderb, ein Fünfzehntel beim Mahlen, ein Zweiundvierzigstel beim Verpacken und ein Einundvierzigstel beim Abwiegen verloren ginge und ich dennoch, nach Berechnung einer zehnprozentigen Taxen- und Steuergebühr, rund dreißig Prozent Gewinn herausschlagen möchte. Das wäre ein Gaudium! Denn dein Dingsda ist ja nicht imstande --!"

Der Dingsda mischt sich rasch und fest ins Eingespräch hinein und ruft:

„Genau fünf Franken, Herr Demuth!"

Demuth Senior läßt seinen Gedanken auslaufen:

„ – seine Gehaltsbezüge richtig nachkontrollieren und –!"

Er stutzt mit einem Male so, daß er die letzten Worte fallen läßt. Dafür beschwingt er seine Stimme in dem Ausruf:

„Was haben Sie –? Wie ist das gewesen? Rasch! Wiederholen Sie!"

Paul Abault gehorcht und repetiert:

„Fünf Franken müssen Sie verlangen!"

„Fünf!"

Demuth Senior wirft sich nieder, daß die Drehachse des Stuhles zu ächzen anhebt, wendet sich dem Tische zu und führt den Stift.

„Moment mal!" sagt er. „Denn das wäre ja –! Ich muß es augenblicklich –! Fünfundvierzig –! Setzen Sie sich mittlerweile! Zweiundvierzig –!"

Die beiden Glückskinder lassen sich nieder und halten eng zusammen. Sie sprechen nicht, denn sie lauschen auf das Resultat der Händlertätigkeit, als erwarteten sie ein Gottesurteil. Paul Abault lächelt und hält noch immer den Blumenstrauß in Händen. Susanna scheint zu beben und nicht länger Herrin ihrer Nerven zu sein, da ihre Finger sich im Ärmelstoff des Professors verkrampfen.

„Fünfundvierzig –, fünfzehn –, zweihundert! Hurra! Bravo! Es stimmt! Erstaunlich! Großartig! Phänomenal!"

Er verläßt die Bücher und den Drehstuhl, geht auf die Besucher zu, umarmt die Tochter und erklärt im feierlichsten Tone:

„Kind, ich gratuliere! Das ist ein Mann! Das ist der Mann, wie ich ihn wünsche. Ja, ich habe es gewußt: mein Mädel wird mich nicht enttäuschen! Willkommen, Freund! Sie sind von heute ab in meinen Diensten. Was haben Sie – so geben Sie doch endlich Ihre Blumen ab! – was haben Sie bis jetzt getrieben? Nein, lassen wir's bis nach der Hochzeit! Nicht wahr, Susanna? Wie heißt er übrigens, dein Bursche?"

Susanna freut sich plötzlich ungemessen, denn sie lacht, bis ihre Stimme zu heisern anfängt, und bezwingt sich erst nach einer längeren Weile:

„Gestatte, daß ich dir den ehrenwerten Herrn Professor Paul Abault, seines Zeichens Mathematiker und also Lehrer deines Sohnes Abby, vorstelle!"

Demuth Senior läßt sich nicht so leicht verblüffen.

„Ach deshalb!" sagt er und bestimmt dann mit dem stärksten Nachdruck:

„Bringen Sie dem Filius Ihr Wissen bei! Mehr braucht er nicht. Wenn er im Kopf wie du zu operieren vermag, darf ich beruhigt mein Geschäftchen seiner Führung überlassen. Komm, gehen wir in einen freundlicheren Raum! Der Jängel-Bruder wird sich wundern!"

Der wundert sich so sehr, daß ihm das Wort verschlagen wird.

„Da soll doch ––!" ruft er aus und findet keinen weiteren Ausdruck mehr. Wohl trinkt er auf das Glück der Kinder, doch sein Antlitz will den Wein verbittern. Gegen Mitternacht gelingt ihm, den offenbaren Groll zu überwinden und von der Nichte heimlich zu erfahren, daß die kleine Abendfeier nur die logische Folge einer Begegnung mit gegenseitigen Sympathiebekundungen im Hause einer bekannten Familie sei und gar nichts vom Mirakel oder von der berühmten Liebe auf den ersten Blick enthalte. Man habe sich eben getroffen, wieder getroffen, geschrieben und telephoniert und dann alles nach den Regeln der Ehre und der Ehrlichkeit zu ordnen gewünscht. Das liege drei Monate zurück, nicht mehr, und weise alle

Merkmale der Solidität und sämtliche Versprechen zu einer gut gelingenden Bindung auf. Der Onkel habe doch nichts dagegen?

„Zum Henker!" erklärt der Onkel als Tyrann, „da soll doch Einer mir verraten, warum ihr bloß beim Feste vom vergangenen Sonntag wie chinesische Hausgötzen nebeneinander gestanden seid!"

Susanna läßt der Fröhlichkeit die letzten Zügel frei. Dann erst beugt sie sich zum Vatersbruder hin und flüstert ihm ins Ohr:

„Wenn du noch einmal den Heimlichtuer spielen willst, so mußt du vorher deine Arbeiter zum absoluten Schweigen verpflichten. Die Jungs, die dein Versteck gebaut haben, sind uns gute Warner gewesen. Nichts für ungut, bester Pate! Tröste dich mit Fräulein Bellavista!"

Der Jängel-Onkel sucht dann nächsten Tages nicht die reiche Jungfer, sondern den geplagten Pfarrer auf und sieht sich dort noch nachhaltiger enttäuscht. Denn der Pfarrer hört sich die Nachrichten an, legt erst das Pfeifchen weg und dann die Hauptbedeckung, blickt zum Kruzifix hin und meint, indes er seine Hände faltet:

„Verzeih uns, Herr! In Deine Pläne einzugreifen, ist vermessen. Du leitest, wie Du willst, und leitest immer gut. Hin und wieder führst Du, gegen unsere Wünsche zu dem Ziele, das sich unser Stolz gestellt hatte. Deine Triumphe schlagen uns, sobald wir zum Jubel ansetzen möchten. Du bist groß, und wir sind armselig. Dein sei die Ehre allezeit! Ich danke Dir!"

Ich selber aber?

Nun, ich habe Vieles sagen wollen, allein das Gebet des Pfarrers hat mir den Willen entwünscht. Gegen seine Worte habe ich nichts mehr einzuwenden –, also muß es gut und richtig sein.

JAKOB BLINKLEINS TRAGISCHES SCHICKSAL

Pro domo ein kleines Vorwort, wenn ich bitten darf! Es wäre dem Erzähler lieb, schon um ihn der Verlegenheit zu entziehen, wenn Sie nicht lächelten über dieses Schicksal, das in seiner erschütternden Vollendung komisch wirkt, wenn Sie nicht geringschätzend die Schulter zuckten über das Ungewisse und das Unbestimmte, das in dieser Erzählung die größere Rolle spielt. Denn ich versichere Ihnen: die Geschichte ist wahr und wirklich und der Held wesenhaft; ich bürge für die historischen Tatsachen, weil sie unauslöschlich eingeschrieben sind im Herzen meines Herbergvaters, der Jakob Blinklein noch gesehen und gesprochen hat.

Es wäre interessant, ja, in gewisser Hinsicht äußerst vorteilhaft, zu wissen, wo Jakob Blinklein das Licht der Welt erblickte. Aber ein unbegreifliches Dunkel hält sich hartnäckig über dem Leben dieses eigenartigen Menschen; man hat nie in Erfahrung bringen können, ob er der Geburt nach Deutscher oder Luxemburger war. Weder in Asselborn, wo er die Hälfte seines Lebens verbrachte, noch in Pronsfeld, wo seine Mutter begraben liegt und wo sein Vater spurlos verschwand, kennen Taufbuch oder Zivilstandsregister den Namen Jakob Blinklein. Feststeht jedenfalls, daß er einen fremdklingenden Akzent redete und daß sein ganzes Wesen ein unnennbares Kunterbunt war von abertausend Wunderlichkeiten. So lebte und so verging er im historischen Milieu der Asselborner Heide.

Für unsere Zwecke sind die Jahre zwischen Geburt und Hörigkeit auch ganz ohne Belang. Aus dem Jaköbchen wurde allmählich, wir nehmen das an, ein Jakob, der zunahm wie an Ruhm, so an Alter und an Heimlichkeit. Nur die eine, ebenso köstliche wie wahre Episode aus dem Leben des seßhaften Vagabunden sei hervorgehoben, weil sie den späteren Ruhm begründete und weil bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal der Ausspruch fiel: „Ich bin Jakob Blinklein, und mein

Urvater nistete hoch in den Wipfeln der Bibel!" Ob ein Augenzeuge die Begebenheit eidlich erhärten konnte, weiß ich wirklich nicht, aber man nahm sie, tief verwundert zwar, dennoch als Faktum an, wenn Jakob Blinklein, der leidenschaftlich gern erzählte, also zu sagen pflegte:

Eines Tages übertrat ich das Verbot des Fischfanges auf fremden Gründen. Ins Wässerchen, das Asselborn von ferne grüßt, spannte ich meine Legangeln aus. Da es Abend wurde und das Starren und Horchen ins fließende Murmeln ermüdete, und da die Luft schwül und schwer und voll des dumpfen Heuduftes war, der von der andern Seite des Baches herüberkam, ging ich hin, legte mich mitten in einen Heuhaufen hinein und ließ die Angeln sich seliggelassen im Wasser baden. Es wurde Nacht, und langsam schlief ich ein. So tief und fest, daß ich weder Donnerrollen noch Regenrauschen hörte. Aber als es Tag wurde und ich erwachte, – wo, denken Sie, befand ich mich? Mitten in meinem Heuhaufen am Ufer der Mosel! Ungeheure, sandgelbe Fluten schmuggelten unsere aufgelöste Erde und Ernte ins Deutsche Reich hinüber. So hatte es geregnet!

Und so begann Jakob Blinkleins ruhmreiche Fahrt durch die letzten Lebensjahre. Außergewöhnlich wie der Beginn, sollte auch das Ende sein.

Schon um des Verständnisses der nachfolgenden Erzählung willen lohnt sich, auf eine Gewohnheit des Helden näher einzugehen. Jakob Blinklein lebte nur von Hasenbraten. Das war nun Erbgut der Blinkleinschen Familie. Denn schon sein Vater und sein Großvater hatten mit derselben Gemütlichkeit Hasenbraten wie ihr berühmter Sohn und Enkel gegessen. Das war ihr großes Geheimnis, das unverraten weiterging von Erstgeburt zu Erstgeburt: wie sie mühelos Hasen fingen, ohne je mit dem Gesetze in Konflikt zu kommen.

Jakob verletzte die Heiligkeit der Tradition und verwirkte so sein Leben. Die ganze Schuld an seinem Schicksal falle über den hasengierigen Kapellenpeter, der die Quintessenz der Schmeichelkunst wie die Gründe seiner Hosentaschen kannte und so, unter der taktischen Zuhilfenahme der Schnapsflasche, am Kirmesfreitag des Jahres achtzehnhundertdreiundneunzig gegen acht Uhr abends dem furchtbar

aufgeräumten Jakob das Geheimnis entreißen konnte. Es wurde in diesen Worten dem fiebernd Lauschenden erschlossen:

Ich hab's von meinem Großvater, denn meinen Vater habe ich nie gekannt. Als Großvater nur noch zwei Atemzüge zu leben hatte, flüsterte er mir in abgerissenen Wortfetzen das Geheimnis ins Ohr: An der Schneide zweier Jahre, punkt Mitternacht, nimm die Blase eines toten Hasenvaters, presse sie in eine Flasche! Nimm die Pflanze Uxius Cruxius – nur uns bekannt – stopfe auch sie hinein! Schüttle drei Tage lang, dreimal am Tage je dreiunddreißig Sekunden lang die Flasche; sprich dabei die Worte: Ha! sengra, senha, senkom, menha, senge hen! Reibe dir sodann vom Inhalt über die Schuhe und wandere über Feld! Den Erfolg wirst du sehen!

Da lachte der Kapellenpeter sich wirklich einen Buckel. Mit einem Male aber wurde er wild, schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: er verbitte sich jede Narretei auf seine Kosten! Jakob Blinklein lächelte still und sagte gelassen: Mumpitz hin und Mumpitz her, ich werde fett dabei!

Breit setzte sich dann die Stille zwischen die beiden, drei Minuten lang, und warf in zierlich abgemessenen Zwischenpausen ein Ticken schwingend in den Raum. Der Kapellenpeter schwamm ringend in den Wellen einer inneren Ungewißheit und erkämpfte mit sichtbarer Anstrengung die ruhigen Ufer seiner vielgerühmten Pfiffigkeit. Jakob Blinklein lächelte. Ein lustiges Zwinkern schaukelte still und selig in den leichten Augenlidern. Schließlich winkte dem Kapellenpeter der rettende Vorschlag: Morgen nimmst du mich mit, dann werde ich sehen! Obschon Jakob Blinklein plötzlich die Vision des sterbenden Großvaters kurz, deutlich und drohend vor Augen hatte, war er dennoch einverstanden, dem ungläubigen Thomas die Erfolgssicherheit seines Patentmittels zu bezeugen.

In aller Herrgottsfrühe schlenderte anderntags der Kapellenpeter über Feld. Etliche seiner geschickt verborgenen Schlingen fand er bei diesem außerdienstlichen Revidieren leer. Mißmut stieg ein in sein Herz, und Flüche kollerten laut in den Morgen. Als aber Peter bei Jakob Blinklein eintrat, verflog seine ganze triste Stimmung.

Jakob saß in der dunkelsten Ecke seiner Kammer und starrte mit erzwungener Ausdauer die Decke an. Der Kapellenpeter sprach auf

ihn ein, jener antwortete nicht. Der Kapellenpeter erinnerte an ein Versprechen, Jakob blieb stumm. Peter fluchte zum Steinerweichen. Da drehte sich Jakob um und sagte, seltsam ruhig und langsam:

Ich gehe nicht mehr mit. Mein Lieber, wenn du erlebt hättest, was ich erlebt habe in dieser Nacht!

Dann wieder wurde er der warme Alte, dem die Ironie blinkend im Auge saß.

Siehst du, nachdem ich mir die Schuhe etwas fester eingerieben hatte als gewöhnlich, kein Wunder übrigens bei dieser übermäßigen Fracht an Alkohol, zog ich heut nacht für mich allein über Feld. So Stunde um Stunde, bis mir die Müdigkeit in die Glieder stieg. Da legte ich mich zum Schlafe nieder. Mitten ins Feld. Ich träumte schrecklich von tausend Hasen, die mich lauernd umstanden. Ein Kribbeln rann mein Ohr entlang. Da dacht' ich mir: deine Hand hast du so im Schlafe gerührt. Ein Kribbeln strich sanft meine Nase hinunter. Ich dachte nur: deine Hand hat so die Nase gekitzelt. Ein Kribbeln streifte mein rechtes Bein. Mein linkes dann. Da wurde ich wach und schob die Hand ganz sachte das Bein hinunter, griff plötzlich zu und packte einen Hasen. Ein fester Löffelschlag streckte ihn nieder. Ich griff nach rechts und packte einen Hasen. Mir wurde Angst. Leis, ganz leise trug ich die Hand hinter den Rücken. Da fühlte es sich hasenweich, soweit ich fühlen konnte. Mir fuhr der Schreck in alle Glieder. Drei Hasen ergriff ich – dort unterm Bette liegen sie, sie seien dein! – und jagte querfeldein. Und hinter mir kam ein tausendweises Trippeln. Schnell und lautlos. Ich flog mit der Tür ins Haus, raffte mich auf, schloß ab. Doch als ich im grauenden Morgen durch das Fenster blickte: – da standen Hasen in braunen Fluten. Sie sahen mich an, regungslos und starr, Stunden lang. Die Flut schwoll an, wuchs hinaus bis zum fernen Waldesrand. Und erst als die Sonne kam, zogen sie ab, zögernd und drohend. O diese Drohung im Hasenblick, es ist schrecklich, sag ich dir!

Den Kapellenpeter packte ein seltsames Gruseln. Scheue Blicke sandte er durchs Fenster. „Unglaublich!" sagte er und wollte gehen. Jakob Blinklein rief ihm nach: „Vergiß bloß deine Hasen nicht!"

Das waren die letzten Worte, die man von ihm hörte. Denn, als er vierzehn Tage verschollen blieb und als man seine Wohnung aufbrach, fand man diese leer und verlassen. Nur ein eigenartiger Duft erfüllte den Raum. Ein polizeilicher Bericht erwähnt noch dieses: im Bodenstaube fand man unzählbare kleine Tritte, ähnlich den Hasentritten, und in der Ecke einer Kammer etliche Knochensplitter.

Und es kam die Sage auf: die Hasen hätten Rache genommen am Verräter des uralten Geheimnisses und hätten ihn aufgefressen bei Haut und Haar. Allerdings ging auch einige Zeit das Gerücht um: Jakob Blinklein habe aus ganz bestimmten Gründen die Flucht ergriffen und sei erst viel später in Amerika arm und verlassen gestorben. Tatsächlich kommt ein wenig bekannter, aber von tiefer Sachkenntnis beschwerter, fachwissenschaftlicher Artikel dieser Zeit in seiner wunderbar klaren und ausgedehnten Untersuchung zu diesem Schlusse: Besagte Knochensplitter sind nicht Menschen-, sondern Hasenknochensplitter. Es steht mir nicht zu, diese ehemals heftig umstrittene Frage hier zu lösen. Das sei Berufeneren überlassen. Ich schließe mich Jakob Blinkleins tiefen Worten an: „Die Welt ist ein ungeheures Fragezeichen, im kleinen wie im großen."